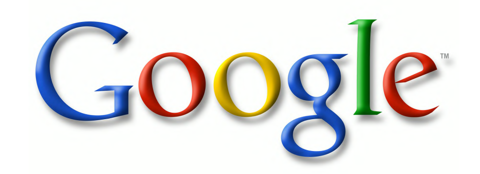
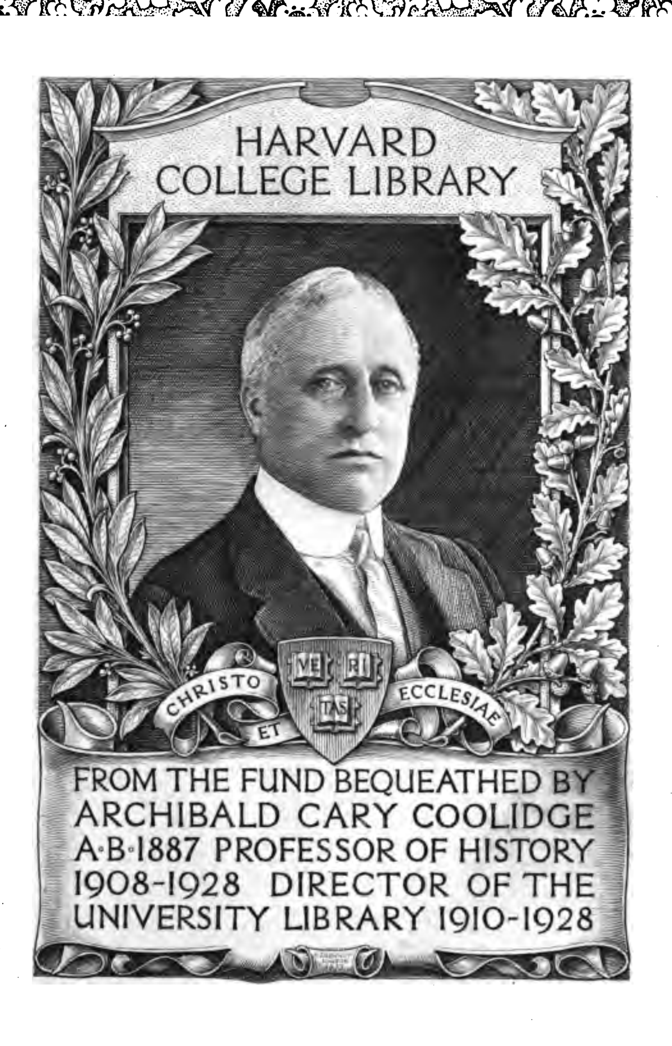
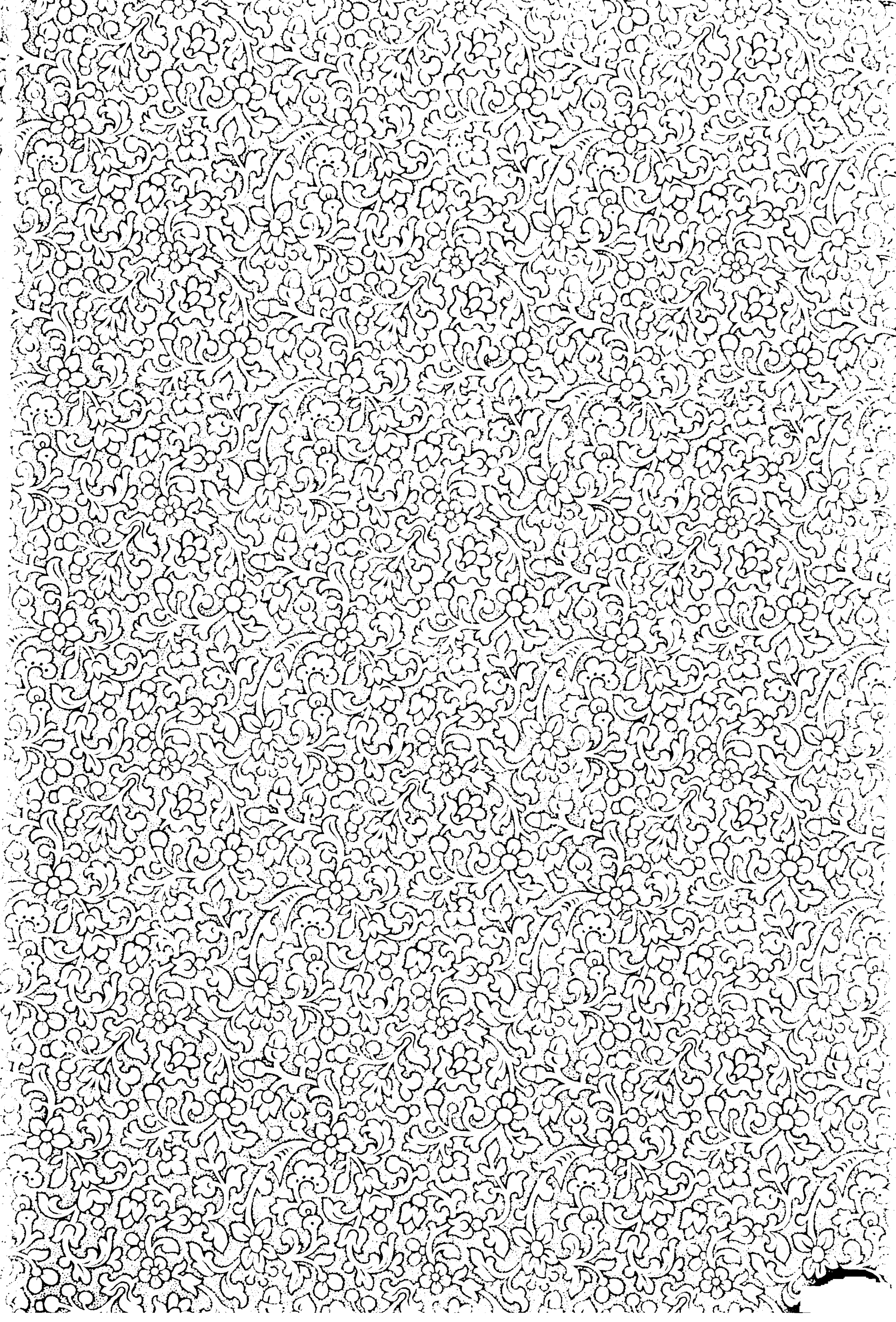



Badens Wehr
für
Deutsche
1870
1871


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928



A. Guntermann

Mit Badens Wehr

für deutsche Ehr.



Mit Badens Wehr
für deutsche Ehr.

Die badischen Truppen und ihre Anteilnahme

am

Einigungskriege

dargestellt von

A. Guntermann.

Mit einem Bilde, zehn Gefechtsskizzen und einer Uebersichtskarte.

Zweite Auflage.

Freiburg in Baden
Verlag von Lorenz & Waetzel.
1895.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort.

Es giebt Schriftsteller, die im Vorwort ebenso viel versprechen, als sie im Text nicht halten. Solche Leute betrügen ihre Leser und sich selber. Das letztere ist am mißlichsten. Denn während die Leser mit einem kräftigen deutschen Fluche zu etwas besserem übergehen können, verfällt der ungetreue Verfasser unweigerlich moralischen, künstlerischen und anderen Gewissensbissen und einer mit Recht vernichtenden Kritik der berufenen Rezensenten.

Als ich, vor einem Jahre etwa, zur Darstellung der Badener Kriegsfahrt 1870/71 schritt, da leuchtete mir diese Wahrheit recht deutlich in die geistigen Augen. Und so verschob ich die viel versprechende Einleitung hinter den erfüllenden Schluß, schreibe ich jetzt das Vor- in der Form eines Nachworts.

Wie ich nun sehe, war diese Vorsichtsmaßregel überflüssig. Ich blieb mir getreu, ich schrieb mein Werk von der ersten bis zur letzten Seite im Stile und Charakter eines Volksbuches, so wie ich es von Anfang an gewollt. Dennoch bin ich mir ob meiner Aengstlichkeit nicht böse. Denn nun kann ich meinem Leser aus dem Volk ein Wörtchen sagen, wozu ich vor einem Jahre schlechterdings nicht befähigt gewesen wäre. Dieses Wörtchen aber heißt:

> Lieber Deutscher, du hast keine größere Verpflichtung, als dein Volk, dein Vaterland kennen zu lernen; dann wirst du es verstehen und würdigen, dann wirst du ihm vertrauen, und so mit ihm groß bleiben, wie du mit ihm groß geworden bist . . . .

Man hört zuweilen: wer immer in seinen vier Pfählen gehaust hat, kennt sie gründlich. Wenn's doch so wäre! Die Wahrheit aber ist: wer immer in seinen vier Pfählen gehaust hat, kennt nur seine vier Pfähle. Ist sein Bett weich, so lobt er's über alle Maßen, ist sein Bett hart, so tadelt er's über alle Maßen. Ist sein Dach regendicht, so hält er's für das beste der Welt, läßt sein Dach den Regen durch, so giebt es kein schlechteres unter dem Himmel. Daß es anderweitig vielleicht noch weichere oder noch härtere Betten, noch bessere oder noch schlechtere Dächer giebt, das kommt ihm gar nicht in den Sinn, denn davon — weiß er ja nichts. Davon sollte er aber wissen, um gerecht zu urteilen. Denn erst der Vergleich giebt den richtigen, ja überhaupt den Maßstab für groß und klein, gut und schlecht. Wie niemand so thöricht sein wird, ein Knäuel Garn am Knäuel selbst zu messen, so sollte er auch nicht sein Haus mit dem Haus, sein Vaterland mit dem Vaterlande vergleichen. Die Elle zeigt dir die Länge des Garns, dein Nachbarhaus giebt dir ein Urteil über das eigene, und in der Fremde spiegelt sich dein Vaterland. Willst du also dein Vaterland recht kennen lernen, so geh' hinaus in die weite Welt.

Wenn du aber hinausgehst, so wappne dich mit zweierlei, mit Kaltblütigkeit und mit Ehrlichkeit. So viele Enttäuschungen wirst du erfahren, daß sie dir ohne Kaltblütigkeit das Herz brechen würden. Und beim Vergleichen mußt du stets bedenken, daß Volksgemeinschaften nicht neben einander stehen wie die Gräser des Feldes, sondern wie Brüder verschiedenen Alters, verschiedener Begabung, verschiedener Gestalt und deshalb — verschiedener Geschichte.

Sei nicht so närrisch wie die Schnecke, die da sagte: „Des Königs Schloß ist doch ein gar unnützes Ding, der König kann's ja nicht mit sich herumtragen zum Schutz gegen Wetter und Widersacher; da lobe ich mir mein transportables, angewachsenes Häuschen, obgleich es gottverdammmich! schon an allen Ecken Löcher hat." Sei aber auch nicht so närrisch wie der Storch, der in Deutschland sagte: „Hier ist gut sein. Es ist zwar nicht besonders

warm, aber es regnet zuweilen und dann wird der Sumpf naß und die Frösche werden billig." Und als er in Egypten weilte: „Hier ist gut sein. Es ist zwar sehr heiß, aber im Schlamme des Nils ist es kühl und ich habe wohlfeilen Fleischmarkt alle Tage!" Der Vergleich der Schnecke war einseitig: sie verglich nur die Häuser, aber nicht deren Bewohner. Der Storch war charakterlos: wo sein Leib Befriedigung fand, da war er zu Hause, um Nahrung für Gemüt und Geist aber sorgte er nicht.

Wenn du nun mit bester Absicht und redlichem Vollbringen die Fremde durchstreift hast, dann wirst du heimkehren mit diesem Bewußtsein:

1. Es giebt schönere Länder wie Deutschland, es giebt auch reichere, aber es giebt keins, in dem die Menschen glücklicher wären. Und der Deutsche vornehmlich fühlt sich überall unglücklicher als daheim. Denn sein Denken und Fühlen wird in der Fremde wenig oder gar nicht verstanden. Was er von ganzem Herzen liebt, wird draußen häufig mißachtet, und was er unter seiner Würde hält, ist draußen oft Lebensbedingung. Er ist eben Deutscher, und wenn er im Ausland wirklich gedeiht, so ist es nur in der Rolle eines Pfropfreises, das den *fremden* Volksstamm veredelt. Auf deutschem Boden ist der Deutsche gewachsen, deutscher Boden ernährt ihn am besten.

2. Es giebt kein Schlaraffenland auf Erden und es hat niemals eines gegeben, und wenn hundert Märchenbücher erzählen: es war einmal. Diese Wahrheit paßt für jedes fremde Land, sie paßt natürlich auch für Deutschland. Ueberall liegt wenigstens etwas im argen und häufig sehr viel. Aber eine Nation gleicht doch nicht einem starren Felsenblock, der sich nicht verschönern und vergrößern läßt, der nur abnehmen kann von Jahr zu Jahr unter den zerstörenden Einflüssen von Wind und Wetter. Eine Nation gleicht vielmehr einem Baum, der beständig wächst und sich ausbreitet. Was heute noch klein ist im Leben der Nation wird über Jahr und Tag groß sein, der Zweig, der heute noch zittert unter der Last *einer* Frucht, wird in bälde hundert Früchte tragen können mit Leichtigkeit. Bedingung

nur ist, daß die Wurzel gesund und die Rinde unversehrt sei, daß kein jäher Sturm ihn breche und des Himmels Blitze ihn meiden. Rinde und Wurzel deines Volksstammes bist du selbst, deutscher Mann. Deine Thaten sind wie der Saft, der durch den Baum rollt, den Stamm stärkend, die Zweige weitend, Blätter, Blüten und Früchte treibend. Der Sturm bist du selbst nicht, aber an dir liegt es, deine Nation so zu kräftigen, daß sie dem Sturm standhalte. Und den himmlischen Blitz, des Weltenlenkers Strafgericht an sündigen Völkern, den wird deine Nation so lange meiden, als die Mehrzahl ihrer Glieder sich bewußt ist, daß Religion nicht bloß ein eitler Schmuck des Lebens ist, sondern der Urgrund seines Glücks und seines Bestehens.

Zweierlei also hat dich die Fremde gelehrt. Einmal, daß dein Vaterland nicht schlechter ist als andere Länder, daß es für dich sogar besser ist. Dann, daß du und deinesgleichen fähig und berufen seid, was noch klein ist im Leben der Nation groß zu machen, und was dir nicht gefällt, in gefällige Form zu kleiden. Also schiele nicht nach außerhalb, wenn es dir daheim nicht auf den ersten Wurf gelingt, sondern blicke in dich und um dich. In dir wirst du eine Fülle urwüchsiger Kraft entdecken, und um dich ein kerngesundes Volk, das nur zu vertrauen braucht seiner Macht und Größe, um so groß und mächtig zu bleiben, wie es sich geschaffen hat im Einigungskriege 1870/71.

Chicago, Ill., im April 1895.

Der Verfasser.

Ursachen des Krieges.

Der Krieg mit Frankreich lag in der Luft. Und die Luft war schwül und schwer. Wie Alpdrücken lastete es auf Handel und Wandel. Und gar viele gab es, die den Gewittersturm herbeisehnten, der reinigend durch die Welt fahre, der dem Gerechten seine Rechte garantiere.

Wie aber war das gekommen?

Deutsche Waffen hatten gesiegt 1864, 1866. Preußische Politik hatte einen eisernen Treuring geschmiedet um die lang entzweiten Bruderstämme. Nach langem Siechtum, langer Schwäche begann Deutschland an Haupt und Gliedern zu gesunden, zu erstarken. Frei und selbstbewußt trat es wieder in den Rat der großen Nationen.

Frankreich aber war gefallen. Mißlungen war ihm die Expedition nach Mexiko. Die Preisgabe des Kaisers Maximilian, seines eigenen Geschöpfes, diskreditierte es in den Augen der politischen Welt. Die mißglückte Vermittelung im preußisch-österreichischen Kriege galt mit Recht als staatsmännische Niederlage.

Deutschland stieg, Frankreich sank. Die Machtverhältnisse begannen sich allmählich zu verschieben und die Zügel der europäischen Politik langsam aus den geschickten Händen

Napoleons in die eisernen Fäuste des großen Kanzlers zu gleiten.

Der Krieg mit Frankreich lag in der Luft. Denn welche große Nation ließe sich gutwillig die schönste Blüte im Kranze ihres Ruhmes rauben?! Vom Volke der gloire war das am wenigsten zu erwarten.

Frankreich wollte den Krieg. Und wer noch irgend daran zweifelte, den mußte die französische Presse baldigst überzeugen. Da stand es zu lesen in großen und kleinen, in offiziösen und nichtoffiziösen Zeitungen, in gelehrten, Klatsch- und Schmutzblättern täglich und immer wieder: die Erstarkung Preußen-Deutschlands bedroht das europäische Gleichgewicht. — Nur die Abtretung des ganzen linken Rheinufers vermag es wiederherzustellen. — Der Rhein ist Frankreichs natürliche Grenze. — Rache für Sadowa! . . . .

Der Krieg mit Frankreich lag in der Luft. Alle Welt wußte, es bedürfe nur noch des Funkens, der in das geöffnete Pulverfaß schlage, nur noch des kleinen oder großen Anlasses, der die Gewaltthätigkeit Frankreichs mit einem Schein des Rechtes umkleide.

Die Luxemburger Frage (1867) stieg am politischen Horizont herauf, eine dunkle, wetterschwangre Wolkenwand. Aber die Weisheit und Mäßigung König Wilhelms zerstreuten noch einmal des Himmels Blitze.

Die spanische Thronkandidatur warf ihre Gewitterschatten über Europa. Aber die edle Selbstverleugnung des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen ließ auch dieses düstere Gewölk verfliegen.

Da aber schwand dem bösen Nachbar die Geduld. Er stellte an den König von Preußen das ungeheuerliche Ansinnen, dem Prinzen Leopold die spanische Kandidatur

ein für alle Mal zu verbieten, ja an den Kaiser Napoleon wegen dieser vermessenen Throngelüste eines Hohenzollern eine Art Entschuldigungsbrief zu schreiben.

Diese Unverschämtheit machte der deutschen Zurückhaltung ein Ende. König Wilhelm ließ dem französischen Botschafter die Thüre weisen mit einem energischen: „Niemals!“ — Und der Anlaß zum Kriege war gefunden.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch das beleidigte (!) Frankreich. Noch in derselben Nacht, da Benedetti die Kunde des Geschehenen nach Paris brachte (14/15. Juli), wurden die französischen Reserven einberufen, in der Kammer stimmten 240 gegen 10 Abgeordnete jubelnd für den Krieg — und am 19. Juli wurde die offizielle Kriegserklärung in Berlin überreicht.

Der Gewittersturm der die Welt reinigen, der dem Gerechten sein Recht garantieren sollte, er war da.

Deutschlands Einigkeit.

Deutschlands Einigkeit!? — Ja, lieber Leser, so selbstverständlich war das anno 70 nicht. Seit Jahrhunderten hatten die deutschen Stämme in trauriger Verblendung mit einander gehadert, und kaum 4 Jahre war es damals her, daß sich unser Vaterland wiedergefunden. Kaum 4 Jahre, eine kurze Zeit, um so viel Gegensätze zu versöhnen, vor allem um das Gefühl der gewaltsamen Zurechtweisung (1866) in den Gemütern der Süddeutschen und Neupreußen zu verlöschen. Und dann gab es ja auch noch kein direktes Band, das alle Deutschen aneinander schloß. Nur die Staaten nördlich des Main waren zum sogenannten „Nord-

deutschen Bunde" unter Preußens Führung zusammengetreten; Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt aber hatten sich nur für den Fall eines Krieges dem Könige von Preußen als Bundesfeldherrn untergeordnet. Wer bürgte dafür, daß die Schutz- und Trutzverträge zwischen Nord und Süd nicht im Ernstfalle versagten? Noch hatte sich die Bundestreue nicht bewähren können.

Aber während es wohl in Deutschland niemanden gab, der ernstlich an dem Zusammenhalten der Reichsglieder zweifelte, Napoleon III. glaubte mit dem alten Zwiespalt rechnen zu dürfen. Und er wandte sich an die süddeutschen Fürsten mit der Aufforderung, neutral zu bleiben, in welchem Fall er ihnen ihr Land garantieren wolle. Seht, so tief hatte uns der alte Bruderzwist in den Augen der Welt herabgewürdigt, daß uns ein Fremdling solch' schmählichen Treubruch zumuten konnte. Welches aber war die Antwort? Wie ein Mann erhob sich das deutsche Volk vom Meeresstrand bis zu den ragenden Alpen, die Beleidigung, die dem greisen König Wilhelm angethan, ein jeder empfand sie als die eigene, und jeder war entschlossen, sie mit Preisgabe seines Herzbluts an dem frechen Franken zu rächen. Eine Begeisterung ging durch die deutschen Lande, die an die Zeiten der Freiheitskriege erinnerte. Die Reise König Wilhelms aus Ems, wo er zur Kur geweilt, nach Berlin glich einem Triumphzuge; und nicht nur jenseits des Mains: in München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt fanden rauschende Kundgebungen statt, ja wo sich nur zwei deutsche Herzen zusammenfanden, da ertönte jubelnd das Losungswort: „Mit Gott für Fürst und Vaterland!" Das Vaterland aber war jetzt das große „deutsche".

Und Baden, das doch der Rachgier des Feindes zunächst ausgesetzt war, gab seiner echt deutschen Gesinnung

noch ganz besonderen Ausdruck. Schon am 16. Juli, dem ersten Tage der Mobilmachung, war der diesseitige Teil der Kehler Eisenbahnbrücke abgedreht, waren die Pontons der Schiffbrücke abgefahren worden, am 22. Juli wurde dieses stolze Bauwerk durch badische Pioniere in die Luft gesprengt. Die Erde erbebte, zum Himmel schäumten die Wellen des Rheins, bis in das Elsaß flogen die Splitter zertrümmerter Größe, und weithin verkündete der dumpfe Knall der Explosion, daß hier ein deutscher Fürst, ein deutscher Stamm das letzte Band mit der treulosen Fremde zerrissen habe.

Gott mit uns!

Ein dumpfer Schlag! — zum Himmel steigt empor
Graunvoll die schwarze Wolke und verwehet —
Die Trümmer stürzen — — ein verworrner Hauf'
Von Holz, Stein, Eisen, Land und Strom besäet.
Was ist geschehn? Die Brück' zu Kehl am Rhein,
Das schöne Friedenswerk flog in die Winde! —
Ihr Trümmerhaufe soll die Antwort sein,
Daß sich in Deutschland kein Verräter finde. . . .

(Adolf Katsch.)

Die Mobilmachung.

Trotz allem Kriegsgeschrei war der Gedanke, daß es demnächst losginge, doch noch nicht so recht volkstümlich geworden. Nur in den politischen Mittelpunkten, in größeren Städten, wo man aufmerksam die Zeitungsberichte verfolgte, war man sich des Ernstes der Lage ziemlich bewußt geworden. Aber auch hier hatte schließlich die vorsichtige Haltung der Regierung einschläfernd gewirkt. Man sah keine ungewöhnlichen Vorbereitungen, die Truppen hiel-

deutschen Bunde“ unter Preußens Führung zusammengetreten; Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt aber hatten sich nur für den Fall eines Krieges dem Könige von Preußen als Bundesfeldherrn untergeordnet. Wer bürgte dafür, daß die Schutz- und Trutzverträge zwischen Nord und Süd nicht im Ernstfalle versagten? Noch hatte sich die Bundestreue nicht bewähren können.

Aber während es wohl in Deutschland niemanden gab, der ernstlich an dem Zusammenhalten der Reichsglieder zweifelte, Napoleon III. glaubte mit dem alten Zwiespalt rechnen zu dürfen. Und er wandte sich an die süddeutschen Fürsten mit der Aufforderung, neutral zu bleiben, in welchem Fall er ihnen ihr Land garantieren wolle. Seht, so tief hatte uns der alte Bruderzwist in den Augen der Welt herabgewürdigt, daß uns ein Fremdling solch' schmählichen Treubruch zumuten konnte. Welches aber war die Antwort? Wie ein Mann erhob sich das deutsche Volk vom Meeresstrand bis zu den ragenden Alpen, die Beleidigung, die dem greisen König Wilhelm angethan, ein jeder empfand sie als die eigene, und jeder war entschlossen, sie mit Preisgabe seines Herzbluts an dem frechen Franken zu rächen. Eine Begeisterung ging durch die deutschen Lande, die an die Zeiten der Freiheitskriege erinnerte. Die Reise König Wilhelms aus Ems, wo er zur Kur geweilt, nach Berlin glich einem Triumphzuge; und nicht nur jenseits des Mains: in München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt fanden rauschende Kundgebungen statt, ja wo sich nur zwei deutsche Herzen zusammenfanden, da ertönte jubelnd das Losungswort: „Mit Gott für Fürst und Vaterland!“ Das Vaterland aber war jetzt das große „deutsche“.

Und Baden, das doch der Rachgier des Feindes zunächst ausgesetzt war, gab seiner echt deutschen Gesinnung

noch ganz besonderen Ausdruck. Schon am 16. Juli, dem ersten Tage der Mobilmachung, war der diesseitige Teil der Kehler Eisenbahnbrücke abgedreht, waren die Pontons der Schiffbrücke abgefahren worden, am 22. Juli wurde dieses stolze Bauwerk durch badische Pioniere in die Luft gesprengt. Die Erde erbebte, zum Himmel schäumten die Wellen des Rheins, bis in das Elsaß flogen die Splitter zertrümmerter Größe, und weithin verkündete der dumpfe Knall der Explosion, daß hier ein deutscher Fürst, ein deutscher Stamm das letzte Band mit der treulosen Fremde zerrissen habe.

Gott mit uns!

Ein dumpfer Schlag! — zum Himmel steigt empor
Graunvoll die schwarze Wolke und verwehet —
Die Trümmer stürzen — — ein verworrner Hauf'
Von Holz, Stein, Eisen, Land und Strom besäet.
Was ist geschehn? Die Brück' zu Kehl am Rhein,
Das schöne Friedenswerk flog in die Winde! —
Ihr Trümmerhaufe soll die Antwort sein,
Daß sich in Deutschland kein Verräter finde. . . .

(Adolf Ratsch.)

Die Mobilmachung.

Trotz allem Kriegsgeschrei war der Gedanke, daß es demnächst losginge, doch noch nicht so recht volkstümlich geworden. Nur in den politischen Mittelpunkten, in größeren Städten, wo man aufmerksam die Zeitungsberichte verfolgte, war man sich des Ernstes der Lage ziemlich bewußt geworden. Aber auch hier hatte schließlich die vorsichtige Haltung der Regierung einschläfernd gewirkt. Man sah keine ungewöhnlichen Vorbereitungen, die Truppen hiel-

ten ihre regelrechten Friedensübungen ab, ja die große Zahl der Ernteurlauber ließ geradezu ein Gefühl der Sicherheit im Volke aufkeimen.

So war der 15. Juli herangekommen. Es war ein heißer Tag. Die Straßen der badischen Residenz lagen öde unter den Strahlen der Sommersonne; wer wollte sich auch auf glühendem Pflaster die Sohlen verbrennen!

Plötzlich, in später Nachmittagsstunde, tönt Trommelwirbel durch die menschenleeren Gassen. Erschreckt, erstaunt lauschen die Karlsruher den dumpfen Schlägen. — „Generalmarsch?!" Und wie von der Tarantel gestochen springt Alt und Jung auf Straßen und Märkte. „Was ist geschehn? — Giebt's Krieg? — Ist der Feind im Land?" So und anders rufen Neugier, Angst und fröhliche Kampfeslust wirr durcheinander. Soldaten eilen vorüber, sie wissen nichts; woher auch, sie wollen ja erst nach der Kaserne. Hinter ihnen drein die Menge. Vor dem Kasernengitter stehen sie. Ei, welch' ein Leben da drinnen! In Uniform, im Drillichrock läuft 's hin und her, raus und rein. Kommandos und Donnerwetter. Und jetzt ein neuer Trommelwirbel. Eine dunkle Masse zieht sich quer über den Hof. Der Kommandeur reitet vor die Front. Eine kurze, markige Ansprache. Ein dreifach donnerndes Hurra! Die Regimentsmusik spielt „die Wacht am Rhein". Und brausend fällt die vielköpfige Menge da draußen in das deutscheste Lied ein, dessen Intonation ihr mit einem Schlag die Kriegserklärung enthüllt.

Ja die Würfel sind gefallen. Noch zwar ist die offizielle Kriegserklärung nicht erfolgt, aber auf die Kunde von der Einberufung der französischen Reserven hat unser erlauchter Landesherr, der Großherzog, die Mobilmachung der Badischen Division von heute, dem 15. Juli ab befohlen. —

Mobilmachung! Welche Fülle von Arbeit faßt dieses eine Wort in sich zusammen! Dazu gehörte zunächst die schleunige Armierung der Festung Rastatt. Denn wer konnte wissen, ob nicht der Feind einen Handstreich gegen dieses Vorwerk deutscher Kraft beabsichtigte. Da mußten die Thorpassagen und alle sonstigen Zu- und Ausgänge doppelte Verschlüsse erhalten. Verpallisadierungen mußten angebracht, die Festungsgräben bewässert und das Vorterrain freigelegt werden. Da mußten die Wälle mit schweren Geschützen armiert, das Pulver aus den Friedens- in die Kriegsmagazine überführt, die Munition in bombensichere Räume gebracht werden. Da war vor allem die Magenfrage sorgsamst zu berücksichtigen. Der eiserne Friedensbestand der Proviant- und Fouragemagazine reichte bei weitem nicht aus. Mehl, Hülsenfrüchte, Salz, Heu und ganze Herden von lebendem Vieh mußten herbeigeschafft werden. An allen Thoren, auf allen Wällen, in allen Straßen erscholl das Hämmern und Klopfen der Werkleute, das Rollen der Geschütze und Proviantwagen, das Schimpfen und Stöhnen der Packträger, das Mäh und Muh der vierbeinigen Garnison. Und die Besatzung selbst, Infanterie, Pioniere, Artilleristen, mußten auf dem beständigen Qui vive? erhalten werden.

Und was Rastatt im Kleinen, war Baden im Großen. Es war ja das Glacis Deutschlands, wie einmal ein fremder Offizier gesagt. Jeden Augenblick mußte es einer französischen Invasion gewärtig sein. Da konnte das Rüsten gar nicht schnell genug vor sich gehen.

Schon am ersten Mobilmachungstage, dem 16. Juli, wurde deshalb die ganze Division per Fußmarsch oder Eisenbahn zwischen Karlsruhe und Rastatt gesammelt. Die Augmentationsmannschaften mochten sehen, wie sie sich zu

ihrem Truppenteil hinfanden. Aber sie fanden sich. Und bald wimmelte es in den Garnisonen von Landwehrleuten und Reservisten älterer und ältester Garnitur. Da waren Soldaten bis zurück zum 60er Jahrgang, Männer mit großen Bärten und Civilbäuchen ersten Ranges. Und alle diese mußten eingekleidet, bewaffnet und notdürftig wieder eingedrillt werden. Da erscholl manch' kräftiger Fluch der Kammer-Unteroffiziere, wenn sich die Bierbäuche auch gar nicht mehr in die Jünglingsröcke fügen wollten, und mancher alte Sergeant schrie sich die Lunge in den Hals, eh' das Griffekloppen wieder sein musikalisches Ohr befriedigte. Und nun erst Feldartillerie und Reiterei! Die sollten ebenso viel Menschen als Pferde für den Krieg witzigen. Und diese Biester, die ihr Lebtag keinen Protzkasten hinter sich und keine dicken Dragoner auf sich gefühlt hatten, thaten ihr Bestes, ihre Dienstuntauglichkeit durch Stürzen, Beißen und zeitweiliges Ausschlagen zu beweisen. Kreuzhimmeldonnerwetter! da hätte die Geduld scheffelweise auf den Exerzierplätzen feil stehen sollen.

Und doch, es ging glatt wie am Schnürchen. Die vorzügliche Organisation aller unsrer Militärverhältnisse, vor allem die beispiellose Hingabe jedes Einzelnen an die ihm gestellte Aufgabe förderten das Rüstungswerk, als ob der Sturmwind durch das Räderwerk dieser verzwickten Maschinerie sause.

Schon am 22. Juli, dem sechsten Mobilmachungstage, konnten die Kriegsvorbereitungen als im wesentlichen beendet angesehen werden. 35181 Mann Feld-, Besatzungs-, Ersatztruppen standen bereit, in Feindes Land zu marschieren. Und am gleichen Tage flog die Kehler Brücke in die Luft, am gleichen Tage erging von der Großherzoglichen Regierung die offizielle Erklärung, „daß sie sich auf Grund ihres

Alliancevertrages mit Preußen und infolge der französischen Kriegserklärung an letzteres, als im Kriegszustand mit ihm befindlich betrachte."

Mit Gott in den Kampf, hurra! —

Immer langsam voran!

Immer langsam voran, immer langsam voran! . . . ja, so hätten die Badener singen dürfen. Schon am 23. Juli war die ganze Division schlagfertig zwischen Mörsch und Karlsruhe konzentriert, und noch am 30. hatte sie keinen Centimeter Fortschritt nach Westen gemacht. Warum? Nun der Grund war einfach. Den Franzosen, die's doch so eilig gehabt mit dem Kriegserklären, war's auf einmal gar nicht mehr darum zu thun: kein Chassepot, keine Mitrailleuse ließ sich sehen. Und unser Oberkommando, dem ein bißchen Galgenfrist zur Vervollkommnung der deutschen Heere ganz erwünscht war, that's dem Feinde gleich. Da wäre nun eigentlich nichts einzuwenden gewesen, im Gegenteil: je kräftiger unsere Fäuste wurden, desto fester konnten wir nachher zuschlagen. Aber wo blieb die Rauflust unserer Buben und Bengel? die kam allemal zu kurz. Und die Badener besonders hatten bei diesem Frieden im Krieg keineswegs das bessere Teil erwählt. Stete Kampfbereitschaft hatten sie wie alle andern, Wache schinden mußten sie wie alle andern, und das am Rhein entlang von Maxau bis Kehl hinauf und drüben an der Grenze der bayrischen Pfalz. Aber daneben wurden ihnen die beschwerlichsten Dinge zugemutet, wie nicht allen andern. Im Schwarzwald mußten sie Straßen verbarrikadieren (die über den Kniebis), in der

Ebene Eisenbahnen sprengfertig machen (Offenburg-Hausach, Kehl-Offenburg), Telegraphen zerstören (längs des Rheins), Fähren abfahren, Brücken abholzen (über den Rhein) und zuguterletzt noch die Murgmündung durch versenkte Steinschiffe zurammeln; kurzum: alles, was einem Franzosen zur Fortbewegung seines Leibes oder seiner Gedanken hätte dienen können, mußten sie um's Leben bringen. Und dazu die leidige Spionage! Alle Tage zog Infanterie zu Wagen an den Rhein, um Schiffer und Fischer auszuhorchen, ob sich jenseits der Sandbänke noch nichts geregt hätte. Die aber wußten meist nur von den blauen Röcken der französischen Douaniers zu erzählen, die unsere Rothosenfresser doch gar nicht interessieren konnten. Und vor allem fluchten unsere Genies. Was wurde denen nicht alles zugeschoben! Die Kehler Brücke mußten sie sprengen, die Maxauer dafür aus Leibeskräften über Wasser halten. Eine solide Stromsperre oberhalb der Brücke, eine 12pfünder Batterie diesseits, ein Brückenkopf jenseits des Flusses, dazu für alle Fälle ein Schienenweg auf der Chaussee Germersheim-Bruchsal zum Abfahren der Pontons. Das waren alles Kleinigkeiten, für die's weder Verdienstmedaillen, noch eiserne Kreuze gab. Und nun noch Exerzieren, Tiraillieren, Schießübungen auf die greulichsten Turko- und Zuavenbilder — potztausend! da hört denn doch schließlich die Gemütlichkeit mal auf. Oder nicht? Nein, bei aller Kampfeslust überwog doch der Gedanke, unsere Heeresleitung wisse schon, was zu thun rechtens sei. Und dieses Vertrauen auf die Führer mußte schon bei den Soldaten entstehen, denn zu sehr in die Augen springend war ja die Ordnung, die Pünktlichkeit und ganz besonders die Ruhe, mit der sich alle diese umständlichen Kriegszurüstungen vollzogen. Um so mehr, als alles darauf hindeutete, daß bei den Franzosen das gerade

Gegenteil der Fall war. Denn warum sonst hatten sie den Vorteil vorzeitiger Mobilmachung preisgegeben?!

Und noch etwas kam hinzu, was mit der augenblicklichen Thatenlosigkeit versöhnte: manch' kostbares Stündlein fiel für ein letztes Beisammensein mit den teuren Angehörigen ab. Stündlein! ja, als der Kronprinz die Vereinigung der Badischen Division bei Mühlburg befahl, noch ein ganzer lieber langer Tag.

Es war der 31. Juli, ein Sonntag.

Eine gewaltige Menschenmenge strömte aus Karlsruhe und der Umgebung in das Mühlburger Biwak. Personen jeden Standes, Männer, Frauen, Kinder belebten bunt durcheinander das kriegerische Bild. Das war ein Händeschütteln, ein emsiges Geschwätz, tausend Fragen, tausend Antworten. Und der reine Liebeshandel wurde da getrieben mit allen möglichen und unmöglichen Soldatenbedürfnissen: Cognac, Cigarren, Wein, Wurst, Socken, Hemden, Nastüchel, Gebetbücher, Amulets, auch wohl die Photographie der Liebsten oder der treuen Mutter. Die einen lustig bis zur tollsten Ausgelassenheit, traurig die andern zum Sterben. Nicht dasselbe ist's, den Familienvater hinauszusenden in Kampf und Not, nicht dasselbe, den stolzesten der Söhne am Altare des Vaterlandes zu opfern. Hier weint vielleicht nur das Mütterlein, wenn dereinst der düstere Bote ins Haus tritt, dort aber umringen drei, vier Lockenköpfe scheu den fremden Mann, der ihrer guten Mama das Herz gebrochen mit seinem großen schwarzen Schreiben. Und heute, da die Stunde des Abschieds genaht, scheint sich die Zukunft in der Gegenwart zu spiegeln.

Und dennoch in seiner Gesamtheit ist es ein heiteres Bild. Die Freude am Dasein überwiegt, Hoffnung und Siegeszuversicht schwellen die Brust, die Augen blitzen und

manch' kernig deutsches Wort geht von Mund zu Munde. Und als nun gar der geliebte Großherzog am Nachmittage das Lager bereitet, seinen wackeren Kriegern Gruß und Dank zu sagen für ihre todverachtende Treue, da flammt in aller Herzen die Begeisterung zum lohenden Brande auf, in seiner reinen Glut erstickend die Schmerzen des Abschieds, die Thränen verzweifelten Herzeleids. Donnernd hallen die Hurras und Hochs auf den Landesvater, die edlen Fürsten Deutschlands, das geeinte Volk durch das weite Biwak, und manch' feuriges Lied braust durch die sommerliche Luft.

Ja sommerlich ist es. Golden scheint die Sonne herab auf all den Jubel und Trubel. Tausendfach spiegelt sie sich in den blanken Waffen und Uniformen. Und das Auge kann sich nicht satt sehen an dem bewegten Leben, wie es hindurchwogt zwischen den Strohhütten der Offiziere, den aufparkierten Geschützen, den zusammengekoppelten Pferden, wie auseinander, ineinander fließen Krieg und Frieden, Frieden und Krieg, ein rechtes Abbild des Daseins, das wir in all seinem Widerspruch, seiner Unvollkommenheit das menschliche nennen.

Die Nacht sinkt hernieder. Die Trommeln rasseln und mahnen ans Scheiden und Schlafengehen. Wachtfeuer flammen auf, soweit das Auge reicht. All die Lieben haben das Biwak verlassen. Nur der Nachtwind hat noch freie Fahrt: herüber, hinüber huscht er, in seinem Mantel bergend Grüße und Küsse, den letzten Segen, das letzte Gelübde derer, die sich lieben bis in den Tod. —

An den Rhein.

Was hatten die Franzosen gesagt, als sie sich so tollkühn in das Kriegsabenteuer stürzten? „Wir frühstücken in Köln, speisen zu Mittag in Berlin und nehmen unser Abendessen in Königsberg!“ — Prost die Mahlzeit! Da war mal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Aber auch ohne die Gäste, denn solche Extravaganzen zahlt man mit schlagfertigen Soldaten, und die — waren in Frankreich so rar wie die Mücken im November. Recht gehabt hatten unsere Soldaten, als sie hinter der Kampfdrückerei der Franzosen etwas Faules im Staate Napoleons suchten. In der That, eine heillose Verwirrung herrschte im französischen Heerlager. Da fand der General keinen Soldaten, der Soldat keinen General. In den Proviantwagen war Luft, in den Gamaschen Löcher. Die Säbel waren stumpf und die Mitrailleusen hatten keine Patronen. Das Schlimmste aber war, daß man gar nicht so recht wußte, wie, wo und wann man die Deutschen aushauen sollte. Denn daß man sie noch aushauen würde, darüber bestand bei den urteilsfähigen Franzosen keine Meinungsverschiedenheit.

Nun, und wir? Warum machen wir dem Gaukelspiel nicht ein Ende? „Immer sachte!“ sagt der Berliner, und Kronprinz Fritze war einer. „Erst hübsch Pfennig zu Pfennig gelegt, bis ein Thaler wird, und für den kannst du dir schließlich schon den Franzmann kaufen.“ Na, der Thaler ist jetzt beisammen, d. h. wenn du eine halbe Million Streiter und so etwas wie 1500 Geschütze dafür hinnimmst. Soviel aber sind jetzt an den Thoren Frankreichs versammelt. Und jetzt, gelt, kann's losgehen. Hurra!

Drei deutsche Armeen stehen an der Grenze. Die I. unter General Steinmetz in der Rheinprovinz, die II. unter Prinz Friedrich Karl in der hessischen und bayerischen Pfalz, die III. unter dem Kronprinzen ebenfalls in der bayerischen Pfalz und in Baden. Zu dieser letzten gehören wir; und wir sind's auch, die samt den Württembergern noch immer vor der Maxauer Brücke stehen, als ob wir dächten, die Pontons bissen uns in die Beine. Doch heut, am 2. August, hat's mit dem Heimsitzen ein End. Der Kronprinz will mal die schwarzen Turkos etwas näher besehen. Wetter noch mal, da sollten wir nicht dabei sein!?

Dirum! dirum! dirum! — Generalmarsch!

Und jauchzend springen die Dragoner in die Sättel, die Kanoniere auf die Protzkasten, die Infanterie in ihr funkelnagelneues Schuhzeug. Schnell wie der Blitz ist die Badische Division gewappnet, leuchtend wie der Blitz fährt sie durch das lachende Land gen Maxau an den Rhein, den herrlichen deutschen Rhein.

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

In Feindes Land.

Von fern und nah waren Badener an die Schiffbrücke bei Maxau geströmt, um ihren Kriegern ein letztes Lebewohl zu sagen.

Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, da endlich Pferdegetrappel, in hellen Wolken wirbelt der Staub über die Chaussee, Helmspitzen und Waffen glitzern im Sonnenschein — „sie kommen, sie kommen!“ Hüte werden geschwenkt, Tücher flattern in der Luft und unter brausendem Hurra mit klingendem Spiel betreten die 3. Dragoner als die Ersten die schwankende Brücke. Noch hat der letzte Blaurock Pfälzer Boden nicht berührt, da Trommelschlag und Pfeifengetön, „die Leibgrenadiere!“ rauscht es durch die Menge, und wieder „hurra! hurra!“ in endloser Begeisterung. Strammen Schritts ziehen sie vorüber, an 3000 Mann, die Blüte des badischen Volkes. Ist es doch, als ob die Tannen des Schwarzwalds herabgestiegen wären, ihren Schwestern drüben im Wasgenwald sturmgerüttelt zu künden, daß sie zusammengehören in Sonnenschein und Ungewitter. — Und wieder wird das Spiel gerührt. Dumpf rasselt das Erz der Geschütze auf dem Holze der Schiffbrücke, hell auf rauschen die Wogen des Rheins, und wie ein Zwiegespräch klingt es zwischen dem ernsten schlachtengerüsteten Manne und seinem zitternden, schluchzenden Kinde. Und wieder zieht es heran. Pioniere mit Aexten und Spaten und all ihrem wunderlichen Handwerkszeug, ein Bild des Friedens im Kriegsgewand. Und nun die lange Wagenreihe des Sanitätszuges: lustig flattern die weißen Fähnlein mit dem roten Kreuze, als freuten sie sich schon jetzt all des Guten und Herzerhebenden, das sie hellen Auges beschirmen sollen. — Und wieder Infanterie, Artillerie, Kavallerie ... in unabsehbarer Reihe wälzt es sich dahin, Zug auf Zug, Geschütz auf Geschütz, Kolonne auf Kolonne. Und nicht enden will das Jauchzen, das Hurra, nicht enden das Schutz- und Trutzlied der Deutschen, „die Wacht am Rhein“. Und über all dem Jubel breitet sich, warm und

mild, der Abendsonne Schein. So segnet der Himmel selbst das große Beginnen. . . . .

Bei Pfortz in der Pfalz wurden Biwaks bezogen. Die badische und die württembergische Division wurden unter dem Befehl des Generallieutenants von Werder zu einem Korps zusammengezogen. Es bildete den linken Flügel der III. Armee. Der 3. August war Ruhetäg. 128 Bataillone, 102 Schwadronen, 80 Batterien waren bereit zum ersten entscheidenden Stoße. Am 4. August begann der Vormarsch.

Schon um 3 Uhr in der Frühe blies es Reveille, und eilend erhoben sich die Truppen von ihrem unerquicklichen Lager, denn in Strömen hatte es die Nacht zuvor geregnet, regnete es noch. Rasch einen Schluck heißen Kaffees, scharf werden die Gewehre geladen, eine kurze Ansprache der Kommandeure und vorwärts.

Regenschleier breiten sich über das Heer, Wasser tropft von Waffen und Gepäck, bis an die Knöchel versinken die Menschen, bis an die Achsen die Fahrzeuge im Moraste des Bienwaldes. Aber in das Hüh und Hott der Kanoniere, das Pfützengestampfe der Reiter und Infanteristen klingt und singt es, als käme der sonnige Lenz dahergezogen mit seinem Heere von Singvögeln, denn heute, heute geht's ja ins Feindesland.

Schon um 5 Uhr früh besetzte die Avantgarde Lauterburg, die erste französische Stadt. Nach und nach rückten auch die übrigen Truppen ein und breiteten sich längs der Sauer aus. Vorposten wurden über den Fluß geschoben, die Mannschaften blieben in Bereitschaft. Wo war der Feind? Nirgends wurde er gefühlt. Und auch sonst schien sich der Vormarsch glücklich vollzogen zu haben.

Plötzlich aber, gegen 10 Uhr, ein Kanonenschuß von

NW. her. Wieder einer, mehrere, immer heftiger wird das Geschieße — eine wahre Kanonade! Jetzt auch Gewehrfeuer: lang rollende Salven und knatternde Einzelschüsse. Ganz wie auf dem Manöverfeld. Doch was ist das? — Ein durchdringender, krachender Ton, unheimlich fast in seiner Fremdartigkeit! — „Mitrailleusen!“ geht's von Mund zu Munde. Und schnell hat sich der Witz der Kanoniere mit ihrer frechen Gosch abgefunden: „Rätschen sind's,“ und „Rätschen“ — „Rätschen“ echot das gelungene Wort in der lachenden Runde. Und doch verschließt sich keiner dem Ernst der Lage. Eine fieberhafte Spannung hat sich der Truppen bemächtigt. Man sieht die Wolken des Pulverdampfes, klar heben sie sich von dem düsteren Regenhimmel ab. Noch stehen sie mit dem Gefecht. Doch jetzt: sie avancieren hier, dort, auf der ganzen Linie — Sieg! Sieg! Und in einem hellen Jubelruf löst sich die Spannung der letzten Stunde.

Und recht geraten, es war ein Sieg, den Deutsche bei Weißenburg vom Erbfeind erstritten. Am Nachmittage kam die Freudenbotschaft. Preußen und Bayern haben die französische Division Abel Douay überrascht und gänzlich zersprengt. Tausend unverwundete Gefangene, ein erobertes Geschütz. Das war ein Jubilieren im badischen Lager. Wein wurde in Lauterburg requiriert und mit welschem Roten angestoßen auf welsches Verderben. „Aber das nächste Mal sind wir auch dabei, hurra!“ .....

Am 5. August folgte die III. Armee dem sich nach W. zusammenziehenden Feinde.

Mit klingendem Spiel verließen Badener und Württemberger Lauterburg. Es war ein heißer Tag. Nicht den geringsten Schatten boten die schlechten Feldwege, und erbarmungslos sandte die Sonne ihre glühenden Strahlen

auf die schwergerüsteten Krieger. Aber was that's? War's im Manöver etwa gemütlicher? Und hier hatte man obenein die Freude von gestern, die Hoffnung auf morgen. Leicht mußten sich da Marschbeschwerden ertragen lassen. Wenn sich der Feind nur einmal gestellt hätte. Aber mit ein paar Avantgardenscharmützeln hatte es sein Bewenden. Und am Abend rückte man mit vollen Patronentaschen in die Biwaks bei Aschbach.

Die waren unbehaglich genug. Nach der Hitze des Tages gab es nicht einmal hinreichend Trinkwasser. Auch an Brot und Fleisch fehlte es. Man riß Kartoffeln aus den Feldern und sott sie in den Kochgeschirren oder briet sie in der heißen Asche. Dazu hatte der Himmel seine Schleußen von neuem geöffnet. Und als sich die ermüdeten Glieder endlich in dem aufgeweichten Lehmboden ausstreckten, da übermannte wohl auch diesen oder jenen ein Gefühl der Bangigkeit. Denn weithin auf den Höhen im W. schimmerten die französischen Biwakfeuer gleich Irrlichtern der Schlacht. Man stand vor einer, vielleicht blutigen Entscheidung. . . . .

Am 6. August sollte die III. Armee enger zusammenschließen und Front nach W. nehmen gegen den hinter der Sauer postierten Feind. Nur das Korps Werder sollte, Front nach S., den Hagenauer Wald beobachten. Im übrigen war der Tag zur Ruhe bestimmt.

Es sollte anders kommen.

Schon in den Morgenstunden, während des Marsches in die angewiesenen Stellungen hallte Kanonendonner von NW. her. Um 11 Uhr meldete General von Bose, daß er mit dem XI. preußischen Korps in der Richtung des Geschützfeuers auf Gunstett vorrücke. Und sofort entschloß sich Werder, ihm mit den Württembergern zu folgen.

Die Badische Division sollte vorerst stehen bleiben. Sie erhielt die Erlaubnis zum Abkochen. Rasch waren die Zurüstungen in vollem Gange. Die Kessel brodelten am Feuer; einige Glückliche hatten nach Verlauf einer Stunde ihren Hunger auch bereits gestillt. Da plötzlich gegen 12 Uhr mittags wurde das Biwak alarmiert.

Soeben war Oberstlieutenant von Leszczynski aus dem großen Hauptquartier gekehrt. Der Kronprinz hatte bestimmt, das Korps Werder solle ruhen, da das hörbar gewordene Gefecht abgebrochen werde. Leszczynski aber hatte sich auf dem Rückweg von der zum Schlimmen veränderten Sachlage überzeugt und riet dringend zum Aufbruch. Eilends wurden die Kochkessel umgestürzt. In wenigen Minuten war die Division marschbereit. Und vorwärts ging's auf den Schlachtenlärm zu. Nur die Reiterbrigade blieb zur Beobachtung des Hagenauer Waldes.

Schon war man eine Stunde auf den Beinen, da kam der direkte Befehl des Kronprinzen, der die Badische Division zunächst bis Surburg beorderte. Und jetzt erhielt man auch durch den Ordonnanzoffizier den ersten näheren Bericht von den Ereignissen bei Wörth. Seit 9½ Uhr tobte dort eine gewaltige, blutige Schlacht. In aller Frühe mit der Rekognoscierung einer preußischen Brigade begonnen, hatte der Kampf durch das Eingreifen der bayrischen und übrigen preußischen Truppen bald größeren Umfang und einen so heftigen Charakter angenommen, daß er nicht mehr abgebrochen werden konnte. Er mußte zu Ende geführt, der Feind zur Aufgabe seiner schier unangreifbaren Stellung auf den Höhen jenseits der Sauer gezwungen werden. Alle Kräfte waren dafür einzusetzen; auch den Badenern winkte nun einmal Ruhm und Sieg.

Das war den Schwarzwaldsöhnen willkommene Kunde.

Dichter schlossen sich ihre klirrenden Glieder, und unwillkürlich drängten die kampflustigen Herzen nach vorwärts.

Welch aufregender Marsch! Heftiger und heftiger wurde der Kanonendonner. In weiter Ferne schwebten und schwankten die kreisrunden Wölkchen der krepierenden Granaten in der Luft in dichter Anzahl und stetig sich erneuernd. Bläulicher Pulverdampf lagerte über den Waldungen, das Kennzeichen erbitterten Infanteriegefechts. Feuersbrünste röteten den Horizont.

Peinliche Ungeduld lagerte auf allen Gesichtern und „vorwärts! vorwärts!" rollte es durch die Reihen.

Auf den Höhen von Surburg ein kurzer Halt. Ungeheurer Pulverdampf bedeckte das Gelände, grell zerrissen von dem rastlosen Feuer der Geschütze.

Und weiter ging's durch Surburg hindurch, näher und näher dem Schlachtengetümmel. Thüren und Fenster waren in dem Orte zertrümmert von den Württembergern, auf die man beim Durchmarsche hinterrücks gefeuert. Ein unheimlicher Anblick! Und immer schrecklichere Spuren des Kampfes. Am Wege füsilierte Bauern, die sich im fanatischen Patriotismus an deutschen Soldaten vergriffen. Dann die ersten Opfer der Schlacht. Leichtverwundete mit verbundenem Kopf, den Arm in der Schlinge. Schwerverwundete auf Wagen, ächzend und stöhnend im grimmen Schmerz. Verbandplätze voll zuckender Menschenleiber. Und nun auch Gefangene. In großen und kleinen Trupps, ohne Waffen, die Uniformen zerrissen und blutgetränkt, im Angesichte Verzweiflung, Wut oder starre Ergebung. Ordonnanzen sprengen vorüber: „Es steht gut!" Ein brausendes Hurra und „vorwärts, vorwärts!" Trains sperren den Weg, man windet sich hindurch, Geschütze und Reiter traben über das Feld — nur immer vorwärts. Mann und Roß

setzen den letzten Atem ein. Der Gras-, der Niederwald werden durchhastet. Und da, endlich breitet sich das Schlachtgefilde aus vor den sehnenden Augen.

Gunstett ist erreicht. Es ist 4½ Uhr nachmittags. Das Ganze halt! schmettern Hörner und Trompeten. Und Gewehr bei Fuß entrollt sich vor ihnen auf den Höhen jenseits der Sauer der letzte Akt des schauerlichen Dramas. Von vorn und hinten, rechts und links stürmen preußische, bayrische, württembergische Bataillone zum letzten, zum Todesstoße vor gegen Fröschweiler, das Herz des Feindes. Aus Pulverdampf, Staubwolken, lohenden Flammen, den dumpfen Schlag der Trommeln, den grellen Ruf der Hörner, das rasende Gewehrfeuer laut übertönend, hallt donnergewaltig das deutsche Hurra. Und „hurra, hurra!“ brandet es zurück von den Berghängen. Und geschlagen ist der Feind, Mac Mahons Armee vernichtet.

Stiller und stiller wird es auf den Höhen, weiter und weiter entfernt sich Gewehr- und Geschützfeuer, ein Zeichen der rastlosen Verfolgung des Siegers.

Des Siegers! Wieder einmal hatten die Badener nicht dabei sein dürfen. Preußen, Bayern und Württemberger hatten sich unvergänglichen Lorbeer gepflückt, die Badener allein waren leer ausgegangen. Aber dem Unmut blieb nicht Raum in der Seele des jungen Soldaten; ganz füllten sie aus die Eindrücke vom Schlachtgefild.

Welch ein Anblick! Wie übersät war die weite Flur mit Toten und Verwundeten. Reiterlose Pferde strauchelten zwischen den Menschenleibern umher oder rasten sinnlos, von irgend einem Schreckgebild gespornt, über das Feld, bis ein neuer Wahn sie zügelte und sie zitternd mit fliegenden Weichen und schaumbedecktem Gebiß im wildesten Ga-

lopp erstarrten. Brennende Ortschaften im Thal und auf den Höhen. Dazwischen wie emsige Ameisen die Krankenträger bei ihrem schmerzlichen Geschäft. Und über all dem Seltsamen und Schrecklichen brüteten wesenlos die Nebel des Pulverdampfes, des Weihrauchs der Schlacht.

Auf den Gunstetter Höhen bezog die Badische Division Biwaks. Gunstett selbst lag zur Hälfte in Asche und Trümmern. Aber an Ruhe war da nicht zu denken. Wohin das Auge schweifte, Elend und Entsetzen. Im Dorfe unter einem Baum ein Haufe Bauern, militärisch bewacht. Sie haben auf Verwundete geschossen, ja einem derselben die Augen ausgestochen; der Tod ist ihnen gewiß. Heulend, händeringend umgeben sie ihre Weiber und Kinder. Mit einem Gefühl des Schauders und Ekels zugleich wenden wir uns ab. Gefangene werden eingebracht, zu Hunderten, Tausenden, dem Auge eine unerschöpfliche Quelle bald komischer, bald mitleidiger Verwunderung in ihrem bunten Farbengemisch, in ihrem jammervollen Aufzuge. Hier die hünenhaften Gestalten der Kürassiere in der herrlichen Uniform des I. Kaiserreichs, vom Erzhelm flatternd, prächtig und kühn zugleich, den düsteren Roßhaarbusch. Dort die gedrungenen, finster blickenden Afrikaner in ihrer malerischen Tracht, mit ihren teils klassisch schönen, teils grinsend häßlichen Köpfen. Dazwischen die Offiziere, schweigsam, im Antlitz den herben Schmerz des Besiegten.

Und endlos scheinen die Züge der Verwundeten. Getragen, geführt, auf Bahren, in Wagen kommen die elenden Opfer der Schlacht. Leichenblaß, regungslos liegt der eine, unter rasenden Schmerzen stöhnend, heulend wälzt sich ein anderer auf seinem Lager. Und wieder einer, das Auge strahlend vor Siegesfreude, verklärt durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Worte der Bewunderung, des Trostes,

der jubelnden Siegeslust wechseln mit dem achtungsvollen Schweigen vor dem todwunden Helden.

Und wie herrlich offenbart sich da das Menschenherz! Den letzten Trunk aus der Feldflasche, das letzte Stück Brot, die letzte Cigarre opfert man freudig den Verwundeten, gleichgültig, ob Freund oder Feind. Und ein Opfer ist es in der That. Zehn Stunden sind die badischen Truppen marschiert im strömenden Regen, im glühenden Sonnenbrand; seit früher Morgenstunde haben sie fast nichts genossen, kaum ein Trunk Wassers, im Fluge geschöpft aus einer Pfütze, einem Dorfbrunnen, hat die heißen Lippen genetzt. Und noch ist der Entbehrungen kein Ende. Die Proviantkolonnen der Division sind weit hinter den vorwärtsstürmenden Truppen zurückgeblieben, und die eiligen Requisitionen in dem von Freund und Feind ausgesogenen Lande ergeben fast nichts. Selbst an Trinkwasser mangelt es. Die Bäche voll toter Soldaten, deren rotes Blut weithin die klaren Fluten trübt. Die Brunnen ausgeschöpft oder von der fanatischen Bevölkerung verunreinigt. Und wo wirklich noch ein Tröpfchen sickert, da liegen die Leute in den Brunnentrögen und pressen das heiße Angesicht in das spärliche Naß.

Wahrlich, tieferschütternd wirkte das alles!

Und die Sonne eilte, ihr lichtes Auge dem Gram der Erde zu verschließen. Dämmerung breitete ihren weichen, tröstenden Schleier über das Gefilde. Und leise, zaghaft trat der milde Mond aus den Wolken. Verwundert schaute er die verröchelnde Schlacht mit dem Auge so blaß, als spiegelte sich in ihm das Antlitz von Millionen sterbender Krieger.

Und nun flammten sie auch auf in langen Reihen, die Wachtfeuer der Truppen. Lichterloh brannte W ö r t h im

Sauergrunde. **Und drüben auf den Berghängen schlugen mächtige Feuergarben hoch hinaus über die Trümmer von Fröschweiler und Elsaßhausen.**

Es war eine Fülle überwältigender Eindrücke, und die Brust lechzte nach Befreiung von der Last ihrer widerstreitenden Empfindungen. Und als nun die Regimentsmusiken zu spielen begannen, frohlockend erst „Heil dir im Siegerkranz“, dann ernst und feierlich „Nun danket alle Gott“ — da mit einem Male löste sich der Bann, der so lange aller Herzen und Sinne bedrückt, und jubelnd klang es in die Nacht hinaus: Choräle, Schlachtengesänge, Schelmenlieder . . . im tollsten Durcheinander und doch eine einzige, große, schmetternde Siegesfanfare.

Und jetzt — ein jauchzendes Hurra von einem Ende des blutgetränkten Schlachtgefildes zum anderen: der Kronprinz sprengt über das Feld, um seinen Tapferen zu danken. Da wird auch der letzte Schmerz vergessen, Verwundete raffen sich auf, selbst Franzosen, in denen die deutsche Begeisterung gezündet, schwenken ihre Käppis und ahmen den ihnen sonst so furchtbaren Schlachtruf nach. Unter denen aber, die da noch starken und gesunden Leibes sind, rollt es wie des Herrgotts Donnerwetter, als hätten sich noch einmal all die tausend Feuerschlünde aufgethan, die vor kurzem erst ihren ehernen Mund geschlossen: hurra! hurra! hurra! —

In Nacht entschwindet der fürstliche Held. Und was nicht der endende Tag, nicht der grinsende Tod vermocht: Ruhe zu schenken denen, die da gelitten und gestritten für's heilige Vaterland — das wirkt nun nach so ungeheurer Blutarbeit das endliche, totenähnliche Ermatten. . . .

Nach Straßburg.

Und wie hell und wie freundlich ging die Sonne auf! Ganz vergessen hatte sie all den Jammer, all das Elend von gestern. Oder freute sie sich des wolkenlosen, tiefblauen Himmels, über den sie sich heut breiten konnte mit ihren schimmernden Fittigen, soweit, soweit das menschliche Auge nur folgen mochte ihrem Weltenflug?

Aber wenig erinnerte auch mehr an die Leiden des verflossenen Tages. Wohl trug man die Toten zusammen, Hunderte und aber Hunderte. Doch, wie sie so friedlich bei einander lagen in den langen, langen Gräbern, Freund und Feind, der düstere Sohn der Wüste neben dem marmorbleichen Kinde der bayrischen Alp, da konnte man in dem Tod nur den Erlöser sehen von der Last des Daseins und von seinen Lastern.

Und die Sonne lächelte. Ueber den gekauerten Tod hinweg schaute sie zu dem aufrecht stehenden Leben, wie es erzgerüstet auf neue Thaten sann, da es doch eben erst deren größte vollbracht.

Biwak! Wer gedächte nicht des letzten in der badischen Heimat, in Mühlburg!? Acht Tage sind es her, Sonntag damals wie heute. Und wie damals wirft das holde Tagesgestirn seine goldene Freudenmünze zwischen die kampflustigen Krieger. Aber in den acht Tagen ist das Rad der Weltgeschichte über zwei Völker dahingerollt. In die klirrenden Speichen griff das eine, sich rettend zugleich und mit der Wucht seines Körpers mehrend den zermalmenden Fall auf das andere. Viel Hoffen hat sich indessen erfüllt, viel Fürchten bewahrheitet, aber die Summe der Gewißheit ist eine freundliche Zahl, ist ein großer, herrlicher Sieg.

Und darum auch der helle Jubel in der weiten Lagerstadt, darum das fast hartherzige Vergessen der gefallenen Brüder. Und wie erst lohte die Flamme der Siegesfreude auf, als man im Laufe des Vormittags von dem ruhmreichen Waffengange der I. und II. Armee bei Spichern vernahm! Da war es, als ob Madame Paris selbsteigen herbeigerauscht wäre im schwarzseidenen Kleide, um ihr falsches Herz und ihr echtes Geschmeid dem schmunzelnden Michel vor die formlosen Heldenfüße zu legen.

Nur bei den Badenern wollte es nicht recht hell werden in Herzen und Augen. Gar zu wenig hatten sie auch zu dem großen Gelingen beitragen dürfen. Plötzlich aber, in dritter Nachmittagsstunde, hallte Trommelwirbel durch das badische Lager. Im Nu sind die Geschütze bespannt, die Pferde gesattelt, die Tornister gepackt, im Trab und Laufschritt geht's zu den Alarmplätzen, und mit Hurra begrüßt die kampffreudige Division den Befehl zum Abmarsch.

Abmarsch! — Weshalb? — Wohin? ...

Und schickt uns der König nach Sibirien hinein,
Und läßt er uns braten im Saharasonnenschein,
Und müssen wir schwimmen durch das tiefe, tiefe Meer,
Wir fragen nach dem Feinde nur, nach weiter nichts mehr.

Und setzt er uns Berge vor das breite, scharfe Schwert,
Und weist er den Blitz, der vom Himmel niederfährt,
Wir zerhauen die Berge, und den funkelnden Blitz,
Den packen als Patrone wir in unser Geschütz.

In Welschland, in Welschland, was kann da weiter sein:
Da werden wir natürlich rote Pumphosen bläu'n,
Ob in Nord oder Süden, in Ost oder West,
Die Hauptsach' — unsre Hiebe sitzen hageldicht und fest.

Ja, gleichgültig, wohin? nur immer drauf und dran! Denn heute, potzblitz! muß es doch auch mal badischen

Fäusten gelingen, auf Frankenbuckeln herumzuwalken. „Heia, wie soll's Stäuble fliege!" ruft der Michel ingrimmig und schwenkt seinen rechten Knorren durch die Luft. „Aber tusig Sapermost! — lueget, lueget: do hen mer se, die Dreckspätzli! — Aber mai au, was isch?! sel sin jo unser Dragoner!!" Freilich, freilich, braver Michel, was du da vor den Thoren Hagenaus siehst, sind keine Franzosen, sind leibhaftige badische Dragoner von der Kavalleriebrigade, und die haben dir den Braten vor der Nase wegstibitzt. „Di soll der Dunder un 's Wetter in Erdboden abe verschlage!" flucht der Michel. Und hat er nicht recht? Vier Stunden hat er die Beine geregt wie Windmühlenflügel, und nun steht er vorm Haseneschst und nix ischt drin, nix als Kohlblättle und drumrum die schmunzelnden Jäger. Aber zu Explikationen ist keine Zeit; die Division hat Halt gemacht, und es heißt das Biwak herrichten.

„Was i schaff', das g'rothet nit!" brummt der Michel, während er seinen Kochgraben macht und Brennmaterial und Wasser herbeiholt. Erst als ihm das so wohl „g'rothe" und das Feuer lustig um den Kessel knistert, wird ihm etwas wohler um's Herz. Und als nun von ungefähr so ein Windhund von Leibdragoner vorbeistreicht, da packt er ihn am Aermel: „Verzehl's, Bübli, verzehl's; sollst au e Schlückli Brenz trinke!" Der lacht, denn er ist Freiwilliger und reicher Leute Kind aus Karlsruhe, aber verzehlen thut er doch. Und wie er so verzehlt, da kommen auch die andern herbei, sitzen und stehen ringsum — o, wie hen se g'lost!

Die Ueberrumpelung Hagenaus.

„Na, wißt's ja selber, wie sie uns Reiter von der Brigade gestern genarrt haben. In den Hagenauer Wald sollten wir 'neingucken, ob auch kein Französle 'rauskäme und sich ein Gutsele aus den Brot- und Pulverwägen erschnappe. Es war nix mit dem Französle. Uhrer Eins nach Mitternacht zogen wir ins Biwak auf die Höh. Der Sturm schrie und der Regen wisperte, als ob sich ein Tauber und ein Stummer das Paternoster weismachten. Wir aber schliefen wie die Hamster im Dezember. Da mitten in unsere Schnarchsymphonie hinein schmetterten die Alarmtrompeten. Fixfax waren wir aus den Pfützen und im Sattel, und eh' wir noch recht wußten, ob's Morgen oder Nacht war, trabten wir schon dahin, Dragoner und Artilleristen, die Anhöhe hinab, in den Hagenauer Wald hinein.

's war wohl so 4 Uhr morgens, als wir zwischen Tannen und Eichen verschwanden. Trabtrab! trabtrab! hallte es wieder im schweigenden Forst, und die Geschütze rasselten und klirrten durch die Nacht, als käme da ein Heer von Teufeln angezogen. Und teuflisch lustig war's uns auch zu Mut, sollten wir doch Hagenau überrumpeln. Hei, wie wollten wir den Franzosen in die lächelnden Träume fahren mit blitzender Klinge! Der Tag graute und schon schmückten sich die Wölkchen mit purpurrotem Saum, da tauchten unsere Blauröcke aus dem dunklen Wald auf. Hagenau lag vor uns. Und mögt ihr's glauben oder nicht: sperrangelweit stand das Weißenburger Thor auf. Einen Augenblick waren wir selber starr ob solcher Verkehrtheit. Dann aber hastdunichtgesehn fuhr die reitende Batterie auf und protzte ab

dem Thore gegenüber, zwei Schwadronen des 2. Regiments sprengten rechts und links um die Stadt, unser Laroche aber, der Brigadekommandeur, setzte sich in Person an die Spitze der Leibdragoner und hussah! im Galopp gradaus durch das Thor in die schlafende Stadt.

Im Fluge waren der Markt, der Bahnhof, die Ausgänge besetzt, Patrouillen sprengten durch die Straßen und bemächtigten sich der Mairie, der Kassen, der Post, der Telegraphen — die Stadt war unser. Jetzt zwar fielen Schüsse aus den Häusern, hier, dort auf die streifenden Reiter. Ja, eine Infanterieabteilung attackierte die Wache am Straßburger Thor. Die aber jagte sie in die Stadt zurück, und als sich die Rothosen da in einer Kapelle festsetzten und ihre Chassepots singen ließen, saßen die Dragoner ab, sprengten die Thür und nahmen sie gefangen. Und im Handumdrehen waren wir auch mit den übrigen fertig. Säbel in der Linken, Pistole in der Rechten durchstöberten wir die Schlupfwinkel und »pardon! pardon!« jammerte es uns überall entgegen. Nur in einem Kasernenkeller mußte sich die Civilisation doch gar zu wohl fühlen, absolut wollten sie uns da nicht rein lassen. Da donnerte der Rittmeister: „Raus, Kanaillen, oder Ihr sollt braten in Eurem Loch wie die Pumpernickel in Soest!“ Und nun hatten die Kellerasseln ein Einsehen. Huuh! was kroch da nicht alles an's Licht der Sonne, Infanteristen, ballonbeinige Reiter und Zuaven und hinterdrein wie die reinsten Schlammengel die Turkos — Pfui Deibel! „Vor denen sollten wir uns fürchten?!“ rief einer, und ein anderer: „Na, i denk' nit, weisch, selle sin zu g'späßig!“ Na, kurzum, so brachten wir's auf 14 Offiziere und 150 Mann, allesamt Versprengte von Wörth. Dazu Kriegsfahrzeuge in Menge, Vorräte aller Art und 90 Pferde. Schleunigst packten wir den Kram zusammen und schoben ihn mit einer

Schwadron über den Rhein. Wir andern aber feierten nicht. Patrouillen sprengten nach Süden und zerstörten die Eisenbahnen Straßburg-Paris, Straßburg-Bischweiler. Und so ist Straßburg schon halber im Sacke, und daß wir's ganz reinkriegen und nimmer rauslassen, darauf, Kamerad, will ich deinen Brenz trinken und darauf ein donnerndes Hoch." Und hoch! hoch! hoch! jauchzte es durch die Runde, daß die Feldmäuse aus einer Ohnmacht in die andere fielen.

„'s isch au guet," brummelte der Michel, als er wieder allein saß, „sin's doch Landslüt gsi!" Und mit beruhigtem Gewissen streckte er alle viere von sich. . . .

Am folgenden Tage marschierte die Division weiter nach Süden. Um Mittag wurde das Städtchen Brumath erreicht. Aber wie!? Wenn man jetzt die braven Krieger gewogen hätte, männiglich hätten sie's auf ihren Doppelzentner gebracht, so vollgepumpt waren sie. Denn nicht genug, daß es schon zuvor unermüdlich getröpfelt, unterwegs fiel auch noch ein Donnerwetter über sie her mit einem vorsintflutlichen Regen. Und in solchem Zustand sollten Biwaks bezogen werden! Aber der Soldat weiß sich zu helfen. Bretter, Bohlen, Klötze, Strohbündel wurden zusammengeschleift, auf den überschwemmten Wiesen die schönsten Pfahlbauten gezimmert und drüber hin die lustigsten Regendächer.

Das war ein Gethue und Geschaffe, ein Gerenne und Gelaufe, ein Gefluche, Gelach und Geschwätz, als sollte Rom hier in einem Tage erbaut werden. Aber mitten in das Vergnügen: däderädäh! däderädäh! Alles stürzt an die Gewehre, Straßburg soll überrumpelt werden, hurra! Was warfen sich da die Dragoner vielsagende Blicke zu! Lüstete sie's nach einem zweiten Hagenau? Und schon trabten ihre drei Regimenter dahin, Korpsartillerie hinterdrein, 24 blinkende

Geschütze, und 6 Infanteriekompanien auf schnell entladenen Trainwagen, ein kreuzwunderlicher Anblick. Lustig geht's auf der grundlosen Chaussee dahin, daß die Pfützen um Helme und Pferdehälse hüpfen. Die Straße senkt sich zum Suffelbach hinunter, drüben wieder hinauf, und jetzt: Straßburg grüßt aus dem Grunde, inmitten das herrliche Münster. Ein großartiger Anblick! Aber da giebt's keine Zeit zu Betrachtungen. Die Truppen nehmen Gefechtsstellung, und vorwärts die Kavallerie! Wie das Wetter sausen die Reiter den Abhang hinunter, schwärmen aus, und auf Chausseen und Feldwegen durch die Hopfenfelder hindurch geht's auf die Wälle zu. Das Glacis ist erreicht, schon winken die Thore. Da Blitz und Krach und huiih! summsen die Kugeln um die kecken Reiter. Die Feinde sind wachsam und die Thore — geschlossen. Aber vielleicht ist's mehr Schrecken als Mut. Flugs einen Parlamentär hineingeschickt. „Uebergabe oder Bombardement!" dräut Major von Amerongen. Doch General Uhrich, der wackere Kommandant, fürchtet kein Bombardement. Und da hat er recht; denn was sollen die paar Feldschlangen gegen so dicke Wälle und eine so gewaltige Festungsartillerie ausrichten! Es war halt nur eine Drohung gewesen, und da sie wirkungslos verpuffte — Kehrt! Marsch! Und zornig ziehen die Badener von dannen. „Wenn i komm', wenn i komm', wenn i wiederum komm' . . ." kichert's auf einmal aus irgend einer Ecke. Und lachend fallen die Kameraden ein, und der Aerger flattert in die Luft, wo er den Regenwolken Gesellschaft leisten mochte.

Müde und hungrig kehrte man spät abends ins Biwak zurück. Neuer Aerger! Die Bauern haben alles Stroh fortgeschleppt in der Erwartung, wir würden heut' auf Straßburger Gänsefedern schwelgen. Und zu essen giebt's auch

nichts. Da schlag' das Donnerwetter drein! — Im übrigen aber „gute Nacht!" . . . .

„Was nun?" sagten Grenadiere und Füsiliere am andern Morgen, „was nun?" Dragoner und Kanoniere, nachdem sie sich von dem Spott ihrer Kameraden erholt. „Die III. Armee ist seit gestern im vollen Marsch nach Westen über die Vogesen hinter dem Feinde her, und wir stehen noch hier, die Hände in den Hosentaschen! Soll's uns gehen wie dem Peter in der Fremde, der sich schon vor dem Thore eines Besseren besinnt?"

Na zunächst wurde den unbequemen Fragern der Mund gestopft durch verschiedene gute Mahlzeiten. Die Fleischration wurde auf ein ganzes Pfund pro Mann und Tag erhöht, und dabei gab's einen halben Liter Roten. Und dann war auch zu schaffen die Hülle und Fülle. Die Pioniere schlugen zwischen Plittersdorf und Seltz eine Brücke über den Rhein und sicherten sie durch die 12pfünder von Maxau und eine Flußsperre. Patrouillen streiften ständig gegen die Festung, säuberten die Umgegend von französischen Marodeurs und entwaffneten die Bevölkerung. Die Kavallerie sperrte das ganze Rheinthal vom Strom bis zum Gebirge und hielt Verbindung mit dem linken Flügel der vorrückenden III. Armee. Zwischendurch wurde geklopft, gebürstet, genäht, gewaschen, geputzt, um Montur und Armatur von unzähligen Biwaksünden zu reinigen. Und so gingen zwei Tage herum, man wußte nicht wie.

Endlich, am Abend des 10. August, erhielt die Division eine neue und große Bestimmung: Straßburg sollte eingeschlossen, mit andern Worten — belagert, berannt, bezwungen werden. War das auch nicht ausdrücklich gesagt, wer zweifelte daran, daß das geeinte Deutschland nunmehr sein verlorenes Kind wieder gewinnen würde?! So wenig-

stens dachten die Soldaten. Und wär's ihnen auch lieber gewesen, zum frisch-frei-fröhlichen Feldkrieg über die Vogesen zu ziehen, sie wußten doch auch dieser „standhaften" Aufgabe die schöne Seite abzugewinnen, und die war:

Frisch, ganze Kompanie mit lautem Sing und Sang,
Bei froher Lieder Klang wird nie der Weg zu lang;
Links! Rechts! Streng im Takt,
Frisch, fest angepackt,
Rasch voran, Mann für Mann, uns're frohe Bahn.

Straßburg.

I.

Den badischen Truppen vorauseilend, wollen wir einen kurzen Blick auf das „wunderschöne" Straßburg werfen.

Von Norden kommend durchschreiten wir den tiefen Einschnitt des Suffelbaches und klimmen jenseits die Anhöhe zwischen Mundolsheim und Suffelweihersheim hinan. Das Erste, was uns in die Augen fällt, ist der Münsterturm. Riesig, gleich einem Finger der Erde, der uns auf den Himmel weist, reckt er sich in die Lüfte. Dann wird der Rumpf des Münsters sichtbar, nun auch tief unter ihm, inmitten der lachenden Ebene, die Stadt. Ein Gewirr von Walllinien, auch mit dem besten Fernrohr nicht zu entziffern, liegt vor dem Häusermeer. Und unwillkürlich fliegen die Gedanken rückwärts zu unseren Kriegern, die vor diesem gewaltigen Bollwerk zum ersten Male ihren Heldenmut beweisen sollen. Wie viele werden da ihren Treuschwur mit dem Tode einlösen?!

So mancher, so schöner,
So braver Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Verlassen hat. —

Kerzengerade kommt von links her der Rhein-Marne-Kanal auf uns zu. Weiter östlich schlängelt sich die Ill in zahllosen Windungen dem Rhein entgegen. In ununterbrochener Häuserreihe liegen dicht vor uns Hönheim, Bischheim, Schiltigheim, den Sprossen einer Sturmleiter vergleichbar, deren letzte, der Kirchhof S. Helena, sich an die Mauern der Festung lehnt.

Durch die Hopfenfelder, die einen großen Teil des Geländes bedecken, wenden wir uns rechts auf die östlichen Ausläufer der Vogesen. Es sind die Hausberge. Von Norden nach Süden streichend geben sie an ihrem Thalrand drei Dörfern Raum: Nieder-, Mittel- und Oberhausbergen. Wir ersteigen die Höhe über Oberhausbergen. Links von uns führt die alte Zaberer Landstraße, rechts die neue Pariser Chaussee gen Straßburg. Beide münden in Vorstädte, dort Kronenburg, hier Königshofen. Die Festung bietet sich uns hier in Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks, die schmale Basis uns zugewendet, die Spitze drüben am Rhein. — Unser Blick schweift nach Süden. Steil fallen da die Hausberge zum Breuschthal ab, an das sich im Osten eine weite Niederung schließt. Durch künstliche Stauung der zahlreichen Wasserläufe bildet diese jetzt einen einzigen großen See, der sich südlich wohl eine halbe Meile von den Festungswerken entfernt.

Wir verlassen die Höhe und wandern auf der Pariser Chaussee nach Königshofen. Lange Reihen ächzender Wagen holen wir ein, ein jeder bepackt hochauf mit Betten,

Hausrat und schreienden Kindern. Es sind Landleute, die Gut und Blut vor den mord- und beutegierigen „Preußen" in der Festung bergen wollen. Unermüdlich erschallt das Hüh und Peitschengeknall der Fuhrleute, leise klagen die Frauen und schrill erklingt das Lustgeschrei der Buben, die sich im Straßenstaub um herabgefallene Aepfel balgen.

Dicht vor den Werken machen wir Halt. Die Straße geht mit scharfer Biegung auf das Nationalthor zu. In jämmerlicher Hast ziehen die Elsässer an uns vorüber. Wagen um Wagen knarrt in die Thorwölbung hinein, mißtrauisch bewillkommnet von den Argusaugen der rothosigen Wache.

Wir wenden uns rückwärts, dann nach Norden. Ein leichtes Fuhrwerk holt uns ein: »Monsieur, vous aurez l'obligeance . . .« „Sprachen ir dütsch," unterbricht uns der biedere Rosselenker, „sel wisse mer besser!" Und lächelnd nehmen wir auf dem Rücksitz des Gefährtes Platz. Im Trabe geht's durch Kronenburg und an dem hohen Bretterzaun des Kirchhofs S. Helena entlang nach Schiltigheim. Lustig gucken Gräber und Kreuze zu uns herauf, als wüßten sie schon, wie bald ihnen Familienzuwachs bevorsteht. Erstaunt aber bemerken wir, wie wenig die Franzosen bisher zum Schutze der Festung gethan. Das ganze Vorterrain ist noch mit Baulichkeiten bestanden, kein Busch ist abgeholzt, selbst von den Wällen grüßen noch die hohen Bäume im grünen Blätterkleid.

Ein Trupp französischer Soldaten kreuzt unsern Weg. Die Uniformen zerrissen, ohne Waffen, einen rohen Knüppel in der Faust, schlendern sie der Festung zu. Versprengte von Wörth sind's, die unsere immer weiter nach Süden greifenden Reiterscharen aus ihrem Versteck gescheucht. Sie lachen und fluchen. Die Frivolität verläßt sie auch im Unglück nicht, und für ihren Mißerfolg sind ja einzig die

»cochons« von Offizieren verantwortlich, die sie an die »Prussiens« verkauft haben. Das giebt saubere Festungshüter! —

Schiltigheim ist erreicht. Vor einem Wirtshaus steigen wir ab zu kurzer Rast. Die räucherige Stube ist gedrängt voll. Vorsichtig drücken wir uns in eine Ecke. Heftig geht Rede und Gegenrede, und das Thema ist der Anzug der „Preußen“. Werden sie wohl das stolze Straßburg bezwingen? „Nimmermehr!“ schreit ein kleiner Kerl mit aufgewirbelten Schnurrbartspitzen und wüstem Haarwuchs. „Noch nie ist Straßburg erobert worden, nicht einmal anno 14, wo's doch Preußen, Russen, Oesterreicher, die halbe Welt zusammen waren. Und jetzt »Prussiens« allein? nimmermehr“ — und dabei schlägt er auf den Tisch, daß die Gläser tanzen und ihm die kurze Thonpfeife im Mund zerbricht. „Nimmermehr! nimmermehr!“ johlt die Menge. Die Thür wird aufgerissen, ein paar Holzschuhe klappern hastig in das Getöse und den Tabaksqualm. „Habt Ihr's gelesen? Uhrich hat's anschlagen lassen!“ Und dabei schwingt er einen Zettel in der Hand. „Was? — Wie? — Vorlesen!“ brüllt's durcheinander. Der Angekommene steigt auf einen Stuhl und liest:

„Bewohner Straßburgs!

„Beunruhigende Gerüchte, blinder Lärm wurden in den letzten Tagen unfreiwillig oder absichtlich in unserer wackeren Stadt verbreitet. Einige Individuen wagten es sogar, den Gedanken laut werden zu lassen, daß die Stadt sich ohne Schwertstreich ergeben werde. Wir protestieren energisch im Namen der mutvollen Besatzung und französischen Bevölkerung gegen diese feige und frevelhafte Schwäche.

„Die Wälle sind mit 400 Kanonen bewaffnet, die

Besatzung besteht aus 11,000 Mann ohne die ansässigen Nationalgarden.

„Wird Straßburg angegriffen, so wird es sich verteidigen, so lange es einen Soldaten, einen Zwieback und eine Patrone hat.

„Die Guten können sich beruhigen, die andern aber mögen sich entfernen.

Der Divisionsgeneral Oberbefehlshaber:
gez. Uhrich.
Der Präfekt des Niederrheins:
Baron Pron."

„Hoh! hoh!" Ein wüstes Freudengebrüll erhebt sich aus dem Knäuel, der den Leser umdrängt, fünfzig Hände packen zugleich nach der Proklamation und zerreißen sie in ebensoviel Stücke, um nur ja etwas von dem kostbaren Beweis französischer Unbesieglichkeit zu besitzen. „400 Kanonen! — 11,000 Mann Besatzung! — Nieder mit den Preußen! Uhrich hoch!" jauchzt und schreit es durcheinander. „Nimmermehr! nimmermehr!" ächzt der Kleine mit dem aufgewirbelten Schnurrbart. Immer wilder wird das Getöse, die Marseillaise wird gesungen, daß die Fenster zittern. . . . Wir aber suchen Ruhe und frische Luft.

Vor dem Thore holen wir tief Atem, denn es hat sich uns eine Last auf die Brust gelegt, die nicht blos der Dunst der Wirtsstube erzeugte: mehr noch ist es ein Trauern über menschliche Verblendung. —

Wir wenden uns nach Osten und erreichen bald die Flußniederung. Ueber die von Aar und Ill umflossene Insel Wacken gelangen wir in die Ruprechtsau. Das ist ein gar prächtiges Stück Erde zwischen Ill und Rhein. Durch den üppigen Baumwuchs schimmern überall die weißen Landsitze reicher Straßburger. Ausgedehnte Gärtnereien

bieten ein lockendes Bild. Und die belebten Wasserläufe mehren noch den Eindruck der Betriebsamkeit und behäbigen Wohlseins.

Auf die angenehmste Weise gelangen wir so an den Rhein. Eine Fähre trägt uns über seine rauschenden Fluten hinüber in Badener Land.

Baden, Heimat, Vaterland! Ein wonniges Gefühl durchströmt uns, ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Bald sind wir in Kehl unter Freunden, Landsleuten. Hei! auch hier ist Leben, aber von ganz anderer Art wie dort drüben. Keine Furcht, keine Ueberhebung, der Geist der Ordnung herrscht hier und die Zuversicht des kraftbewußten Mannes. Die Kehler haben einen regelmäßigen Sicherheitsdienst organisiert. Auf dem Kirchturm, der einen Ueberblick über die Citadelle gewährt, ist ein ständiger Beobachtungsposten errichtet.

Auch wir besteigen den Kirchturm. Ein reizendes Panorama thut sich vor uns auf: Wald, Wasser, Gefilde und Ansiedlungen der Menschen, im fernen Westen die stolzen Vogesen und hinter uns gleich einem ruhenden Riesen, der an den Pforten des Vaterlandes wacht, der gewaltige Schwarzwald.

Vor uns zwischen dem Hauptstrom und dem kleinen Rhein liegt die niedere, dicht bewachsene Sporeninsel. Jenseits erhebt sich als Spitze des Festungsdreiecks die Citadelle. Südlich der Werke aber fällt unser Blick wieder auf den weiten Wasserspiegel der Ueberschwemmung. Nur auf wenigen, dammartig aufgeschütteten Straßen, ist sie zu durchschreiten. Nur vereinzelt erheben sich Gehöfte über die Flut. Und in Neudorf allein haben sich mehrere Häuser zur Wacht über die Gewässer emporgereckt.

Es wird dunkel. Geräuschlos huscht die Dämmerung

über das lockende Landschaftsbild. Und unser letzter Blick fällt auf das große, volkreiche Straßburg, das da im Schutze seiner Festungswälle ruht, sorglos wie das Kind in den Armen der Mutter. Ruhe sanft! Noch darfst du es. Früh genug wird dich der Donner deutscher Geschütze aus dem selbstvergessenen Schlummer schrecken.

Wir verlassen die umsichtige Warte. Lichtlein bei Lichtlein ist in Kehl aufgeflammt. Freundlich lugen sie auf die Straße, auf die zahlreichen Menschengruppen, die ernst und doch hoffnungsvoll die jüngsten gewaltigen Weltereignisse überdenken.

Zum Rhein steigen wir hinunter an die gesprengte Brücke. Schwarz ragen die düsteren Eisenmassen aus dem Wasser hervor. Wie gespenstige Arme recken sie sich zum Himmel, als wollten sie den widerspruchsvollen Menschengeist verklagen, der verdirbt, um zu schaffen, der schafft, um zu verderben: ein ewiges Verneinen seiner Kraft. Geheimnisvoll rauschen die Wogen des Rheins, und uns ist, als ob aus seinen Wasserwirbeln klänge:

Im Elsaß über dem Rheine
Da wohnt ein Bruder mein;
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

II.

Die Einschließung.

Am 11. August rasselten die Trommeln, schmetterten die Trompeten durch das badische Biwak, die Division trat unter Gewehr, und vorwärts nach Süden!

Bei der geringen Truppenzahl mußte sich die Einschließung der umfangreichen Festung zunächst auf den kleinen Raum zwischen der Breusch und dem Rhein-Marne-Kanal beschränken. Von diesem Kanal bis zur Pariser Chaussee wurde die 1. Brigade dislociert, von dort bis zur Breusch die 3., das 2. Dragonerregiment patrouillierte im Süden der Festung, die Leibdragoner sicherten gegen die Vogesen. Auf dem rechten Rheinufer, bei Kehl, übernahm erst am 12. August das 1. Bataillon 6. Regiments die Bewachung der Feste.

Die Truppen durften Kantonnements beziehen. Das war eine Freude! Seit dem 2. August, neun Nächte hintereinander, hatte man biwakieren müssen im Regen und immer wieder im Regen. In einer Ackerfurche schmiegte man sich am Abend auf ein Häufchen Stroh, notdürftig durch den Mantel gedeckt gegen Kälte und Himmelsnaß, um am andern Morgen mit steifen Knochen aus einer Pfütze oder gar einem rieselnden Bache aufzutauchen. Den halben Tag brauchte man, um wieder Leben und Wärme in den erstorbenen Gliedern zu entfachen, und am Abend begann der elende Kreislauf von neuem. Nun aber durfte man die müden Leiber unter Dach und Fach betten. Und waren's auch nur Scheunen oder Ställe, man hatte es doch trocken und warm, und die Reveille weckte ausgeruhte und um so kampflustigere Krieger.

Aber wo blieb der Feind? Endlich hatte man das schlaue Füchslein gestellt, da witsch! war es im Loche, und nicht einmal das Schwänzlein lugte mehr aus der Tiefe. Aber hütet Euch, Ihr Badener! „Fuchs aus dem Loch" möchte ein gefährliches Spiel werden, wenn der Schlaumaier euch plötzlich einmal die harten, spitzigen Zähne wiese. Es galt, sich vor Ueberraschungen zu wahren. Und so wurden

die Straßen nach der Festung verbarrikadiert, die Kantonnements zur Verteidigung eingerichtet, Schützengräben ausgeworfen, Deckungen hergestellt, für schleunige Verbindung der einzelnen Stellungen gesorgt und ein Teil der Truppen jeweils vor Tagesanbruch in Gefechtsbereitschaft gehalten. Gegen die Festung wurden Vorposten geschoben und Patrouillen streiften bis an's Glacis.

Da fand man denn auch den Grund der feindlichen Unthätigkeit. Die Rothosen hatten ja alle Hände voll zu thun, um nur schleunigst die Werke zu armieren und das nächste Vorland frei zu legen. So rächten sich alte Unterlassungssünden. Die Badener aber beschlossen menschenfreundlichst den armen Schluckern zu helfen, und sei's auch nur durch einen wohlthätigen Schrecken. Und bald knatterte es rings um die Festung. Jetzt hier, jetzt dort schlichen sich die Patrouillen an die Werke. „Schnellfeuer!" Und wie ein Hagelwetter sausten die blauen Bohnen zwischen die ahnungslosen Arbeiter. Fluchend stoben sie auseinander und verschwanden hinter den Wällen. Dann aber bumm! bumm! — mit schwerstem Geschütz bescheinigte der Feind den Empfang badischer Liebenswürdigkeiten.

So ging es einige Tage fort. Selbst die Feldgeschütze konnten es sich nicht versagen, den Straßburgern einige liebeglühende Kußhändchen zuzuwerfen, die drinnen eine heillose Panik hervorriefen. Und am 13. abends gelang es gar einer kecken Schar Leibgrenadiere, einen Eisenbahnzug auf dem Kronenburger Außenbahnhof in Brand zu stecken.

Aber lange genügten den Badenern diese Katzbalgereien nicht. Sie wollten wirkliche Thaten sehen. Und obendrein machte sie die Verzagtheit des Gegners übermütig. So beschloß man, dem Feind etwas dichter auf den Leib zu rücken. In der Nacht zum 15. wurde die einzig noch gangbare

Brücke über den Rhein-Ill-Kanal gesprengt, am 15. die Ruprechtsau und Schiltigheim besetzt, und im Süden der Festung, wo bisher nur Kavallerie gewacht, machte sich jetzt die 3. Brigade breit.

Als der Feind am Morgen des 16. August diese Bescherung vom Münsterturm erblickte, da schwoll ihm denn doch die Galle. Und er beschloß, den frechen „Prussiens" zu zeigen, daß er ganz und gar nicht gewillt sei, sich mit gefalteten Händen erwürgen zu lassen.

Zuvörderst genierte ihn die Besetzung der Ruprechtsau, die ihm bis dato die ergiebigste Vorratskammer für Milch, Butter, Salat und Suppengrün gewesen. Und er schickte in aller Frühe eine starke Infanterieabteilung an den Rhein-Ill-Kanal mit der Weisung, die „cochons" aus dem Gemüsegärtle zu vertreiben. Potztausend! als ob zum Hauen nicht allemal Zwei gehörten. Na, unsere Füsiliere vom 2. Regiment haben's ihm denn auch wacker besorgt.

Kaum hatten die Rothosen den ersten Nachen losgebunden, um trockenen Fußes hinüberzuschwimmen, da belferten ihnen die deutschen Zündnadeln so grobschmiedmäßig um die Ohren, daß alles, was noch Beine machen konnte, schleunigst hinter Busch und Baum hüpfte. Und so ging's zweimal, dreimal, öfter. Da aber kam's über die Franzosen wie ein Höllengewüt, und sie schickten einen solchen Mordshagel von Geschossen über das Wasser, daß Blätter, Zweige und Aeste der Kanalbäume zu Legionen das Zeitliche segneten. Die Füsiliere aber lachten. Und um den Schreihälsen für ihr klapperndes Eintrittsgeld wenigstens was zu bieten, beschlossen sie, an ihrem schönen Schwimmzeug ein paar Nähte aufzutrennen. „Freiwillige vor!" Und im nächsten Augenblick sprangen zwei Füsiliere splitternackt, ein kurzes Beil in der Hand, ins Wasser, schwammen hinüber

und schlugen den französischen Nachen holterdipolter den Boden ein. Die Franzmänner waren starr ob solcher Frechheit. Und eh' sie sich ausgestaunt hatten, waren die modernen Adämer schon wieder auf dem Trockenen und in Sicherheit. Ein jauchzendes Hurra schallte über das Wasser, und wieviel Chassepfoten die Rothosen nun auch noch dransetzen mochten, es blieben allesamt Hinkebeine. Das sahen sie schließlich auch ein. Hol' der Henker die Ruprechtsau samt Milch-Kaffee und Petersiliensuppen!

„Sie schulterten die Chassepots,
Da drüben ist der Teufel los,
Pardon, Herr General!" —

Im Norden also war den Franzosen das Essen versalzen worden. Da gedachten sie, sich im Süden ein um so schmackhafteres Gericht zu holen. Und das Opferlamm, welches sie hierzu ausersahen, war die 8. Kompanie 3. Regiments. Die kantonnierte in Illkirch und hatte östlich eine Feldwache an die Brücke über den Rhein-Rhone-Kanal gestellt, um so auch das letzte Luftloch der Straßburger, die Basler Landstraße, zu sperren.

Das Gefecht bei Illkirch.

Es ist 2 Uhr nachmittags. Gewehr im Arm stehen die vorgeschobenen Posten der Feldwache neben einer kleinen Häusergruppe, die sich traulich an den stummen Weg schmiegt. Still ist's umher, nur krächzende Krähen ziehen ihren trägen Schatten über den ruhenden Wasserspiegel. Auch die Posten leben nur in den Augen: blitzend patrouillieren diese den weißen Weg hinab und hinauf und rings in der schweigenden Runde.

Plötzlich recken sich die markigen Gestalten empor. Einen Schritt vor-, rückwärts. Leise zittert der Boden.

Und jetzt — mit einem Male bricht es rasselnd und rollend aus der Dorfstraße des nahen Weghäusel hervor, eine Staubwolke wälzt sich über die Chaussee, und im Galopp sprengt es heran: blitzende Säbel und funkelnde Lanzenspitzen. „Achtung!“ Zwei Schüsse krachen in den Staubwirbel, und im Sprunge eilen die Posten auf die Brücke zurück. Im Nu ist die Feldwache unter Gewehr. „Schnellfeuer!“ Ein Donnerwetter prasselt zwischen die wilde Reiterjagd, und — als Staub und Pulverdampf verflogen, da ist kein Roß, kein Reiter mehr, nur in der Ferne poltert's noch wirr durcheinander auf schreckerspornter Flucht.

Aber nicht zu früh gelacht, Musketiere! Von neuem quillt's aus den Gassen Weghäusels, und diesmal Infanterie. Doch schon naht Verstärkung. Im Laufschritt eilt das Gros der Kompanie aus Illkirch herbei und nistet sich neben den Kameraden hinter dem Kanaldamm ein. Und es war Zeit. In Schützenschwärmen aufgelöst, zu beiden Seiten der Chaussee, links Infanterie, rechts Jäger, avancieren die Feinde unter einem ohrenzerreißenden Chassepotgeknatter. Ruhig erwarten sie die Badener, Gewehr im Anschlag, jeder seinen Mann auf dem Korn. — „Feuer!“ Und in wilder Verzweiflung wirbeln die Franzosen rückwärts bis an die ersten Häuser des Dorfes.

Die Unseren atmen auf. Aber will sich's denn nimmer erschöpfen und leeren? Schon wieder rasselt's auf der Chaussee heran, und jetzt Geschütze. Sie wenden, protzen ab, und heulend sausen die ersten Granaten über die Köpfe der Musketiere. Signale schmettern in das Getöse, von neuem avanciert die ganze feindliche Linie, ihre Geschütze schleudern Kartätschen. Umsonst! Die Badener wanken und weichen nicht. Schnell geladen, ruhig gezielt, sicher getroffen: ein herzerhebendes Bild deutscher Disziplin und

Mannhaftigkeit. Und siehe, der ungestüme Vorstoß des Gegners stockt zum dritten Male.

Da, ein letzter, verzweifelter Versuch. Funkelnd und blitzend taucht es zwischen den Geschützen auf, Lanciers auf der Chaussee, Kürassiere daneben. Aber noch hat der letzte Mann die breite Sturmgasse zwischen den Kameraden nicht durchritten, da zischt's, pfeift's, prasselt's in die eng geschlossenen Glieder, und wie sich die Woge hoch aufschäumend am Strande bricht und rückwärts rollend Sand, Muscheln und Felsentrümmer in des Meeres unendlichen Abgrund wälzt: so bäumen sich die Schlachtrosse und rückwärts rauscht das glänzende Geschwader, mit sich fortreißend in zügelloser Flucht die Reiter, die Protzen, die Infanterie.

Und doch, noch einmal bringt der wackere Oberst Fiévet seine Infanterie zum Stehen. Zu spät! Mit schlagendem Tambour, das Bajonett gefällt, stürmen die Badener über die Brücke zum Gegenstoße vor. Hurra! Hurra! Schon sind sie an den Geschützen. Niedergestochen, was sich nicht ergiebt! Das erste, das zweite, das dritte Geschütz ist erobert. Und Wehr und Waffen von sich werfend, den Tod auf den Fersen, stürzen die letzten Rothosen von dannen. —

Die Kompanie sammelt sich. „Helm ab zum Gebet!" Gott die erste Ehre. Und während ein herbeigeeilter Geschützzug Brandgranaten auf Weghäusel und die Rückzugslinie des Feindes wirft und zwei andere Kompanien energisch die Verfolgung übernehmen, umringen die siegreichen Musketiere der 8. Kompanie ihre blinkenden Beutestücke. Sie schütteln sich die Hände, umarmen sich und wissen sich vor Freude gar nicht zu lassen. Major Steinwachs sprengt heran: „Meinen Glückwünsch, Ihr Braven!" und „hoch! hoch! hoch!" donnert es über die Walstatt dem ersten Siege der Badischen Division.

Noch heute stehen die drei eroberten Geschütze im Zeughause zu Karlsruhe, eine Mahnung an künftige Geschlechter, eingedenk zu bleiben der Großthaten ihrer Väter. — —

So war der 16. August ein Ruhmestag für die Badener geworden. Und kein schöneres Willkommen hätten sie dem Generallieutenant von Werder zurufen können, der soeben zur Uebernahme des Oberbefehls eingetroffen war. Der ließ es denn auch an anerkennenden Worten nicht fehlen. Und als nun gar noch Verstärkung eintraf, das 34. preußische Regiment nämlich, da wußten sich die Michel vom Ober- und Unterland vor Uebermut gar nicht mehr zu helfen. „Ehrenbürger von Straßburg", das däuchte sie schon gar nichts mehr, mit Sack und Pack sahen sie sich bereits auf der Reise nach Paris.

Aber Michel denkt und der Franzos lenkt. Schon der folgende Tag machte allen diesen Gelüsten ein Ende. Denn in der Nacht zum 17. meldete ein Telegramm aus dem Hauptquartier der III. Armee den Anmarsch eines feindlichen Entsatzheeres über Charmes und Epinal. Zwei Divisionen sollten es sein, ja von Straßburg ausgesprengte Gerüchte sprachen von 40000 Mann.

Donnerwetter! Das war ein Batsch ins wohlgerichtete Essen. Aber wozu war denn der Werder gekommen? — Der mußte doch Rat wissen! Und er wußte ihn. Schnell und sachgemäß, wie immer, traf er seine Dispositionen.

Das Gros der Division stellte er auf den Höhenrücken nördlich der Breusch, einen kleineren Teil quer über die Vogesenstraßen südlich des Flusses, und die Leibdragoner jagte er zum Auskundschaften ins Gebirge. Nun mochten sie kommen, die Rothosen, in Front und Flanke fanden sie hauwütige Gesellen, die sie sicher nicht mit Gutsele traktieren würden.

Aber die Festung? — Ja da mußte man's mal drauf ankommen lassen; nur 2 Bataillone, 2 Schwadronen, 1 Batterie blieben zu ihrer Bewachung. Sie erhielten die Weisung, sich nötigenfalls totschlagen, im übrigen aber sich's wohl sein zu lassen. —

Erwartungsvoll schauten die andern nach Westen. Seltsame Gedanken patrouillierten durch ihre Köpfe, und nicht immer die lustigsten. Wenn der Feind jetzt käme und es mitten im besten Balgen dem Uhrich einfiele, von hinten auf die Badener loszuklopfen, was dann? — Die paar Leut' vor der Festung waren bald überrannt und es blieb nichts übrig, als Sieg oder Tod. Schöne Aussicht!

Aber schöner noch war die Aussicht ins Breuschthal, besonders für die, welche nördlich desselben auf der Höhe standen. Von grünen Ufern umarmt, rauschte die Breusch in vielen Windungen aus den Bergen herab. Liebliche Laubschläge, düstere Tannenwälder schloßen sich dem freundlichen Grunde an. In der Ferne erhob sich die ragende Mauer der Vogesen, in duftiges Blau gehüllt. Und über dem allen schwebte eine heitere Ruhe, die an nichts weniger gemahnte, als an den grausamen Krieg.

Aber nur die Soldaten konnten sich diesem Genusse ganz hingeben. Unruhig stand der Feldherr auf der Höhe, hin und her flogen seine Blicke: nach Osten zu den dräuenden Festungswällen, nach Norden, von wo Verstärkung kommen, wo aber heut auch die erste Staffel der schweren Belagerungsgeschütze ausgeladen werden sollte, eine willkommene Beute für den siegenden Feind — nach Westen, wo noch immer kein Blaurock erschien, der etwas von dem angekündigten Entsatzheere vermeldet hätte. Etwas, ja nur irgend etwas! Diese Ungewißheit war peinlich, war entsetzlich.

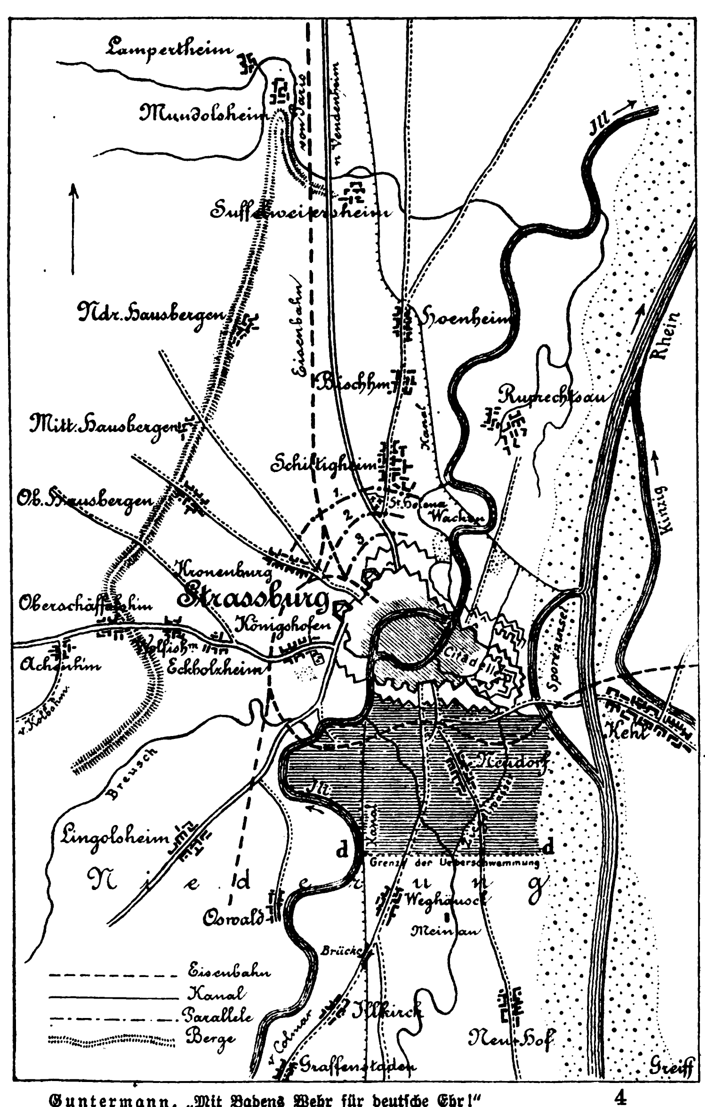
Bald freilich gewann das beängstigend starre Bild Leben und Bewegung. Verstärkung kam von Norden, 5 Infanteriebataillone, 1 Reiterregiment. Die Infanterie schob sich in die klaffenden Lücken der Einschließungstruppen, die Reiter reihten sich an den rechten Flügel der Breuschestellung. Werders Gesicht wurde hell. Teufel noch mal! was schert uns auch der Feind, der nicht da ist. Und kommt er wirklich,

. . . . . . „was kann da weiter sein?
Da werden wir natürlich rote Pumphosen bläun.“ —

Aber er kam nicht. Stunde um Stunde verrann. Die Badener waren auf dem besten Wege, Nachtwächter zu werden; denn schon war die Sonne hinter den düsteren Berghäuptern versunken. Da endlich trabtrab! sprengt es die Anhöhe hinan auf keuchenden Rossen: „Luneville ist in deutscher Hand, Raon l'Etape unbesetzt, vom Anmarsch eines Entsatzheeres ist nichts bekannt.“ Und von der Brust des Feldherrn wälzte sich die Last einer ungeheuren Verantwortung. Wie verwegen er auch zuletzt über einen feindlichen Angriff gedacht, er mußte doch auf alle Eventualitäten gefaßt sein, auch auf eine Zertrümmerung seines kleinen Heeres vor den Mauern der Stadt.

Hörner und Trompeten schmettern im Thal und auf den Höhen. Die Truppen beziehen Kantonnements an den Stellen der Versammlung. Nur Illkirch im Süden der Festung wird noch am gleichen Abend von einem Bataillon wieder besetzt. Die unmittelbare Gefahr ist beseitigt. Und von neuem können sich Hoffen und Wünschen zu einem holden Phantasiebild verweben, in dessen Mitte Straßburg flehend seine Hände breitet. —

Aber wer hat denn die liebe Kunde gebracht, daß es den Franzosen gar nicht um den Entsatz der Festung zu thun gewesen? Die Leibdragoner! Und sie sollen dabei so kuriose

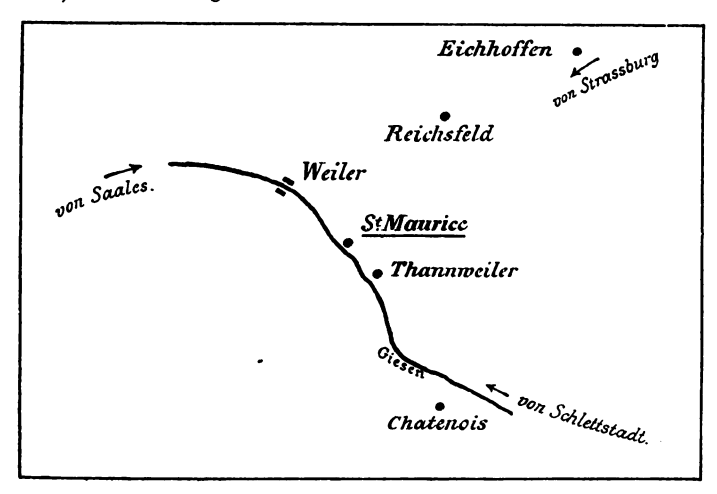


Lamperthein
Mundolsheim
von Paris
n. Vendenheim
Suffelweyersheim
Ndr. Hausbergen
Eisenbahn
Hoenheim
Bischhm
Ruprechtsau
Mitt. Hausbergen
Kanal
Schiltigheim
Rhein
Ob. Hausbergen
St. Helena
Wacken
Kinzig
Kronenburg
Strassburg
Oberschäffolsheim
Königshofen
Citadelle
Wolfish
Achenheim
Eckbolzheim
Sporeninsel
v. Kolsheim
Kehl
Breusch
Neudorf
Ill
Lingolsheim
Kanal
d
d
Grenze der Ueberschwemmung
N i e d e r u n g
Weghäusel
Oswald
Meinau
Brücke
Eisenbahn
Kanal
Parallele
Berge
Colmar
Illkirch
Neuhof
Graffenstaden
Greiff

Dinge erlebt haben, daß uns die Neugier plagt, sie auch zu wissen.

Das Gefecht bei St. Maurice.

Die Befehle Werders hatten die 1. und 3. Schwadron der Leibdragoner auf St. Maurice, die 2. und 5. auf Schirmeck dirigiert.



In früher Morgenstunde wurde aufgebrochen. Lustig ging's bergan durch die friedliche Stille der schönen Vogesenthäler. Eine würzige, weiche Luft strömte aus den hohen, dichten Tannenforsten. Leichter hob sich die Brust. Die Fährnisse von gestern waren vergessen, und im Genusse des Augenblicks ertrank die Sorge um das Zukünftige.

Um 10 Uhr vormittags erreichten die 1. und 3. Schwadron St. Maurice. Biwaks wurden bezogen und Patrouillen auf Saales und Schlettstadt vorgeschickt. Stunden vergingen, vom Feinde sah und hörte man nichts, das Tagewerk schien mit dem kleinen Spazierritt gethan. Da, gegen

zwei Uhr — die Mannschaften hatten gerade abgekocht — jagte eine der Patrouillen ins Biwak und meldete den Anmarsch von Uniformierten und Bauern auf der Straße von Chatenois. Im Nu saßen die Dragoner im Sattel, sprengte ein Zug in der Richtung des Angriffs vor, um den Feind zu fühlen. Hurtig ging es die Straße hinab. Schon ist Thanweiler erreicht, da piffpaff! Kugeln umsausen die kleine Schar. Mit einem Ruck werden die Pferde gestellt. Ein Blick genügt: die Dorfstraße verbarrikadiert, Plänkler davor und oben in den Weinbergen, dahinter geschlossene Trupps. Im Galopp geht's mit der Neuigkeit zurück und Major von Kleiser läßt zum Angriff vorgehen. Aber das Terrain ist nicht reiterfreundlich: rechts der Gießbach, links Rebengelände. Es gilt, ein besseres Kampffeld zu suchen. Rückwärts, nur für einen Augenblick! An der Mühle bei Weiler wird der Gießbach überschritten, jenseits lacht freies Gelände. Die Schwadronen formieren sich, und wie der Blitz stürzen die blauen Bengel auf den dicken Haufen der Feinde. Er wird zersprengt, zusammengehauen. Die Dragoner sammeln sich. Eine Patrouille sprengt auf St. Maurice. Heiß brennt die Sonne auf die erwartungsvolle Schar. — Die Patrouille sprengt zurück: „St. Maurice ist verbarrikadiert und besetzt!" Was thun? Die grade Rückzugsstraße ist versperrt, immer neue Schwärme des Feindes breiten sich im Thale aus, und nun kracht es auch von den Höhen links, rechts: die Bauern wollen auch ihr Vergnügen haben. Die Lage ist kritisch geworden. Aber schnell ist der Entschluß gefaßt. Ein Zug bleibt zur Deckung, die übrigen ziehen sich über Weiler an das andere Ufer und hinten herum aus der Schlinge. So geschieht es. — Das Gros ist entschwunden. Jetzt ist's an dem Deckungszuge, sich Bahn zu brechen. Schon haben Mobilgarden die Brücke besetzt und freuen sich ihres Fangs.

Aber mit Hurra geht's zur Attacke, durch den Kugelregen hindurch auf die Frankenkappen, rechts und links eingehauen, kein Pardon, und in Karriere hinter den Brüdern her um die schützende Bergecke.

Die verwegenen Reiter sind gerettet. Ueber Reichsfeld und Eichhoffen kehrten sie gegen Mitternacht nach Niedernay zurück.

Raon l'Etape.

Raon l'Etape? Ja, ich denke, die 2. und 5. Schwadron sollten nur bis Schirmeck vorgehen?! — Stimmt! Aber badische Dragoner schießen nun einmal gern über's Ziel hinaus, besonders, wenn sie dahinter dumme Franzosengesichter sehen. Und so auch diesmal.

Bis Schirmeck blieben die Schwadronen zusammen. Während aber das Gros hier Biwaks bezog und nur einige Feldwachen gegen St. Blaise und Raon s. Plaine schob, machten sich ein Offizier, ein Unteroffizier und drei Dragoner auf, um ihre Nase etwas tiefer in den fränkischen Hexenkessel zu stecken. Hopphopp! ritten sie die Vogesen völlig hinauf, stiegen sie über den Kamm und jenseits mit Hurra wieder hinab. Feinde sahen die frechen Spatzen nicht, aber Bauern, denen sie eine halbe Million Einquartierung in die sauren Gesichter brüllten. Hopphopp! hopphopp! immer weiter. Die Straße teilt sich. Rechts sprengt der Offizier mit einem Dragoner nach Luneville, links der Unteroffizier mit den beiden andern nach Raon l'Etape. Jener trifft Bauern unterwegs, die ihm verraten, daß Luneville schon in deutschen Händen, und so kehrt er um. Dieser aber sprengt unentwegt bis Raon l'Etape.

Durch die Straßen galoppieren die Wüteriche, den Säbel in der Faust, den Karabiner auf den sehnigen Schenkel ge-

setzt. Vor die Mairie brausen sie wie der Sturmwind vor's Kartenhaus. Und donnernd begehren sie Einlaß und ehrliche Unterweisung, fordern sie Quartier für 50 000 Mann. Heraus wankt der Maire mit verstörtem Gesicht. Die Hände ringt er, den Buckel krümmt er und von den Lippen fleußt es wie Honigseim. „O mon dieu!" *) Alles verspricht er, alles gelobt er. „O mon dieu!" Essen in Hülle und Fülle, Wein aus dem staubigsten Kellereck, Betten mit Plumeaus von Bergeshöh', runde, rollende, riesige Franke! „O mon dieu!" Alle Heiligen von diesseit und jenseit der zeitlichen Grenzpfähle ruft er zu Zeugen, daß nicht er, nicht Raon l'Etape schuld seien an dem frevelhaften gottverdammten Kriege. „O mon dieu!" Une bête, un cochon **), Napoleon III. hat die Civilisation vergewaltigt, Eugenie hatte noch keine Preußen und Lullu keinen Toten gesehen. „O mon dieu!" Und Paris, Paris, das gemeine, verruchte, stinkende Höllenloch, das vor allem hat heulend und kreischend diese ungeheuerliche Mißgeburt zu Tage gebracht. „Mais Paris, messieurs, Paris n'est donc pas Raon l'Etape?!" ***)

Mit Imperatorenmiene läßt ihn Unteroffizier Münch sein Mückenlied säuseln. Geschäftig fährt er mit Müllern hin und her, macht dem Telegraphenapparat den Garaus, stellt durch pfiffige Zwischenfragen fest, daß seit langem keine Rothose die Aussicht getrübt, und ist wieder im Sattel, eh' sich der Maire nur die Hälfte seiner Gänsehaut abgeeifert.

„Bon jour, alter Trobbel! Mille merci! Au revoir!" †) Und rasselnd reiten die Frechlinge durch den dicken Menschenhaufen, der sich vor dem Rathaus zusammengeballt. Ueber

*) O mein Gott!

**) Ein Vieh, ein Schwein.

***) Aber Paris, meine Herren, Paris ist doch nicht Raon l'Etape?!

†) Guten Tag! .... Tausend Dank! Auf Wiedersehen!

den Markt, durch die Straßen, durch das Thor, auf die Landstraße schnell, schneller und endlich im sausenden Galopp mit Hurra in den schirmenden Bergwald. Und da macht sich denn auch die mühsam verhaltene Schadenfreude Luft in einem unauslöschlichen Gelächter.

Welches Wutgeheul aber in Raon l'Etape, als man den Betrug merkte, als man erfuhr, daß die 20 Gendarmen der Stadtbesatzung samt ihrem tapferen Offizier vor nur 3 — sage und schreibe: drei lumpigen Dragonern ausgerissen waren, hinter denen auch nicht ein Ohrläpple einer deutschen Armee gestanden! Und eine wahre Flut von Schmähungen ergoß sich nun auf die 21 Schlucker, als sie andern Tags zaghaft wieder in das Städtle trappelten. Kein Stein war zu hart, kein Apfel zu weich, er flog ihnen mitleidlos an die hängenden Häupter. Und nicht eher beruhigte sich das Raon l'Etaper Gewissen, als bis der wackere Retiraden-Offizier sich ein für alle Mal das Leben genommen hatte. —

Lustig aber sprengten die drei Dragoner durch den rauschenden Bergwald zu den ungeduldigen Kameraden.

Um das Biwakfeuer saßen die Helden des Tages inmitten lauschender Kriegsgenossen, und heimlich floß von ihren Lippen die Wundermär vom „kleinen Hagenau". Die Holzstöße flackerten und sprühten, geheimnisvoll flüsterten die Wälder, leise scharrten die Rosse im Schlachtentraum, und aus der Ferne hallte der eintönige Schritt, der gedämpfte Anruf der Wachen . . . . .

So war auch der 17. August ein Ruhmestag für die Badener. Und wie am 16. August verherrlichten sie auch heut mit ihren losen Streichen eine Ankunft, die nämlich ihrer Kameraden aus Baden und Preußenland. Saperlot! was mußten die für einen Begriff kriegen von den Eisen-

fressern, die sich nun schon einen halben Monat lang mit Chassepots, Mitrailleusen und gar Bummbumms schwersten Kalibers herumbalgten. Verwunderlich war's also nicht, daß die „Alten" am folgenden Tage den aufgeblähten Truthahn machten. Aber ebensowenig war's den Jungen zu verübeln, wenn sie nun schleunigst zu zwitschern versuchten, was ihnen die Alten so lieblich vorgesungen. Und das thaten sie schon am 18. August, dem zweiten Tage ihres Daseins.

Denn mit ihnen war eine große, große Botschaft in das Kriegslager gekommen. Straßburg, verordnete König Wilhelm, sollte von nun ab nicht bloß eingeschlossen, sondern berannt, d. h. so schnell es Eisen, Blut und Schweißtropfen nur vermögen, erobert werden. Hurra! 200 schwere Kanonen, 88 Mörser, Bomben und Granaten wie Sand am Meer, und Soldaten aus allen Winkeln des großen Deutschland wurden dazu in Aussicht gestellt. Und verheißen wurde für die prompte Effektuierung des königlichen Auftrags — eine Lustfahrt nach Paris.

„Frisch voran!" sagten drum die neuen Ankömmlinge, die sich noch nicht die Pariser Hörner abgelaufen. Und sie drängelten sich zwischen die Alt-Eingesessenen so unverschämt, daß denen die Seiten weh thaten und sie sich notgedrungen nach anderen Wohnplätzen umsahen.

So kam es, daß die Armeeverhältnisse vor Straßburg an diesem Tage (18.) eine völlige Wandlung erfuhren. Zu der 3. Brigade im Süden der Festung stieß das soeben eingegangene Füsilierbataillon 6. Regiments und die 1. Brigade legte sich das 2. Bataillon 4. Regiments zu. Vor allem aber begann nun ehrliche Arbeitsteilung. Denn am 16. und 17. waren ja auch Preußen auf dem Plan erschienen, das 30. und 34. Infanterie- und das 2. Reserve-

Dragoner-Regiment. Diesen und allen ihren Nachkommen*) wurde jetzt das Terrain nördlich der Zaberner Landstraße zur uneingeschränkten Nutznießung eingeräumt, die Badener zogen sich südlich derselben zusammen, und nur in Kehl blieben sie nach wie vor Alleinherrscher.

Aber ehe unsere Buben vom 2. und 4. Regiment den Preußen gutwillig Platz machten, veranstalteten sie noch abschiedsweise ein Treibjagen auf fränkische Hasen. Und das in der Nacht zum 18. Da war es den Franzosen eingefallen gegen Schiltigheim hin einen kleinen Ausfall zu arrangieren zwecks Abholzung des Vorlandes und Zerstörung einiger Baulichkeiten, die uns angenehme Deckung gewährt hätten. Und in der That, es gelang ihnen in der Morgendämmerung ein halbes Stündle auf dem Kirchhof S. Helena ungestört zu wirtschaften. Räh! räh! knarrten ihre Sägen, klippklapp! fuhren ihre Aexte in die seufzenden Trauerweiden. Und sie hätten's wahrhaftig auf einige Klafter Brennholz gebracht, wenn ihnen nicht mit dem Erfolg die Unverschämtheit gewachsen wäre. Ganz ungeniert marschierten sie nämlich nach Schiltigheim hinein, kletterten fidel über eine unbesetzte Barrikade und schickten sich bereits an, bei einer zweiten ihre Turnkünste zu vervielfältigen, da — huiiih! pfeift ihnen das Schnellfeuer der 9. Kompagnie 2. Regiments in die angeheiterten Gesichter. O weh! Schleunigst ergriffen sie's Hasenpanier, die Hacker und Säger machten mit und ebenso ein anderer Trupp, der sich zu den Nonnen ins Karlskloster verirrt und dabei von der 8. Kompagnie 4. Regiments erwischt worden. Und nun begann ein Wettlaufen nach dem Festungsthor, als ob der Uhrich davor stünde mit Küchel und Hutzelwecken für die

*) Und deren wurden allmählich soviel, daß sich das Verhältnis zwischen Badenern und Preußen wie 1 : 2 gestaltete.

Brävsten seiner Springer. — Doch geschieden mußte sein vom lieb gewordenen Jagdgrunde, selbst wenn die Badener statt der 23 Franzosen deren 46 bei diesem Ausflug erlegt hätten. Und so bezogen sie denn ohne großes Gebrumm die verschiedenen -heims südlich der Zaberner Landstraße.

Aber hatten sie denn auch Grund, mit dem Wandel der Dinge unzufrieden zu sein? Keineswegs! Denn ihnen allein fiel nun das bissel fröhlicher Feldkrieg zu, das bei so langweiliger Belagerei überhaupt möglich war. Und schon am 18. machten sie damit einen Anfang. Es wurde ihnen befohlen, im Rücken des Belagerungsheeres Wald und Gebirge zu reinigen von den Versprengten, die überall noch herumlungerten und — von den Franktireurs. Denn gleichsam Feuer gefangen hatten die Vogesen bei dem funkensprühenden Rekognoszierungsritt der Leibdragoner. Und ein Waldbrand war entfacht, der nimmer verlöschte. Schien er wirklich einmal erstickt, dann fraß sich die unheimliche Glut unter schwelenden Dämpfen weiter und weiter im welken Laub, im trockenen Gras, bis ein frischer Windstoß sie prasselnd hinaufjagte an der majestätisch ragenden Tanne und über den breit geästeten Eichenbaum. Franktireurs! Freischützen! Alle Greuel des kleinen Krieges tauchen vor uns auf, wahnwitziger Fanatismus auf der einen Seite, blutdürstige Erbitterung auf der andern. Und gar bald hallten auch die Vogesenthäler wider von dem Echo heimtückischer Schüsse, vom Wehgeheul Ueberfallener, von dem Jammergeschrei standrechtlich füsilierter Bauern. Zu den zwei in Schirmeck verbliebenen Schwadronen waren eine dritte und das 2. Bataillon 5. Regiments gestoßen. Und diese Truppen durchstreiften nun Tag für Tag die düsteren Bergthäler, entwaffneten die Ortschaften, erschossen erbarmungslos jede Civilperson, die mit dem Gewehr in der

Hand betroffen wurde und säuberten im Verein mit preußischen Dragonern die Umgegend von den verkommenen Ueberresten der Mac-Mahon'schen Armee.

Das war doch schon etwas Feldkrieg. Und es sollte noch besser kommen später, als sich der wilde Waldbrand der Empörung hinabgefressen von den tannigen Vogesenhöhen in die weingesegneten Gefilde des Elsaß. Später! Vorerst mußte die große Mehrheit der Badischen Division noch im Schweiße ihres Angesichts taglöhnern.

Pfui Kuckuck! Soldaten und taglöhnern! Wie reimt sich das zusammen? — Ha, die Festung sollte ja berannt werden laut Ordre vom soundsovielten. Und das hieß doch nicht, mit einem Satz über die Wälle springen, sondern langsam, langsam, Faschinen und Schanzkörbe vor Geschütz- und Soldatennasen herschiebend, durch das dicke Erdreich an die Werke herankriechen, um endlich, endlich natürlich mit einem letzten salto mortale dem verblüfften Uhrich in den Schoß zu plumpsen. Ja und dazu mußte eben getaglöhnert werden. Faschinen und Sappenkörbe waren zu flechten, Batterien zu bauen, Schützengräben von jeder Façon aus dem Boden zu schaufeln, Kanonen und Bomben zu schleppen, kurzum lauter Dinge zu thun, die schließlich auch ein lendenstarker Wagges oder Bobbele zustande gebracht hätte. Und thatsächlich machte man einen Versuch mit dem Civil. Aber das ging doch gar zu langsam, und so kam man bald wieder aufs Militär zurück. Jedes Bataillon, mit Ausnahme der beiden, die in Schiltigheim und Königshofen in erster Linie standen, mußte bis zum 24. je 1000 Sappenkörbe, 160 Stück Faschinen und 25 Hürden an die Depots liefern. Gott steh' mir bei! was für Monstra kamen da anfangs zu Tage, die reinsten Kirchtürme und Sauerkrautfässer. Und manch' schallendes Gelächter belohnte die

biederen Flechtmeister für ihr Produkt ohnegleichen. Aber allmählich ging's wie auch das übrige, was die Söhne des Mars mit oder ohne Vorbildung ausüben mußten. Und das war noch ein gerütteltes Maß voll. Die Reiter mußten im Umkreis von mehreren Meilen alle Fuhrwerke zum Transport der Materialien und sämtliche Spaten und Hacken, Aexte und Beile für die Erdarbeiten sammeln. Die Pioniere mußten Schuppen für den Artilleriepark, Magazine für die Munition, Depots für die Ingenieurwerkzeuge errichten. Die Artillerie lud Munition und schweres Geschütz aus. Und das Oberkommando hatte alle Hände voll zu thun, um erstlich die technischen Stäbe zu organisieren und dann schlüssig zu werden, wo, wie und wann man dem Feind eins oder mehrere auf seinen dicken Pelz brennen könne.

Ja „wo, wie und wann?“ So einfach war die Frage absolut nicht. Denn der Pelz von Madame Straßburg erwies sich nicht nur als dick und dauerhaft, sondern auch als widerhaarig. Als nämlich die drei zuerst fertig gestellten Bombardementsbatterien am 19. früh versuchsweise von Kehl herüberdonnerten, da wirbelte Uhrich ein Weilchen wütend den Schnurrbart und ließ dann ein solches Höllenfeuer gegen das schutzlose Kehl los, daß binnen kurzem 13 Häuser in Asche und Trümmern lagen. Himmelssakerment! das war nicht nur unangenehm, das war auch unverschämt. Denn Kehl, eine offene Stadt, so zu malträtieren, verletzte das Völkerrecht, und wenn Uhrich zehnmal behauptete, er hätte sich nicht anders zu helfen gewußt, von seinen eigentlichen Widersachern, den Batterien, wäre ja kein Zipfelchen zu sehen gewesen. Und diese Unverschämtheit mußte gerügt werden, so schnell und so gut wie möglich. So gut wie möglich?! Da wies Uhrich selbst den Weg.

Die Stadt Straßburg soll uns für die Stadt Kehl büßen, aber mit mehr Recht, denn Straßburg ist nicht offen, ist Festung.

So war mit einem Male das „wo, wann und wie?“ gefunden. Die Stadt Straßburg soll so bald wie möglich bombardiert werden. Und damit nur keine unnütze Zeit verstreicht, werden die Feldgeschütze neben den Kehler Batterien den Reigen eröffnen. Die eigentlichen Bullenbeißer werden schon noch im Laufe der pfiffigen Unterhaltung Gelegenheit finden, ein vernehmbares Wörtlein mitzureden.

Das Bombardement war beschlossen. In der Nacht zum 24. August sollte es beginnen. Straßburg, Straßburg, dir wird ein Ende gemacht!

III.

Das Bombardement.

Das war ein toller Tag für die Straßburger, dieser 23. August. Am Morgen hatte eine Proklamation des Gouverneurs die schreckensvolle Kunde gebracht, daß „der feierliche Augenblick der Belagerung“ gekommen sei. Da war man in sinnloser Angst nach Hause gestürmt, hatte alles Wertvolle in die Keller geflüchtet und diese unterirdischen Verließe in der Eile zu Bergestätten des sterblichen Leibes hergerichtet. Am Nachmittage hatte sich dann wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet, Bazaine habe bei Metz die Deutschen völlig auf's Haupt geschlagen. Und so groß die anfängliche Bestürzung gewesen, höher noch flammten nun Hoffnung und Begeisterung in den Menschenherzen auf. Schon wähnte man Frankreich gerettet, Straßburg entsetzt.

Da, gegen Abend, ein dritter Wandel der Dinge, und wieder zum Schrecklichen. Eine Granate brauste von Süden her, und krachend wühlte sie ihre Eisenstirn in den Schoß einer menschlichen Heimstätte. Das entsetzliche Bombardement begann. Und bald dröhnte es ununterbrochen von Ost und West, Süd und Nord in die straßengefurchte Stadt, Vernichtung säend und erntend zugleich in höllischer Hast.

64 deutsche Geschütze umringten die Stadt gleich einer heulenden Meute, die endlich ihr zitterndes Wild gestellt hat. Und da lag es in der düsteren Regennacht. Funken stoben in die Luft, Feuergarben lohten aus zerschmettertem Gebälk, aus zerrissenem Mauerwerk. Unheimliche Helle breitete sich über die enge Stadt und das weite Vorland, so licht, daß die deutschen Kanoniere die Blendlaternen ihrer Geschütze auslöschen konnten. Drüben aber in den Schwarzwaldbergen rollte und grollte es unaufhörlich, wie wenn dort ein Gewitter hause mit schweren Donnerschlägen — das war das schauerliche Echo des tobenden Bombardements.

Und während sich so Granate auf Granate in den zuckenden Leib der stolzen Stadt bohrte, rüsteten sich da draußen im Schutze der Nacht noch weit furchtbarere Zerstörungsmittel. 4000 Artilleristen und Infanteristen arbeiteten fieberhaft am Bau von 13 Batterien für schweres Geschütz. Und als der Morgen graute, da waren deren bereits 8 schußbereit, 4 andere bedurften nur noch der Armierung, und nur 1 hatte nicht in Angriff genommen werden können. Auch in Kehl war eine neue Batterie entstanden.

Teilnahmslos erwies sich der Verteidiger allen diesen Vorgängen gegenüber. Er wehrte sich nicht gegen den Kugelhagel, er verwehrte nicht das Einbetten der neuen Mordmaschinen. Nur selten verlor sich ein Kanonenschuß

von den Wällen in die ziellose Nacht. Die Schrecken des Bombardements hatten seine Kraft völlig gelähmt.

Erst als er im Zwielicht des jungen Tages vom Münsterturm das verderbenschwangere Schaffen der Unseren gewahr wurde, da raffte er sich aus seinem schlaffen Hinbrüten auf. Bomben und Granaten warf er mit plötzlicher Lebhaftigkeit zwischen unsere Arbeiterkolonnen und in die Batterien. Aber die Wirkung seines Feuers war äußerst gering, und an der Thatsache des Batteriebaues änderte es nichts.

So ließ man ihn lachend gewähren. Allmählich stellten sogar unsere Feldbatterien das Schießen ein, und nur die Kehler Geschütze ließen sich's nicht nehmen, die Citadelle ihres ständigen Uebelwollens zu versichern. Fort und fort heulten sie über den Rhein, bis es ihnen endlich gelang, das Arsenal mit seinen ungeheuren Kriegsvorräten in Brand zu schießen. Mächtige Flammensäulen lohten in die regenschwere Luft, eine riesige Rauchwolke wälzte sich über die Werke, den badischen Kanonieren einen großen Erfolg, den Straßburgern das Zusammenbrechen einer großen Hoffnung verkündend. Denn mit dem Arsenal gingen 35 000 Granatzünder, fast der ganze Vorrat der Festung, verloren. Und da packte den Verteidiger eine furchtbare Wut. Aus glatten und gezogenen Geschützen, aus Mörsern jeglicher Dimension goß er ein Feuermeer über das unglückliche Kehl, bis die wehrlose Stadt fast gänzlich ein Raub der Flammen geworden. Da erst war seine Wut gesättigt. Auch die Kehler Batterien stellten ihr Feuer ein. Und es herrschte für den Rest des Tages Ruhe. —

Aber das war nur ein Atemholen zu erneutem furchtbaren Beginnen. Kaum war die Nacht mit leisen Schritten von den Hängen des Schwarzwalds gestiegen, da heulte es von neuem aus der dunklen Runde in die geängstigte Stadt.

Mehr und mehr Geschütze traten auf den Kampfplatz, bis endlich 128 Eisenschlünde ihr vernichtendes Feuer vereinten, um eine zweite, weit entsetzlichere Schreckensnacht über Straßburg heraufzubeschwören.

Welch schrecklich-schöner Anblick für den, der vom westlichen Höhenrande aus das zornige Artilleriegefecht beobachtete! Wie Wetterleuchten erschien das Aufblitzen der ferneren Geschütze, während das Krachen der näheren Batterien den Boden erschütterte, gleich als ob der Tod mit Felsenfingern an die Brust der Erde schlüge, sie an das Ende alles Irdischen zu mahnen. Leuchtend stiegen die Bomben von allen Seiten in die Lüfte. Als feurige Punkte schwebten sie einen Augenblick in der Höhe neben und über einander, um dann schneller und schneller auf das erlesene Opfer niederzustürzen und, plötzlich neben ihm aufflammend, es mit einem furchtbaren Krach zu vernichten. Und wieder breitete sich der unheimliche Feuerschein über die Stadt. Himmelhoch loderten die Flammen in die Luft, und Millionen aufsprühender Funken bezeugten den Zusammensturz ausgebrannter Gebäude. Scharf zeichneten sich die Umrisse der Stadt auf dunklem Hintergrunde ab, dichte Rauchmassen wälzten sich darüber hin, zeitweise sogar den Turm des Münsters verhüllend, der hellbeleuchtet hoch über das Ganze emporragte.

Und welcher Eindruck auf den, der der Stadt näher stand! Der hörte das Getöse und Geprassel der aufschlagenden Geschosse und ihren dumpfen Knall beim Krepieren. Der hörte das Hülfe- und Jammergeschrei der Einwohner, die Kommandorufe der Feuerwehr, die Signale der Besatzung. Und zwischen all diesem Lärm der Verzweiflung klagte ihm das Sturmgeläut der Münsterglocken in die schreckerstarrten Sinne.

Und wie entsetzlich erst schildert uns ein Augenzeuge die Zustände im Innern der Stadt!

„Kein Augenblick Rast, kein Augenblick Stille! Es war ein höllischer Hagel von Granaten, welche wie Schlangen die Luft durchzischten und deren summende Splitter Grausen erregten. In den Kellern weinten und beteten die Frauen und Kinder; die Männer waren schweigsam und niedergeschlagen, und nur die Pflicht über ihre Familie zu wachen, der Wunsch, ihr Hab und Gut zu retten, verlieh ihnen neuen Mut. Die Kranken, die Verwundeten litten arg durch dieses furchtbare Getöse; man fragte sich, ob man nicht träume unter dem beklemmenden Drucke eines wuchtigen Alp . . . . . Um 11 Uhr erschallten plötzlich zwischen dem Gekrache der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münsterturms. Es brennt in der Neukirche! Ein wenig später schrieen sie: Feuer in der Münstergasse! Eine halbe Stunde darauf: Feuer am Broglie! Feuer in der Meisengasse! Feuer auf dem Kleberplatz! Feuer am Finkmattstaden! Feuer in der Schildsgasse! Die ganze Nacht ertönte dieser entsetzliche Notschrei, und ein ungeheurer roter Widerschein beleuchtete schauerlich die ganze Stadt. Wie viel Schätze ein Raub der Flammen! Das Gemäldemuseum, die Neukirche, die Stadtbibliothek, die schönsten Häuser der reichsten Stadtteile, fast ganze Straßen nur noch Ruinen, Schutthaufen . . . Aber die Beschießung dauert fort und fort, die Granaten fielen zu Hunderten auf die lodernden Gebäude, verwundeten oder töteten diejenigen, welche den Verwüstungen des Feuers Einhalt thun wollten, zündeten und zerschmetterten andere Bauten und platzten krachend inmitten des Knisterns und Prasselns der Flammen und des Einsturzes der Dächer und Mauern . . . . Getöse fallender Ziegel, zusammenstürzender Kamine, und plötzlich wieder

ein neuer Feuerschein; ein anderes Haus brennt, die Flammen lodern von allen Seiten, die in die Keller geflüchteten Bewohner stürzen hastig aus ihrem Versteck, glücklich noch, wenn auf ihrer Flucht sie nicht getroffen werden durch ein Geschoß oder durch die Trümmer ihrer umstürzenden Häuser! . . . . Der Boden zitterte und bis zum Himmel stiegen die Staub- und Rauchwolken, als die Aubette, die Neukirche, die Bibliothek nach einander zusammensanken . . ."

Doch auch der längsten Nacht folgt ein Tag. Und allmählich wie es sich im fernen Osten lichtete, verstummten auch die Geschütze. Nur die Kehler Batterien und einige wenige auf der linken Rheinseite dröhnten unaufhörlich den ganzen Tag hindurch, bis ein neuer Abend den Feuerreigen zum dritten Mal entflammte.

Die Geschütze des Verteidigers waren diesmal emsiger gewesen. Auch am Tage setzten sie die Kanonade fort. Und besonders war es wieder Kehl, das darunter zu leiden hatte. Am Abend des 25. August lag der Ort bis zur Kirche in Asche.

In Straßburg selbst aber war inzwischen dem Zustande der ersten Betäubung eine tiefgehende Aufregung gefolgt. Man getraute sich wieder aus den Kellern auf die Straßen und übersah nun erst den Umfang der Zerstörungen, der während des Tages noch immer zunahm. Weithin verbreitete sich ein brenzlicher Geruch, und dichte Rauchwolken, die sich über der Stadt lagerten, vermehrten den ohnehin düsteren Eindruck, den der schwerbewölkte Himmel hervorrief. Der Mut der Einwohnerschaft war bedenklich erschüttert. Und während erhitzte Gemüter stürmisch auf Massenausfälle drangen, wagte sich doch auch hier und da schon der Gedanke an Uebergabe auf die bleichen Lippen. Am Nachmittage entschloß man sich dann zu einem Mittel-

weg. Der Bischof von Straßburg begab sich zu den preußischen Vorposten in Schiltigheim, den kommandierenden General um Schonung der Stadt zu bitten. Es mußte ihm jedoch bedeutet werden, daß dies einzig von Uhrich abhänge. Uebergabe der Festung, Schonung der Stadt bedingten sich gegenseitig. Eine Stunde lang wollte man das Feuer einstellen, damit sich der Gouverneur bedenken könne. Weiter aber versprach man nichts.

Doch die Stunde verrann, ohne daß eine Erklärung von Seiten Uhrichs erfolgt wäre. Und so durfte der Tod von neuem seine klirrende Sense schwingen.

In dieser dritten Bombardementsnacht erreichte das Feuer des Belagerers seinen Höhepunkt. Von den 139 Geschützen, welche überhaupt zur Verwendung kamen, standen 123 von 11 bis 4 Uhr nachts, 5 Stunden lang, gleichzeitig im Gefecht. Wie der Samum der Wüste ergoß er sich glühend heiß über die Stadt. Der ganze Horizont von dem brennenden Kehl im Osten bis zum Weißenthorturm im Westen war ein einziges Flammenmeer. Neben vielen, vielen Privatgebäuden brannten die Bank, das Rathaus, das Gouvernement, die Präfektur, der Stadtbahnhof nieder. Und plötzlich gegen Mitternacht lohte es auch hell auf aus dem Dache des Münsters. Eine Granate hatte die unter dem Dache lagernden Strohmatten entzündet, mit denen der Fußboden der Kirche im Winter bedeckt wurde. Und mit reißender Schnelligkeit griff das Feuer um sich. An Löschen war nicht zu denken, denn bis zu dieser Höhe hinauf reichte kein Wasserstrahl. Mit wilder Lust stürzte sich das gefräßige Element über das mächtige Sparrwerk, farbig brannte das schmelzende Kupfer der Bedeckung und rieselte auf die Straße und in das Innere der Kirche hinab. Die Glasfenster zersprangen von der Glut oder wurden durch Granatsplitter

zertrümmert. Die Orgel wurde beschädigt. Die Hallen der Kirche füllten sich mit Rauch, herabtropfendes Kupfer setzte die Chorstühle in Brand. Und die in der Krypta unter dem hohen Chor geborgenen Kranken erwarteten zitternd den Zusammensturz des Gewölbes, als das Dach endlich in sich zusammenbrach. Aber während die Flammen einen Augenblick fast bis zur Spitze des Turmes emporschlugen, meilenweit sichtbar, dann langsam verlöschend, hatte das Gewölbe widerstanden. Machtlos erwies sich die Flamme an dem Gebilde von Stein. —

Es war die schrecklichste der drei Schreckensnächte. Wenn überhaupt auf den Kommandanten einzuwirken war, nur jetzt konnte es sein. Und so ließ denn Werder um 4 Uhr morgens das Feuer in sämtlichen Batterien einstellen und General Uhrich zur Uebergabe auffordern. Lange verzögerte sich die Antwort, indessen die Kanonen des Verteidigers, unsere Unthätigkeit nutzend, das Feuer mit Heftigkeit wieder aufnahmen. Und als das Schreiben des General Uhrich am Abend des 26. August endlich einlief, da hatte man den Mißerfolg des grauenvollen Bombardements verbrieft und versiegelt:

„Unsere Mauern," schrieb der tapfere Soldat, „stehen noch, und ich kann nicht daran denken, einen Platz zu übergeben, welchen auf's äußerste zu verteidigen, mir die Ehre sowohl wie das Interesse Frankreichs gebieten."

Also mißlungen! Wahrlich, kein angenehmes Eingeständnis! Und General Werder, der Gewaltmaßregeln im Grunde der Seele haßte, war tief verstimmt. Aber mit Gemütsstimmungen muß man sich im Felde kurz abfinden, sollen sie nicht lähmend wirken auf die Thatkraft, diesen Hauptfaktor in dem großen Kriegsexempel. Und so geschah's auch. Schnell entschlossen trat man auf den breiten Umweg

zurück, nachdem der Anstieg auf kurzem Saumpfad mißlungen. Kehl hatte man wenigstens gerächt. Und waren auch die Straßburger noch nicht mürbe geworden, sicher waren sie bis in's Mark erschüttert. Noch ein wenig „förmliche Belagerung“ und die Widerstandskraft mußte zusammenbrechen wie der blitzverbrannte Zweig unter dem Gewicht des brausenden Nordsturms.

Da war es nur gut, daß man auch während des Bombardements-Rummels die förmliche Belagerung nicht aus den Augen verloren hatte. Auch unter dem Surren und Schnurren der Bomben und Granaten waren die Zurüstungen zu dem „Angriffe Schritt für Schritt“ im Gange geblieben. So brauchte man nur an das fröhliche Ende den fröhlichen Anfang zu knüpfen, und nichts war verloren als — Pulver und Blei.

IV.

Die förmliche Belagerung.

„Förmliche Belagerung?! Was isch des?“ frug's Hümpele den Bibbes, seinen Freund und Quartiergenossen, als er zuerst von dem neuen Unternehmen erfuhr. „Weisch des nit? Du bischt aber emol einer! ‚Förmliche Belagerung‘ des isch, wenn mer mit Hacke und Spate Gräbe in de Bode mache, uns 'neinducke un gickele, ob kei Franzos vor der Nas sitzt. Isch was z' säe, dann schieße mer, bis nix mehr z' säe isch. Isch nix z' säe, dann grabe mehr weiter, bis zum Glacis. Isch do au nix z' säe, so schaffe mer weiter bis zum Festungsgrabe. Isch do noch emol nix z' säe, so schwimme mer 'nüber. Derweil hen die Bummser mit ihre Kanone e Loch in die Mauer g'macht. Do geh' mer nei,

haue die Franzose e bissel rum un g'siegt hen mer. Des isch's!"

So, nun weiß es der Hümpele, nun wissen es auch alle seine Landsleute, die bisher hinter „förmliche Belagerung" ein Fragezeichen gemacht. Und so können wir, ohne mißverstanden zu werden, uns in Lauf=, Verbindungsgräben und Parallelen vertiefen.

Im Nordwesten der Festung beginnen wir. Da ist das Terrain eben und frei, da ist es hochgelegen, also trocken. Kein besserer Ort in der weiten Runde zum ungenierten Herangraben an die trutzige Feste. Im Süden ist zuviel Wasser, im Norden zuviel Wasser und Wald, im Osten fließt der Rhein. Aber der Feind darf unser Kraxeln nicht merken. Also flugs ihn beschäftigt, hier, dort, da, nur nicht, wo unsere Maulwürfe ihre Vergnügungsreisen im Sande machen.

Schon in der Nacht zum 19. war Königshofen besetzt worden. Jetzt ging's auch an die Insel Wacken, und die Badener im Süden drangen gar bis Neudorf vor, also fast an die Thore der Festung. Und unvermerkt wurden unterdessen auch im N.W. die Schützengräben bis auf 400 Schritt an's Glacis herangeschoben.

Doch der Feind? Der hob keinen Finger auf trotz alledem, als ob es zum guten Ton gehöre, sich an der Nase herumführen zu lassen. Nur zwischen den Vorposten kam es hier und da zu kleinen Scharmützeln. Aber seien wir gerecht. Die Franzosen hatten auch genugsam im Inneren der Festung zu thun, als daß sie sich noch groß nach außen hätten umsehen können. Denn unsere Batterien rieben auch nach Einstellung des eigentlichen Bombardements noch wohlgefällig ihre geflügelten Nasen an den Mauern und Dächern der Stadt. Die Werke waren so vielfach beschädigt worden,

sie mußten geflickt werden. Bombensichere Räume, die bisher so gut wie gar nicht vorhanden gewesen, erwiesen sich als unumgängliche Bedürfnisse. Ueberhaupt machte den Franzosen das allgemeine Elend viel zu schaffen. Das bewiesen uns die vielen, vielen Flüchtlinge, die flehendlichst unsere Vorposten um Durchlaß baten. Ihrer tausend ließ man auch am 27. passieren. Aber schließlich mußte man dem Mitleid Zügel anlegen, denn die Entlastung der Stadt von unnützen Broteſſern mehrte nur deren Widerstandskraft.

So und nun können wir die I. Parallele anfangen. Parallel den Werken (im N.W.) wird eine Grabenlinie gezogen, die ausgeworfene Erde zu einem dichten Walle davor aufgehäuft, und hinter dieser grandiosen Deckung der Batteriebau für schweres Geschütz begonnen. Also lautete die Ordre, so wurde sie in der Nacht zum 29. August ausgeführt.

Gegen Abend versammelten sich die Mannschaften, Preußen vornehmlich, auf ihren Rendez-vous-Plätzen. Die Arbeiter ohne Lederzeug, Gewehr am Riemen, 20 Patronen im Brotbeutel, die Bedeckungstruppen mit Gewehr, Mütze, Mantel, Lederzeug, Kochgeschirr und Lebensmitteln auf 24 Stunden. Männiglich erhielt eine Extraportion an Speck und einen halben Liter Wein. 8¾ Bataillone Infanterie unter Leitung mehrerer Hundert Pioniere sollten an der Parallele, über 3000 Artilleristen mit beinahe 800 Pferden und 180 Geschützen und Fahrzeugen an den Batterien arbeiten, 8¼ Bataillone, 1 Feldbatterie und eine Kavallerie-Abteilung dienten als Vorposten und Bedeckung.

Die Nacht sank hernieder. Die Batterien in Kehl und auf den Flügeln des Arbeitsplanes begannen ihr allnächtliches Zerstörungswerk, diesmal vor allem zur Ablenkung des Gegners. Die Truppen gingen an's Werk.

Leise schlüpften die Vorposten in die vordersten Schützen-

gräben, 20 Schritt vor den Arbeitsplätzen legten sich die Deckungsbataillone nieder, dahinter in langer Linie entwickelten sich die Arbeiterkolonnen.

Die Nacht ist still und sternenklar. Wie fernes Wetterleuchten flammt es über den Kehler Batterien bei jedem der dahinrollenden Schüsse. Langsam feuern die Flügelgeschütze auf dem linken Rheinufer. In der Festung bleibt es totenstill; nur gegen Kehl surrt von Zeit zu Zeit ein blitzender Gegengruß.

Leise schürfen Pioniere, Kanoniere und Infanteristen. Gedämpft zählen die Unteroffiziere und Gefreiten: „Achtung! — Zu — gleich! Hoch und weit! Schippen — voll!“ Und lautlos liegen auch die vorgeschobenen Posten auf der kühlen Erde, das Gewehr schußfertig, während die Augen rastlos über die nächtige Ebene huschen, dem kleinsten Busch mißtrauend und jeder Erdwelle, die verdächtig den flachen Grund überschaut. Plötzlich! — Gewehrschüsse knattern von den Wällen. Der Atem stockt, wie auf Kommando versinken die Erdmännlein in ihren Löchern, fester umklammern die Finger den treuen Kuhfuß. — — Es ist nichts. Ein französischer Posten hat sich den Schlaf aus den Gliedern gejagt durch den Schreck des eigenen Schusses. Und wieder beißen die Spitzhacken in den morastigen Grund. Höher und breiter wachsen die Erdwälle über die Köpfe der Maulwürfe. Geschütz an Geschütz reiht sich in den düsteren Batterien. Und noch schlummert der Morgenwind zwischen den dunklen Schwarzwaldtannen, da ist das gewaltige Werk im wesentlichen vollbracht. 800 Schritt von den Festungswällen entfernt zieht sich die I. Parallele in einer Längenausdehnung von 3600 Schritt von der Pariser Eisenbahn bis zum Rhein-Marne-Kanal. Auch die gedeckte Verbindung mit dem rückwärtigen Gelände ist fertig gestellt. Und 11 neue Batterien

sie mußten geflickt werden. Bombensichere Räume, die bisher so gut wie gar nicht vorhanden gewesen, erwiesen sich als unumgängliche Bedürfnisse. Ueberhaupt machte den Franzosen das allgemeine Elend viel zu schaffen. Das bewiesen uns die vielen, vielen Flüchtlinge, die flehendlichst unsere Vorposten um Durchlaß baten. Ihrer tausend ließ man auch am 27. passieren. Aber schließlich mußte man dem Mitleid Zügel anlegen, denn die Entlastung der Stadt von unnützen Brotessern mehrte nur deren Widerstandskraft.

So und nun können wir die I. Parallele anfangen. Parallel den Werken (im N.W.) wird eine Grabenlinie gezogen, die ausgeworfene Erde zu einem dichten Walle davor aufgehäuft, und hinter dieser grandiosen Deckung der Batteriebau für schweres Geschütz begonnen. Also lautete die Ordre, so wurde sie in der Nacht zum 29. August ausgeführt.

Gegen Abend versammelten sich die Mannschaften, Preußen vornehmlich, auf ihren Rendez-vous-Plätzen. Die Arbeiter ohne Lederzeug, Gewehr am Riemen, 20 Patronen im Brotbeutel, die Bedeckungstruppen mit Gewehr, Mütze, Mantel, Lederzeug, Kochgeschirr und Lebensmitteln auf 24 Stunden. Männiglich erhielt eine Extraportion an Speck und einen halben Liter Wein. 8³/₄ Bataillone Infanterie unter Leitung mehrerer Hundert Pioniere sollten an der Parallele, über 3000 Artilleristen mit beinahe 800 Pferden und 180 Geschützen und Fahrzeugen an den Batterien arbeiten, 8¹/₄ Bataillone, 1 Feldbatterie und eine Kavallerie-Abteilung dienten als Vorposten und Bedeckung.

Die Nacht sank hernieder. Die Batterien in Kehl und auf den Flügeln des Arbeitsplanes begannen ihr allnächtliches Zerstörungswerk, diesmal vor allem zur Ablenkung des Gegners. Die Truppen gingen an's Werk.

Leise schlüpften die Vorposten in die vordersten Schützen-

gräben, 20 Schritt vor den Arbeitsplätzen legten sich die Deckungsbataillone nieder, dahinter in langer Linie entwickelten sich die Arbeiterkolonnen.

Die Nacht ist still und sternenklar. Wie fernes Wetterleuchten flammt es über den Kehler Batterien bei jedem der dahinrollenden Schüsse. Langsam feuern die Flügelgeschütze auf dem linken Rheinufer. In der Festung bleibt es totenstill; nur gegen Kehl surrt von Zeit zu Zeit ein blitzender Gegengruß.

Leise schürfen Pioniere, Kanoniere und Infanteristen. Gedämpft zählen die Unteroffiziere und Gefreiten: „Achtung! — Zu — gleich! Hoch und weit! Schippen — voll!" Und lautlos liegen auch die vorgeschobenen Posten auf der kühlen Erde, das Gewehr schußfertig, während die Augen rastlos über die nächtige Ebene huschen, dem kleinsten Busch mißtrauend und jeder Erdwelle, die verdächtig den flachen Grund überschaut. Plötzlich! — Gewehrschüsse knattern von den Wällen. Der Atem stockt, wie auf Kommando versinken die Erdmännlein in ihren Löchern, fester umklammern die Finger den treuen Kuhfuß. — — Es ist nichts. Ein französischer Posten hat sich den Schlaf aus den Gliedern gejagt durch den Schreck des eigenen Schusses. Und wieder beißen die Spitzhacken in den morastigen Grund. Höher und breiter wachsen die Erdwälle über die Köpfe der Maulwürfe. Geschütz an Geschütz reiht sich in den düsteren Batterien. Und noch schlummert der Morgenwind zwischen den dunklen Schwarzwaldtannen, da ist das gewaltige Werk im wesentlichen vollbracht. 800 Schritt von den Festungswällen entfernt zieht sich die I. Parallele in einer Längenausdehnung von 3600 Schritt von der Pariser Eisenbahn bis zum Rhein-Marne-Kanal. Auch die gedeckte Verbindung mit dem rückwärtigen Gelände ist fertig gestellt. Und 11 neue Batterien

für 46 schwere Geschütze erheben ihr Haupt drohend über das ebene Land.

Die Nachtarbeiter treten den Rückmarsch an. Langsam knarren die Wagenkolonnen der Artillerie nach Norden. Mit einem verschnupften „Guten Morgen!" lösen sich die Wachtmannschaften ab. Ein großartiges Treiben herrscht jetzt vor der Festung. Fast 25000 Mann ablösender und abgelöster Truppen erfüllen den Raum von der Insel Wacken bis zur Breusch. Welch' prächtiges Zielobjekt für einen aufmerksamen Gegner! Aber in der Festung bleibt es still wie zuvor. Ungestört kann das Heer auseinanderfließen, das für einen Augenblick zu einem brausenden Strome zusammenrann.

Weiter und weiter öffnet sich das Auge des jungen Tages. Auch der tiefste Grund füllt sich allmählich mit seinem klärenden Licht. Gespannt schaut alles nach der Festung, ob sich denn noch immer kein Brummer da drinnen regen will. Da ein flüchtiger Feuerschein, eine Dampfwolke, ein dumpfer Knall — und die erste Granate braust von den Wällen der Stadt. Und noch eine, und wieder eine, und so fort und fort. Aus jeder Ecke, aus jedem Winkel der Festung heult es in einer andern Tonart. Der Feind ist erwacht. Mit einem Zetermordiogeschrei all seiner Donnerbüchsen macht er sich Luft von seiner grenzenlosen Ueberraschung.

Darauf aber haben unsere Kanoniere nur gewartet. Wie auf ein Kommando fallen 88 schwere Geschütze über die französischen Schreihälse her, und noch ehe zwei Stunden vergangen, ist auch die frechste Gosch gestopft worden.

Und vorbildlich für den ganzen weiteren Verlauf der Belagerung wurde dieser erste Ausgang des schweren Geschützkampfes. So oft auch der Feind unserer Artillerie

Herr zu werden versuchte, soviel Geschütze er auch auf seine Wälle brachte, immer wieder wurde er nach kurzem Kampfe überwältigt. Ja schließlich ließ man ihn gar nicht mehr zu Worte kommen. Sobald sich nur eine französische Kanone in den Schießscharten zeigte, wurde sie dergestalt von den deutschen Batterien auf's Korn genommen, daß sie binnen kurzem zusammensank, die Lafette zerrissen, das Rohr zersprengt, während sich die Bedienungsmannschaft daneben in ihrem Blute wälzte. Denn weit überlegen waren unsere Geschütze den französischen an Präcision des Schusses und an Durchschlagskraft. Und nachdem der unachtsame Gegner einmal die Annäherung unserer Feuerschlünde zugelassen, war es um seinen Widerstand eigentlich schon geschehen. Fast unthätig mußte er zuschauen, wie ihm die furchtbaren Batterien näher und näher rückten. Wie fasciniert lag die Festung unter dem Flammenblick, dem Feuerhauch, dem tosenden Gebrüll dieses langsam sich daherwälzenden Ungeheuers.

Und emsig trug man auch auf deutscher Seite Sorge, daß sich dem Lawinensturze des förmlichen Angriffs nichts widersetze. Mit Feuereifer wurde in den nächsten Nächten die I. Parallele ausgebaut, wurden die Gräben zur II. Parallele vorgetrieben, wurden neue Batterien gebaut, wurde endlich in der Nacht zum 2. September die II. Parallele selbst in Angriff genommen. Bis auf 200 m sollte sie unsere Batterien näher bringen. Und wirklich wurde auch dieses zweite Riesenwerk bis zur dritten Morgenstunde zu Ende geführt. Vergnügt zogen sich die vorgeschobenen Deckungstruppen, die heut fast vor den Füßen der Festung gelegen, in die fertige Parallele zurück. Vergnügt lösten sich die Arbeiter ab, die einen, weil sie in so kurzer Zeit so Großes vollbracht, die andern, weil sie auch weiterhin ungefährdet

zu schaffen hofften. Eine neue, noch gewaltigere Position war dem Gegner, wieder ohne Verlust, abgerungen. — Aber heimtückisch grinste der Tod in den Nebeln der Nacht. Es fehlte der rote Punkt hinter dem gedankenvollen Satze.

Ausfallgefecht bei Kronenburg.

Eine auffallende Ruhe herrschte vor der Festung. Das Geräusch der an= und abmarschierenden Truppen verhallte stumpf in den schweren Nebelwolken, die geheimnisvoll über dem weiten Gelände brauten. Plötzlich, den Deutschen unersichtlich durch den dichten Dunstschleier, quollen Rothosen und Blaujacken in dickem Haufen aus Lünette 44. Sie gliederten sich in drei Trupps, und im Laufschritt ging's über das Feld gegen unsere Stellungen vor. Im Fluge haben die blauen Marinesoldaten der mittleren Abteilung die vordersten Gehöfte Kronenburgs erreicht. Im ersten Ansturm werden die überraschten Landwehrleute hinaus=geworfen, wird die eilends von ihrer Mannschaft verlassene Batterie 4 besetzt. Viktoria! Schon wollen die wackeren Draufgänger die Geschütze vernageln, da piffpaff! kracht es in ihre Glieder, Rothosen und Bajonette leuchten aus dem Nebeldunst, schon ist eine der Blaujacken aufgespießt, da — erkennen sich die wütenden Gegner als Landsleute. Der Trupp links war auf der Oberhausberger Straße an der Batterie vorbeigestürmt, hatte plötzlich die dunklen Uniformen zwischen den Geschützen bemerkt und, sie für Preußen haltend, sich voll Kampfeslust auf den willkommenen Feind gestürzt. Der Irrtum bezahlt sich teuer. Der Vorteil der Ueber=rumpelung geht mit diesem Stoß nach hinten verloren. Denn mit Trommelschlag hat sich indessen die Landwehr inmitten Kronenburgs gesammelt, schon stürmt sie voll Erbitterung über die Schmach des Ueberfalls auf die Batterie. Links

greift eine andere Landwehrabteilung in's Gefecht, rechts stürzt sich die 12. Kompanie 4. badischen Regiments in des Feindes Flanke. Unter dem Schnellfeuer der Deutschen räumt der Feind die Batterie. Noch ein kurzer Bajonettkampf auf der Chaussee. Und in wilder Flucht stolpern die Franzmänner auf die Festung zurück.

Der rechte Trupp der Franzosen hatte sich unterdessen rechts von Kronenburg der Eisenbahnrotunden bemächtigt. Knatternd fuhr ihr Schnellfeuer in die Batterien dahinter und in die Parallelen. Bestürzung verbreitete sich unter der Laufgrabenwache. Aber nur einen Augenblick. Oberst von Renz sammelt seine Grenadiere vom 2. badischen Regiment (1. Bataillon). Mit Hurra brechen sie aus den Laufgräben hervor, stürmen sie die Rotunden unter einem Hagel feindlicher Geschosse, werfen sie im Verein mit Garde-Landwehr die Rothosen in die Ebene hinunter. Noch einmal setzen sich die Franzosen auf einer Anhöhe fest. Aber von rechts, links und aus der Mitte klirrt es heran, Badener, Preußen und wieder Badener. Sie reichen sich die Hand. In langer Linie fliegen sie über das Feld. Hurra! hurra! braust es durch die nebelnde Morgenluft. Die Anhöhe wird gestürmt und der Feind bis an die ragenden Wälle gehetzt. Da erst gebietet das wütende Kartätschfeuer der Festungsgeschütze den unerschrockenen Kriegern ein donnerndes Halt. Die Hörner rufen zum Sammeln. Und langsam ziehen sich die Helden unter beständigem Feuergefecht in ihre so mannhaft behaupteten Stellungen zurück . . . .

Der Ausfall gegen Kronenburg war glänzend zurückgeschlagen worden. Dasselbe Schicksal hatten zwei kleinere Vorstöße des Verteidigers in nördlicher und westlicher Richtung. Und so endete die weit aussehende Unternehmung des Gegners, die größte derart, zu der er sich überhaupt wäh-

rend der Belagerung aufraffte, mit einem entschiedenen Mißerfolg.

Aber noch immer grinste der Tod. Seine Früherntе befriedigte ihn nicht. Die Richtung eines Verbindungsgrabens zwischen den beiden Parallelen war im Dunkel der Nacht verfehlt worden, die Festungsgeschütze konnten ihn der Länge nach bestreichen. Und als ihn die Ablösungsmannschaften auf dem Marsch zur II. Parallele passierten, da rissen Granaten und Kartätschen ihrer 30 zu einer unförmlichen Masse zusammen.

So wurde der 2. September zum verlustreichsten der ganzen Belagerung. Als die Morgennebel sich über dem weiten Gefilde lüfteten, da enthüllten sie der Sonne an 300 Verwundete, Sterbende, Tote, Deutsche und Franzosen bunt durcheinander. Die Belagerungsarbeiten waren wohl um ein Bedeutendes gefördert worden, aber teuer hatte sich der Fortschritt bezahlt gemacht.

Teuer und doch nicht zu teuer. Denn der 2. September war ja auch der Tag von Sedan. 39 Generäle, mehr als 2000 Offiziere, mehr als 100000 Mann gefangen, 419 Feldgeschütze und eine Festung erobert, und der Kaiser, der Kaiser in deutscher Haft! Konnte solch beispielloser Erfolg überhaupt teuer genug bezahlt werden? Der Verlust jedes einzelnen Truppenkontingents in diesen Tagen mußte als bescheidenes Scherflein zur Begleichung der ungeheuren Dankessummen erscheinen, die der Deutsche dem Gott der Schlachten schuldig geworden. Auch die Toten vor Straßburg gehörten zu der großen Festhekatombe des Sieges bei Sedan.

Das empfanden auch Badener und Preußen. Und ihr Siegesjubel ward nicht geringer angesichts der blutigen Opfer des nächtlichen Gefechtes.

Der Siegesjubel! Anfangs wollte man sie gar nicht glauben, die strahlende Kunde. Klang sie doch wie ein Märchen aus alter Zeit, da noch ein göttlicher Held ganze Heere zu Boden werfen konnte. Metz, Straßburg, Paris waren ja noch nicht gefallen, und noch hatte man sich nicht daran gewöhnt, das Ungeheuerliche als selbstverständlich zu erachten. Erst als die Truppen in ihren Kantonnements unter Gewehr treten mußten, und ihnen nach drei Generalsalven der gesamten Feld- und Belagerungsbatterien das Telegramm König Wilhelms an seine erlauchte Gemahlin vorgelesen wurde mit den bescheidenen Schlußworten: „Welch' eine Wendung durch Gottes Führung!" — da glaubte man. Nun gab auch die Infanterie eine schmetternde Salve ab. „Heil dir im Siegerkranz" und „Nun danket alle Gott" wurden in flammender Begeisterung für den irdischen, in demütiger Ehrfurcht vor dem himmlischen Schlachtenlenker gesungen. Und gar kein Ende wollten die Hochs und Hurras nehmen, die überall in den Laufgräben, den Batterien und allen Kantonnements auf den Kriegsherrn, seine herrlichen Generäle und die tapfern Brüder ausgebracht wurden. Ueber das jauchzende Heer aber zog ein herrliches Gewitter mit Donnerrollen und Blitzgefunkel wie ein Zeichen des Himmels, daß ihm das Dankopfer seines Lieblingsvolkes gefallen.

Welches Entsetzen aber in der Festung! Man glaubte die Zeit des allgemeinen Sturmangriffs gekommen. Und ein wütendes Geschützfeuer toste von allen Werken in den deutschen Siegestaumel, in dem die Angst des Verteidigers ebenso lärmend als unschädlich verpuffte. Bravo! Uns konnte nur willkommen sein solch kostenloses Kanonenkonzert an dem schönsten unserer Freudentage. Und der dankbare Werder beschloß, sich für die unerwartete Festgabe zu revanchieren.

Er schickte einen Parlamentär in die Festung, der mit der Nachricht von Sedan auch den mißglückten Durchbruchsversuch Bazaines bei Noisseville verkündete.

Huh! was hat da der Uhrich Augen gemacht. Nein, nimmermehr, sowas konnte, durfte er nicht glauben. Schwindel, purer Schwindel war's, was ihm die Deutschen da so wohlgefällig auftischten. 100000 Franzosen hätten sich so ohne weiteres in den Sack stecken lassen?! Und Napolium, Napolium hätte nicht einmal ein Luftloch gefunden?! Unmöglich! unmöglich! Wenigstens mußte so Unerhörtes erst mit französischen Augen gesehen werden. Und er bat, sich durch zwei seiner Offiziere über das Vernommene vergewissern lassen zu dürfen. Auch ein Waffenstillständle bis zur Rückkehr der Offiziere schien ihm ganz zeitgemäß. Da aber war an Werder die Reihe zu lachen. Waffenstillstand! Haha! Wem hätte der genützt? Nur Uhrich und Kompanie. Die hätten indes ihre Gassen vom Unrat des Bombardements gekehrt, hätten ihre Kellerwohnungen gelüftet und Mut und Hoffnung geschöpft für ein halbes Jahr; vor allem aber hätten sie die bereits arg beschädigten Werke repariert. Das hätte grad noch gefehlt. Denn wir, wir hätten dagegen das Schießen verlernt und all die schönen Bomben wären rostig geworden in dem verdammten Regenwetter. Also Strich durchs Wünschle! Und da Uhrich dickköpfigerweise nun auch auf's Offizierschicken verzichtete, so blieb alles beim alten. Drinnen saß der Fuchs, draußen der Dackel, jener murrte, dieser knurrte. —

Ja das verdammte Regenwetter! Seit dem herrlichen Gewitter am Sedanstage war mit dem lieben Himmel kein Auskommen mehr. Trübselig schaute er auf die Menschenkinder herab, ja es verging kein Tag, an dem er nicht eine oder mehrere Thränen über sie geweint hätte. Und bald

waren die Laufgräben in Sumpflöcher verwandelt. Fortwährend glitt man bei der starken Neigung der Grabensohle aus, und wer nicht grad an engen Stiefeln litt, der hatte nicht selten Gelegenheit, seine Rappen im Schlamm versinken zu sehen. Batschbatsch! Batschbatsch! Pfui Teufel! Und von Abhülfe war da kaum die Rede. Der lehmige Boden war nach unten gesättigt, ließ also kein Wasser mehr durch. Ein dürftiger Notbehelf nur war's, daß man Stroh und Reisig streute und an den schlimmsten Stellen förmliche Knüppeldämme aus Faschinen herstellte. Es blieb nichts übrig, als sich an den Dreck zu gewöhnen. Zeit dazu fehlte wirklich nicht. Denn stundenlang mußten die Truppen in diesem Morast hacken und schaufeln. Und das Tag für Tag. Es kam vor, daß Abteilungen immer erst die sechste Nacht vollkommen ungestört für sich hatten. Selbst dann aber mußten sie noch jeden Augenblick gewärtig sein, von dem schmetternden Alarmruf unter die Waffen gejagt zu werden, um einen drohenden Ausfall des Verteidigers zurückzuweisen. 's war halt ein Elend! Und doch vergnügt waren die unsauberen Gesellen wie die Spatzen. Denn es gab Bier, Bier, Bier.

Die großartigen Kellereien der Straßburger Brauereien waren bald von wunderfitzigen Helden aufgedeckt worden. Und nun floß das bräunliche Naß unaufhörlich, unendlich gleich dem nimmer versiegenden Bronnen der Zeit. Und dazu gab's Bretzeln für die Badener. 10000 Stück hatte der Freiburger Bretzelmann Bader seinen lieben Landsleuten zukommen lassen. Die mundeten zum Bier, wie der Senf zum Schweizerkäs' oder Knöpfle zum Hasenpfeffer. Guten Appetit! Prost!

Vor allem aber war sich jeder Soldat bewußt, daß er auch was Rechtes schaffe. Denn in der That, gewaltig waren die Belagerungsarbeiten vorgeschritten. Bis auf 20 km

Länge waren die Laufgräben schon am 9. September gewachsen, und alle hatten sie die vorgeschriebene Tiefe und Breite erreicht. 98 schwere Geschütze, 40 Mörser waren auf dem linken Rheinufer, 32 Geschütze, 8 Mörser bei Kehl in Batterie gebracht. Bis auf 200 m hatte man sich dem Glacis der vorgeschobenen Festungswerke genähert. Tausende von Geschossen wühlten sich täglich in die Wälle Straßburgs, zerschmetterten Geschütze und Bedienung auf den Angriffsfronten und verwandelten allmählich die den Werken zunächst gelegene Steinvorstadt in ein rauchendes Trümmerfeld. Lahmgelegt war die eisenbewehrte Faust des Verteidigers. Und ein Leichtes schien es, mit der III. Parallele ihm den Fuß auf den störrischen Nacken zu setzen.

Nach Süden.

Uns aber ist's wie den Störchen im September: wir haben Sehnsucht nach Süden, allda unsere badischen Landsleute alleinig mit den welschen Ruppsäcken zu schaffen haben. Denn ihr dürft nur nicht denken, all unseren Buben wär's so dreckig ergangen. Beileibe nicht! Die waren viel zu gut dazu. Nur was nördlich der Breusch lag, konnte nicht umhin, den Preußen etwas unter die Arme zu greifen. Die übrigen aber pfiffen auf Schlammsauce und Granatenkompott, sie ließen sich's wohl sein bei Chassepotküchle und Wanderschnitz. Und wir laden uns bei ihnen zu Gaste.

Noch eine Kußhand den stolzen Batterien. „Bleibt brav!“ Und plumps! stehen wir in einem Laufgraben, in dessen Obhut wir die Südfront erreichen. Durch die langen Linien der Gräben huschend, gelangen wir über Königshofen an die Breusch und jenseits derselben in das südliche

Vorland. Ferner und ferner hallt der Donner der schweren Belagerungsgeschütze. Wie aus dem ruhelosen Getriebe der Weltstadt treten wir in ländliche Stille. Nur hier und da knattert es einmal auf zwischen den Vorposten. Man könnte wähnen, friedliche Jägersleute fröhnten in Wald und Feld des edlen Weidwerks. „Halt! Werda!" Wir stehen vor einem Posten 3. Regiments. Verdrießlich geben wir die Losung, verdrießlich wandern wir weiter. Der Ernst des Krieges will uns auch nimmer verlassen. Wir erreichen Ostwald, Illkirch. Schon von weitem hören wir Musik. Und kaum sind wir um die Ecke gebogen, da rauscht es uns entgegen: bummdara! bummdara! und eine ganze Regimentsmusik mit Schellenbaum und Pauke zieht vorüber.

„Heisa, Juchheia! Dudeldumdei! Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!" Und im Sturmschritt eilen wir weiter; denn hier muß was los sein. Fahnen wehen von den Dächern und aus den Fenstern. „Schwarz-weiß-rot, rot-weiß-schwarz — aber Donnerwetter! was soll denn das? Die Streifen gehen ja verkehrt von oben nach unten ...." Doch wir finden keine Zeit zu Reflektionen. Kommandoworte schallen an unser Ohr, und siehe da: in Reih und Glied, drei funkelnde Linien hintereinander, steht das 3. Regiment, die stolze Fahne inmitten. Vor der Front, von seinem Stabe umringt, hält Oberst Müller hoch zu Roß, und seinen Lippen entfließt es scharf schneidend, als hätte er einen Franzmann im Gehege. Aber noch sind wir nicht in Gehörweite, da hebt er die Hand und ein dreifaches, donnerndes Hurra rollt durch die blitzenden Reihen, die Regimentsmusik fällt ein, und eh' wir uns noch von unserem Staunen erholt, schwenken die Züge und harten Fußes stampft es an uns vorüber nach links und rechts. „Hat sich etwa Straßburg schon ergeben?" murmeln wir fast bestürzt in

den Bart. „Nein, aber Geburtstag ist heute, Geburtstag unseres lieben Landesvaters, Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich Wilhelm von Baden!“ poltert es uns über die Schulter. Erschreckt fahren wir herum, und martialisch lacht uns in die Augen ein altes Schulbubengesicht. „Potzwetter, Josef, wo kommst du denn her?“ — „Potzwetter, Fritze, wo kommst du denn her?“ Das war ein Wiedersehen. Ein kräftiger Handschlag und nun in's Wirtshaus. „Was Wirtshaus, jedes Kantonnement ist hier Wirtshaus!“ Und richtig, überall, aus jedem Scheunenthor und jeder Dachluke trinkt und singt es.

Zwei Schoppen Roten giebt's heut extra, hollah! Das soll uns nicht verdrießen. Und nun erzählen. Doch nein, den ersten Schluck unserem hohen Geburtstagskind. Er soll leben hoch! hoch! und noch... däderädah! däderädäh! „Gott verdamm' mich!“ fährt mein Genosse auf und davon, und die übrigen hinterdrein. Wir aber trinken bedächtig unsern Schoppen, Schluck für Schluck, als wär's die bitterste Arznei; so was schreckt uns doch nicht! Da stürmt auch schon der Josef wieder herein. „Ich muß auf Wache, komm' mit bis zu meinen Leuten, will dir nur kurz erzählen!“ Und während wir neben ihm hintroddeln, erzählt er:

„Im Elsaß oben waren wir neulich, 2 Bataillone, 8 Schwadronen, 2 Batterien, 1/2 Pionierkompanie unter unserm Laroche. Die ganze Gegend um Schlettstadt haben wir reingefegt von Ochsen, Schafen, Schweinen, Schwarzbröten und Pferdefutter. 1/2 Meile Telegraph zerstört, 2 Eisenbahnbrücken gesprengt und den Schlettstädtern Mobilen das Leben versäuert. Von Uebergabe freilich wollte der Dickkopf, der in dem Kasten kommandiert, nichts wissen, obgleich wir ihm Sedan recht kratzig unter die Nase gerieben. 's war eigentlich auch eine Frechheit, die Forderung,

wir paar Mann. Na und jetzt sind wir hier. Stehen wir nicht auf Posten, so sind wir in Bereitschaft, und das morgens von 3 bis 6, mittags von $1^1/_2$ bis $3^1/_2$ Uhr, denn die Franzosen sind Windhunde, und Ueberfälle an der Tagesordnung. Sind wir nicht in Bereitschaft, so heißt's Stiefeln wichsen, um nachher mit Anstand in Wasser und Morast zu quatschen. Kurzum, ein Hundeleben! Doch Gott befohlen, da sind meine Kerls!" Und absatzklappend entschwindet er unsern Blicken.

„Auch gut!" brummen wir und wandern fürbaß. „Eins aber ist sicher: hier unten giebt's ebenso viel Schmeißfliegen wie Schmetterlinge."

Wir passieren die Brücke über den Rhein-Rhone-Kanal und betreten das Kampfgefild vom 16. August, wo sich die Badener so prächtig geschlagen. Weghäusel ist erreicht. Und vor uns breitet sich der helle Wasserspiegel der Ueberschwemmung. Aber schon längst hat die Flut aufgehört, ein Hindernis für die Badener zu sein. Auf dem hohen Chausseedamm sind sie nach Norden gedrungen, haben vor den Thoren der Festung Neudorf besetzt und ihre Vorpostenkette östlich bis an die Gewässer des Rheins gedehnt. Wir folgen als Schlachtenbummler ihren Spuren. Ueberall finden wir Brücken und Wege durch Verhaue und Barrikaden gesperrt. Dazu hat die Feldartillerie Geschützstände angelegt. Endlich berühren wir die Vorposten.

Da können wir uns des Lachens nicht enthalten. Wie ein Bootsverleiher steht die Wache vor einem Dutzend Nachen, großen und kleinen, jungen und alten. Und unwillkürlich schwebt uns die Frage auf den Lippen: „Was kostet die halbe Stunde oder auch die ganze?" Nun der Unteroffizier belehrt uns leicht eines besseren. Mit Fleiß hat man alle Nachen der Umgegend zusammengefischt, um dem Feinde

das Transportmaterial für eine gelegentliche Ueberrumpelung zu entziehen. „Doch Gottswetter! Da ist ja schon wieder so ein verdrehtes Ding von Fahne, was soll denn das bedeuten?“ Der Unteroffizier lacht: „Schauen Sie nur mal genau hin, 's geht alles natürlich zu. Einer unserer Schnapphähne fand, Gott weiß wo, eine französische Trikolore. Flugs hatte er den blauen Streifen mit schwarzer Oelfarbe überstrichen, und das geeinte Deutschland war fertig zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit, unseres Großherzogs!“ Und er salutiert leuchtenden Auges, den Zeigefinger der Linken vorschriftsmäßig an der Hosennaht.

Sss! Batsch! Eine Gewehrkugel saust an uns vorbei und schlägt an die weiße Hauswand dicht neben den Flaggenstock. „Donnerwetter!“ flucht der Unteroffizier, „nicht einmal vor der eigenen Fahne hat die Bande Respekt. Die Zwickelbärt' können nicht Ruhe halten. Den ganzen Tag geht die Blefferei. So haben sie uns neulich den bravsten Offizier weggeblasen, den Lieutnant Damm, und so noch manchen andern. Und nicht nur für Einzelne ist ihre ewige Rauflust gefährlich, selbst wir Posten sind in beständiger Gefahr, aufgehoben zu werden; denn gegenseitige Unterstützung ist rein unmöglich bei dem verdammten Wasser. Könnten wir's nur ableiten. Aber krumm gearbeitet haben sich die 5er, um all die Wässerle hier herum etwas auszutrocknen, und doch nix geschafft. Dafür aber —“ und über sein Gesicht flog eine wilde Schadenfreude — „dafür hat unser Regiment einen Fang gemacht hier unten, der die halbe Belagerung aufwiegt. Am 6. war's in der Morgendämmerung dort drüben am Rhein. Da merkte der Posten durch den Nebel ein stromabwärts ruderndes Boot, dahinter ein zweites. „Werda!“ Keine Antwort, dafür ein paar unreife Bohnen. Schnell stürzte Sergeant Jörger herbei mit

der Wache, und nun begann ein lustiges Geschieße auf die dicken Rheinfische. Die da drin kriegten's denn auch bald mit der Angst, ließen Schießen und Rudern sein und trieben mit der Strömung. Krach! saßen sie auf dem Sand, 2 Rothosen sprangen heraus und suchten das Weite. Aber wupptich! hatten wir sie am Kragen, und was fand sich neben und unter den jammernden Schiffersleuten? — 40 große Kisten mit 36 000 Granatzündern. Von Neu-Breisach kamen sie und sollten in die Festung geschmuggelt werden. Wir aber schmuggelten sie in unsere Tasche. Und was nun? Wenn die in der Festung keine Zünder mehr haben, dann müssen ihre Kanoniere mit Steinen schmeißen, und aus ist's mit der Herrlichkeit, radikal aus! Das sage ich!"

Unwillkürlich haben wir uns bei der begeisterten Erzählung des wackeren Unteroffiziers in die Höhe gereckt, nun schütteln wir ihm kräftig die Hand: „Behüt' Gott!" und wir konzentrieren uns rückwärts. Ein paar Chassepotkugeln geben uns das Geleite. Wir aber summen das alte Lied, das schöne Lied mit den trostvollen Versen:

> Nun adjö Lowise, wisch' ab dein Gesicht,
> Eine jede Kugel, die trifft ja nicht;
> Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
> Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

„Ein Leichtes schien es, ihm mit der III. Parallele den Fuß auf den störrischen Nacken zu setzen," beendeten wir unser letztes Kapitel. Dazu schritt man jetzt. Am Fuße des Glacis' zwischen den Lünetten 53 und 55 sollte die III. Parallele ausgehoben und nach Wegnahme der Außenwerke gegen die Bastionen 11 und 12 vorgegangen werden.

Schon in der Nacht zum 10. September wurden die Verbindungsgräben aus der II. Parallele vorgetrieben, in

der Nacht zum 12. dann die III. Parallele begonnen. Und als Werder am 12. morgens erwachte, da konnten ihm als schönstes Geburtstagsgeschenk ein paar Kilometer neuer Laufgräben als bombensichere Promenade zu Füßen gelegt werden. Am 14. September war die III. Parallele fertig und aus ihr heraus, in einem flachen Bogen vorspringend, eine Halbparallele gebaut worden, durch die man sich den Zielen des Angriffs, den Lünetten 52 und 53, noch mehr näherte.

Auch neue Batterien waren inzwischen emsiglich errichtet und die bereits vorhandenen dichter an die Werke gerückt worden. 176 Geschütze wetteiferten jetzt, den Festungswällen die Vergänglichkeit alles Irdenen zu beweisen.

Und ihr Verteidiger wußte ihnen auch ganz und gar nicht zu helfen. Wohl sah er bei Tage die Zickzacklinien unserer Laufgräben wie lauernde Blitze vor seinen Mauern liegen, wohl schaute er die Erdhaufen, hinter denen sich seine Peiniger, die gewaltigen Geschütze, breit machten, wohl ärgerte er sich über die Ungeniertheit unserer Posten, die ihm schon so nahe waren, daß man billigerweise fragen konnte, wen sie denn eigentlich noch bewachten: ihre Batterien oder die Festung selber? Aber anhaben konnte er all diesem lustigen Jahrmarktstreiben gar nichts, denn seine freistehenden Rohrgeschütze waren auf der eigentlichen Verteidigungsfront längst zertrümmert, und die Bombenwürfe seiner gedeckten Mörserbatterien blieben wirkungslos. Wirkungslos? Ei wieso? Nun einmal fehlte es fast jeder der dickköpfigen Bomben an einem der 36000 Metallzünder, die Sergeant Jörger jüngst gemaust hatte, und deshalb explodierten sie nicht. Und dann zielten die französischen Kanoniere so jämmerlich, daß es gewiß nicht an ihnen lag, w e n n sie einmal trafen. Gewöhnlich suchten sich ihre Prallinées so recht morastige Stellen für ihre Niederkunft aus, allda sie dann rettungslos und un-

widerruflich versanken. Gelang es aber wirklich einmal solch einem und zwar explosionsfähigen Ungetüm, sich in eine Batterie oder einen Laufgraben hinabzuschwindeln, dann hatten die Wachen seine malitiöse Absicht längst erkannt. „Bombe rechts! — Hoch oben! — Bombe links!" brüllten sie in die Grabentiefe, und pardautz! lagen die Germanen in irgend einer sicheren Ecke auf Bauch und Nase. Huiiih! Krach!! Nach allen Seiten flattern die Splitter, hochauf wirbeln die Erdklumpen, um als Körnerregen auf den Rockzipfeln der preußischen und badischen Liegenschaften zu enden. Lachend erhoben sich die, klopften sich die Buckel gegenseitig, schüttelten sich vergnügt die Hände und — machten der Festung eine lange, lange Nase. So mochte der Franzmann immerhin seine Bomben dutzend- und hundertweise über die zerfetzten Festungswälle schmeißen, der Deutsche kehrte sich keinen Pfifferling daran.

Und um kein Haar besser stand es mit den Chassepot- und Wallbüchsenerfolgen der Rothosen. „Ah voilà!"*) schrie wohl so ein französischer Büchsenspanner, wenn er den roten Rand einer deutschen Feldmütze über den Erdwall gucken sah; „c'est à nous!"**) Listiglich zielt er, listiglich schießt er mit verkniffenem Aeugelein und — ein dröhnendes Gelächter aus dem Erdhaufen da drüben belehrt ihn, daß er nur — eine Mütze getroffen. Hämisch lächelnd hatte sie der Musketier auf seiner Bajonettspitze über den Wallrand gestreckt, in geduckter Haltung auf den „Spaß" lauernd. Und nun sucht er lachend seinen durchlochten Schädelwärmer unten im Morast, glückselig wie ein Studio, dem der Landesvater sein Cerevis durchstochen. „Diable!"***) flucht es in der

*) Ah, sieh da!

**) Der gehört uns!

***) Teufel!

Festung, und ein Kugelschauer fegt als harmloser Nachtisch über die Batterie.

Mit einem Wort: der Verteidiger konnte den Fortschritten der Deutschen nicht mehr Halt gebieten.

Bis an die Gräben der Lünetten 52 und 53 waren diese bereits vorgedrungen. Es bedurfte nur noch des Brückenschlags und man konnte diese Außenwerke stürmen. Zuvor aber war noch das Loch zu machen, von dem der Bibbes dem Hümpele erzählt. Wenigstens in der gemauerten Lünette 53, während Lünette 52 ihrer Erdwälle wegen leicht zu ersteigen war. Und mit diesem Brescheschießen begann man am 14. September.

Das war ein feierlicher Moment, als um 7 Uhr morgens die mit 4 kurzen 15 cm-Kanonen armierte Breschbatterie ihre erste Ladung schmetternd gegen das feindliche Werk schleuderte. Denn zum ersten Male wurde hier diese Art Geschütze im Ernstfall erprobt. Und der Erfolg entsprach den höchsten Erwartungen. Hunderte von Metern wurden die Stein- und Mörtelstücke der Lünettenmauer rückwärts geworfen bis in die II. Parallele hinein. So daß selbst die deutschen Truppen in Gefahr gerieten und die Tagesarbeit größtenteils eingestellt werden mußte. Stück für Stück löste sich von der dicken Mauermasse, hoch häufte sich der Schutt in den Gräben und polternd stürzte das darüber liegende Erdreich in die Tiefe. 4 Tage ging das so fort. Und am Abend des 17. hatten mehr als 1000 Langgranaten eine Oeffnung von über 33 m in die Lünettenmauer gebrochen. Die Bresche war gangbar, man konnte zur Ueberbrückung des Grabens schreiten. Dazu bedurfte es jedoch mannigfaltiger und zeitraubender Vorbereitungen. Und wir benutzen die notgedrungene Pause im Vorwärtsstürmen, um uns nach dem langen Stehen vor der Nord-

westfront ein wenig die Füße zu vertreten. Trabtrab! Trabtrab! Trabtrab!

Ja wohin nur? — Ueberall und nirgends. Wir wollen nur gleich im Norden beginnen, und so Reih rum. Das reizende Straßburg wird uns schon nicht aus den Augen lassen, selbst wenn wir uns je soweit vergessen sollten. Aber wir nehmen jemanden mit, der gut Bescheid weiß und gut schwätzen kann, denn beim Schwätzen vergeht Zeit und Weg. Und er erzählt:

„Glauben Sie wirklich, daß sich Straßburg noch lange hält? Da wären Sie eklich im Irrtum. Es ist am Uebergeben. Die Preußen im Norden sind schon bis zur Orangerie, die Badener im Osten haben bereits die Sporeninsel im Besitz, und im Süden da haben sie gar schon den Damm der Verbindungsbahn besetzt und ihre Vorposten östlich bis an die Eisenbahnbrücke über den kleinen Rhein geschoben. Und so sitzt den Franzosen der Strick an der Kehle. Ha, sie wissen's wohl, und ihre Wut ist nicht eben gering. Bomben und Granaten speien sie über die Unseren, daß uns die Ohren weh thun. Aber auch nur die, denn mit dem Treffen ist's eine eigene Sache. Zumal sie bei ihrem Zündermangel fast nur noch Vollgeschosse werfen können. Sie haben sich übrigens ihre Positionen auch nicht so ohne weiteres nehmen lassen. Die vom 6. Regiment in Kehl wissen davon zu erzählen. Mehr als Einer hat da in den Rheinsand beißen müssen. Und wer weiß, wie's ihnen ergangen wäre, wenn der Lärm nicht preußische Landwehr von Norden herbeigelockt hätte. Und im Süden gar, da wurden die Badener vorübergehend aus ihren Stellungen geworfen. Was sie natürlich nicht auf sich sitzen ließen. Als sie wieder in ihren Schützenlöchern lagen, da begannen sie eine Knallerei, als ob der Deibel am Samstag alle seine

Seelen ausklopfte. Und nicht genug: sie riefen Artillerie herbei, 3 schwere Feldbatterien. Und für die ist es nun ein ganz besonderes Vergnügen, nach der langen Enthaltsamkeit das Maul wieder mal recht voll zu nehmen. Versteht sich mit Brandgranaten. Und die spucken sie über die Wälle hinweg auf die militärischen Etablissements. Hören Sie? — ‚Bumm! Bumm!‘ Das sind sie. Und nun hören Sie noch einmal, aber ordentlich. — ‚Räh! Räh! Rähräh! Rärärärräh!“ Wissen Sie, was das ist? Das ist das Vorpostengeplänkel. So geht's den ganzen Tag. Ich glaub', ganz Deutschland hat nicht soviel Hosenknöpfe, als da an einem Tage blaue Bohnen verjucheit werden. Aber was bleiben Sie denn stehen?“

„Hören Sie“ — fallen wir ihm in die schnurrende Rede — „hieß es nicht einmal, die Badener beabsichtigten eine Expedition in das obere Elsaß, der vielen Franktireurbanden wegen?“

„Ob sie's beabsichtigten!“ fährt unsere grundgelehrte Schwätzbas' fort. „Sie beabsichtigten's nicht nur, sie sind schon längst am Werke. Wissen Sie das auch nicht? Was Sie aber verdummt sind bei dem ewigen Gebummse im Norden! Verzeihen Sie, aber so was, und besonders, da's doch Ihre speciellen Landsleute angeht, und nicht nur die Soldaten, auch die daheim drüben im Oberland. Doch hören Sie. 's ist eine lange Geschichte, und Sie müssen mir schon erlauben etwas zurückzugreifen, damit das Ganze verständlicher wird.

„Sollte ich eine Ueberschrift für meine Einleitung wählen, ich würde sie betiteln:

Viel Lärm um Nichts

oder „Bobbele in tausend Aengsten“, denn lächerlich war die Geschichte wie keine.

„Sie wissen, das württembergische Beobachtungsdetachement, das so lange die Oberländer gehütet, wurde bald nach der Schlacht bei Wörth wieder heimgesendet. Nun und seit der Zeit war's da oben nicht mehr recht geheuer. Wenigstens litten die Michel dort an chronischer Gänsehaut. Huh! auch mich schaudert's, wenn ich dran denke. Tag und Nacht träumte man von Ueberfällen, von Mord und Brand, von roten Hosen, Napoleonsbärten, Mitrailleusen und Chassepots. Und siehe da, eines Tages war die Zeit erfüllet. Arbeitsloses Gesindel aus Mülhausen machte eine Badereise an den Rhein und unterhielt sich nun in der Sommerfrische auf die Weise, die gerade am zeitgemäßesten war: es spielte Krieg. Flinten hatten sie mitgebracht, und an Zielen der lustigsten Art mangelte es nicht. Da waren die hübschen badischen Dörfer jenseits des Flusses, aus denen jedesmal Bauern herausliefen, wenn man sie traf (d. h. die Dörfer), just wie in einer Schießbude der brüllende Löwe, der Kuckuck oder das schreiende Kind. Da kamen auch Eisenbahnzüge dicht am jenseitigen Ufer entlang mit glitzernden Fensterscheiben, hinter denen Aepfel von allen Sorten in der Nachmittagssonne brieten. Und da war noch mancherlei, was zum Er-, An- und Vorbeischießen förmlich einlud. Ja, wenn's die Mülhäuser Wagges nur dabei hätten bewenden lassen. Aber das Unerhörte geschah: am letzten Tage des August setzte die freche Bande bei Bellingen über den Rhein.

„O Jerum, jerum, jemineh!

„In's Wirtshaus zogen sie, 50 Mann hoch. Essen und trinken thaten sie, 50 Mann hoch. Den Wirt bezahlten sie bei Heller und Pfennig, 50 Mann hoch. Telegraphenstangen hieben sie um, 50 Mann hoch. Schiffle nahmen sie mit, 50 Mann hoch. Und wie sie gekommen, gingen sie, nicht mehr, nicht minder als 50 Mann hoch.

„Gott steh mir bei, was soll das noch werden?! Und die Bauern des Isteiner Klotzes huben ein Wehgeschrei an, das Echos weckte an den Schwarzwaldbergen von Freiburg bis Eimeldingen. Gendarmen und Polizeidiener, Feuerwehr und Steueraufseher und die Bürgerwehren bis hinten nach Lörrach schulterten Flinten, Mist- und Heugabeln, Sensen und Zaunstecken. Aus Rastatt kam ein Bataillon, aus Kehl kamen 2 Kompanien und 4 Geschütze. Und den Oberbefehl über das reisige Heer nahm Oberst Bauer auf sich.

„Und nun gab es eine Reihe ereignisvoller Tage.

„Am 1. September Schützengefecht längs des Rheins mit 1 tödlichen Ausgang, 1 Verwundeten diesseits. Feindlicher Verlust unbekannt. Am Abend zogen die Kehler wieder ab.

„Am 2. September noch lebhafteres Feuergefecht. Hüben Einer zwei Schüsse durch die Hosenbeine ohne Verletzung. Drüben Einer geschrien: „O je, mich hett's!“

„Am 5. September Massenansammlung auf feindlicher Seite, darunter Weiber und Mädchen; jede Person trug 2 Flaschen Petroleum zur Ansteckung des Schwarzwalds.

„Am 6. September flog eine französische Kugel einer deutschen Frau ins Bett, ohne Schaden zu thun.

„In der Nacht zum 7. September die deutschen Schiffle wieder geholt und ein französisches dazu. U. s. w.

„Unterdessen hatte sich das gleich am ersten Tage seines Bestehens so geschwächte Heer wieder bedeutend gestärkt durch die Ersatzmannschaften des 5. Regiments aus Freiburg und eine Ersatzbatterie aus Karlsruhe. Und so konnte man es nach Abzug des feindlichen Heeres wagen, den Bellinger Besuch zu erwidern. Küchen, Keller, selbst die Rauchfänge der Elsäßer Dörfer revidierte man. Aber wiewohl man sich nicht satt sehen konnte an diesen Heiligtümern des Hauses, fand man doch alles andere eher darin, als einen Feind.

Und so kam man allmählich zu der Erkenntnis: wenn es so schlimm gewesen wäre, als es nicht gewesen war, dann hätte es noch weit schlimmer werden können.

„Ein übriges that noch der Hauptmann von Friedeburg vom badischen Generalstab, den Werder zur persönlichen Orientierung in das bedrohte Ländle gesendet. Nach sorgsamster Erkundung aller Verhältnisse konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier alles sicher sei.

„Aber das Gleichgewicht der Seelen war nun einmal im Oberlande erschüttert und das Vertrauen auf die Wagges für ewige Zeiten geschwunden. Und als sich nun gar das Gerücht verbreitete, 5000 Franktireurs aus Lyon seien im Anzuge, um mit den Mülhäuser Strolchen gemeinsame Sache zu machen, da begann das Zetermordio von neuem, und diesmal so entsetzlich, daß selbst ein Werder gerührt werden mußte. Und er beschloß, das obere Elsaß durch eine fliegende Kolonne einmal gründlich desinficieren zu lassen . . . . ."

Ein großer Klecks unterbricht unsere Lektüre. „Was? Klecks? Lektüre?" Ach Gott, ich habe ja ganz vergessen mitzuteilen, daß mich der Schwätzer mitten in der schönsten Bobbelei verlassen, nachdem er mir ein Schriftstück überreicht, in dem er für seine und anderer Nachkommen Geschehenes getreulich niedergelegt. Doch um auf den Klecks zurück zu kommen: der Klecks scheint mir mehr zu bedeuten, als ein Klecks gemeinhin bedeutet. Er erstreckt sich nämlich über drei ganze Wörter und ein halbes, welche die Ueberschrift für das nächste Kapitel hatten abgeben sollen. Er erscheint somit nicht natürlich, sondern künstlich. Oder meint Ihr nicht? Der Ueberschriftrest entziffert sich nämlich als: Der Reinfall bei Schafhau . . . Doch lassen wir's auf sich beruhen. Die Ueberschrift, welche gelten soll und gilt, lautet anders, lautet:

Fliegende Kolonne Keller.

Hei, was wird's uns da flüchtig zu Mut! Klecks hin, Klecks her — wir lesen weiter:

Erinnern uns doch gleich die ersten Worte an längst Bekanntes. „Die Volksbewaffnung im mittleren und südlichen Frankreich hatte beständig zugenommen.“ Das kommt unter anderem gewiß von dem funkensprühenden Rekognoszierungsritt der Leibdragoner am 17. August. Und richtig prophezeiten wir damals eine allgemeine Erhebung, und richtig prophezeiten wir den Badenern eben darum so viel frisch-frei-fröhlichen Feldkrieg, als bei so langweiliger Belagerei nur abfallen kann. Gleich damals machten sie ja einen Anfang in den Vogesen. Und seitdem haben sie abteilungsweise immer wieder die schönen Bergthäler durchstreift. Ja, ja! Und nun endlich war auch für ein größeres Kontingent der Badener der stolze Feldkriegstraum einmal Wahrheit geworden. 4 Bataillone, 8½ Schwadronen, 3 Batterien, ein Pionierdetachement und der leichte Feldbrückentrain sollten unter der bewährten Leitung des Generalmajors Keller das obere Elsaß „desinficieren“, wie wir sagten, den Bobbele zu Lieb, den Franktireurs zu Leide. Allesamt gehörten sie den südlichen Einschließungstruppen an, von denen überhaupt nur das 3. Regiment und etwas Artillerie an der Festung kleben blieben.

Voran! Auf dieser Heldenfahrt wollen wir unsere Badener an der Hand der Schwätzbas-Notizen begleiten.

Am 11. September sammelte sich die stattliche Schar im Süden des Belagerungsringes. Am 12. sollte der Vormarsch angetreten werden. Unerwartet verzögerte er sich bis zum folgenden Tage. Man mußte erst Abrechnung halten mit einem Franktireurstrupp, der eine badische Patrouille bei Bernardsweiler in den Vogesen überfallen.

Es gelang zwar nicht, die Bande aufzuheben; sie war längst über alle Berge. Aber der Pflicht war Genüge geschehen. Man war in der Flanke gesichert. Und nun drauf und dran!

So lang die Gänse Wasser seh'n,
So wollen sie hinein;
So lang Franzosen im Elsaß stehen,
So wollen sie den Rhein.

In aller Frühe wurde es lebendig im badischen Lager. „An die Gewehre! Gewehr zur Hand! Richt't euch! Gewehr über, rechts um, marsch!" Und bald zog es dahin auf der Basler Chaussee in langen Kolonnen mit Sang und Klang, wie es deutscher Soldaten Art ist. Mit den paar Franktireurs wollte man schon fertig werden.

Aber schon am Nachmittage gelüstete es den Feind, die Zähne zu zeigen. Eine Dragonerpatrouille hatte sich kecken Sinns bis auf wenige Schritte der Festung Neu-Breisach genähert. Da blitzt und kracht es plötzlich vor ihnen auf, und pfeifend ziehen die Todesboten über die Pickelhauben hinweg. Lachend schütteln sich die Dragoner und sprengen zurück. Aber wieder kracht es, und nun von links her über den Rhonekanal. Ei, sollten sie's auf die paar Reiter abgesehen haben? Richtig, da braust's auch schon wie ein Ungewitter hinter ihnen her, Chasseurs à cheval, fast 100 Mann. Das ist zuviel Ehre und wenig Gewinst. Und mit verhängtem Zügel geht's zur Avantgarde zurück, auf den Fersen die französischen Reiter. Schon sind diese dicht vor Arzenheim. Da wirft sich ihnen Lieutnant Maier-Ehehalt mit seinem Dragonerzug entgegen. Aber Schnellfeuer von jenseits des Kanals schmettert in die Flanke der Blauröcke. Sie müssen zurück, und, von mehreren Kugeln tödlich getroffen, stürzt des Führers Pferd, seinen Reiter im Fall begrabend. Fast haben ihn die Chasseurs erreicht, da

gelingt es ihm, sich frei zu machen, und mit einem kühnen Sprunge rettet er sich in den Kanal. Umsonst! Zwei Chasseurs springen ihm nach und nehmen ihn gefangen.

Unterdessen ist aber Infanterie herbeigeeilt, hat sich östlich der Straße eingenistet, und bringt durch ihr wohlgezieltes Feuer die Chasseurs zum Stehen. Und nun stürmt auch eine frische Dragonerabteilung heran, attackiert entschlossen und jagt den Feind vollends in die Flucht. Nicht einmal ihren Gefangenen können sie mitnehmen. Der hat sich beim Eingreifen der Infanterie gewandt unter den Chasseurpferden hindurchgewunden und sprungweise von Baum zum Baum, trotz der nachgesendeten Kugeln, seine Landsleute erreicht. Mit Hurra nehmen die Kampfgenossen den wackeren Offizier wieder in ihre Reihen auf. —

Der Anfang war gut. Und man wußte jetzt, nach welcher Seite man sich künftig vorsehen mußte. Am 14. wurde der Marsch fortgesetzt quer über die Rheinebene auf Colmar.

Auch heute drohte von Neu-Breisach her die erste Gefahr. Ein linkes Seitendetachement aus Dragonern und Infanterie auf Wagen stieß schon in aller Frühe auf eine feindliche Infanterie-Abteilung. Diese wurde nach kurzem Feuergefecht vertrieben. Man rückte weiter und näherte sich Biesheim. Da zischen ihnen Kugeln aus dem Dorfe entgegen, und auch von rechts her aus dem Walde jenseits des Kanals blitzt es auf in langer Linie. Halt! Mindestens fünffach scheint der Gegner überlegen. Und doch wird er angepackt. Die Infanterie geht vor, schwärmt aus. Piffpaff! Die ersten deutschen Kugeln klatschen an die Häuserwände. Im Nu sitzen die braven 5er dem Feind an der Kehle. Und Reißaus nimmt er vor den badischen Bajonetten. Ein wirrer Menschenknäuel wälzt sich aus dem südlichen Dorfausgang. Da aber braust ein Dragonerzug, der das Dorf westlich

umritten, in seine Flanke, bricht in den dicksten Haufen ein, und die 30 Reiter hauen zusammen, was ihnen unter die Klinge kommt. „Sauve qui peut!“ *) schreit es aus der grenzenlosen Verwirrung, und die Waffen fortwerfend, stürzen sich die Franzosen auf die Thore der nahen Festung. Hinterdrein aber die Dragoner. Und bis an's Glacis geht die atemlose, bluttriefende Hetzjagd. Da erst machen unsere Wildlinge Halt. Unbekümmert um den Lärm in der Festung — denn dort wurde beim Einbruche der Flüchtlinge Generalmarsch geschlagen — unbekümmert um die feindliche Besatzung, welche die Wälle gefüllt hat, nehmen sie den gefallenen Pferden das Sattelzeug ab, laden sie die erbeuteten Waffen auf ihre Wagen, traben sie endlich davon, ehe es auch nur Einem in Neu-Breisach eingefallen, die deutschen Dickköpfe auf ihre Kugelfestigkeit zu prüfen. 40 Tote allein ließ der Feind auf dem Platze, dazu Verwundete und Gefangene. Unser Verlust betrug nur 2 tote und 1 verwundeten Dragoner.

Unterdessen ist auch die Avantgarde des Gros mit dem Gegner handgemein geworden.

Kavallerie war vorausgesprengt, um in den Ortschaften die Waffen fortzunehmen. Eben mit der Ausführung dieses Befehls in der Mairie von Horburg beschäftigt, wird dem Führer des Kommandos das Herannahen feindlicher Truppen aus Colmar gemeldet. Sofort reitet er mit seinem Zug gegen die Illbrücke an. Ein Kugelregen empfängt ihn. Er läßt seine Dragoner das Feuer erwidern, muß aber, da er nun auch Flankenfeuer aus den Häusern von Horburg empfängt, hinter den Ort zurück. Doch schon ist die Avantgarde in Sicht. Im Laufschritt geht die 11. Kompanie 6. Regiments gegen die Illbrücke vor, während die 10. Kom-

*) Rette sich, wer kann.

panie des Feindes rechte Flanke zu umfassen strebt. Sergeant Berg (11. K.) wirft mit seinem Halbzug den Feind aus den diesseits der Ill befindlichen Häusern, durchwatet mit 2 Mann den 4—5 Fuß tiefen Fluß, schießt die letzten Verteidiger der Brücke herunter und schafft so den Unsrigen Bahn. Die Brücke ist gewonnen. Noch einmal setzt sich der Feind in den Gärten und Fabrikgebäuden der Breisacher Vorstadt. Aber unaufhaltsam drängen ihm die Füsiliere nach, und hinter ihnen entwickelt sich das 1. Bataillon 5. Regiments. Von Deckung zu Deckung weichen die Franzosen unter beständigem Feuergefecht. Da rasselt auch eine badische Batterie vor, und krachend fallen ihre Granaten in die Schlupfwinkel des Feindes. Entsetzt stäubt er auseinander und mit Hurra werfen ihn die 6er Füsiliere Hand in Hand mit den auf Seitenwegen eingedrungenen 5er Musketieren in einem Anlauf konzentrisch in die Stadt und drüben wieder hinaus. Kavallerie setzt nach und giebt ihm den Rest. Was nicht gefangen wird flieht in völliger Auflösung den Vogesen zu.

In und um Colmar wurden nun Quartiere bezogen. Ohne Schwierigkeit vollzog sich die Entwaffnung der Stadt, die Uebergabe der Kassen, das Eintreiben der Lebensmittel. Die Eisenbahn nach Mülhausen wurde unfahrbar gemacht und die Telegraphenleitung zerstört.

Erst gegen Mittag des folgenden Tages erfolgte der Weitermarsch. Die Truppen waren nach den leichten Erfolgen der letzten Tage in bester Laune.

So siegen wir, so siegen wir,
So siegen wir alle Tage
Gegen den Chassepot mit dem Zündnadelgewehr.

Und noch gehobener wurde die Stimmung, als sich beim Scheine der sinkenden Sonne die Schwarzwaldberge

klar an dem hellen Himmel abzeichneten. Manch' herzlicher Gruß wurde da der Heimat zugesendet. Und die 5er besonders ließen es sich angelegen sein, ihrer lieben Garnisonsstadt Freiburg, auf deren Höhe man jetzt marschierte, ein übermütiges Andenken zu widmen. — Gegen Abend erreichte man Ensisheim, das heutige Marschziel.

Ernstere Ereignisse konnten am 16. September bevorstehen. Denn man beabsichtigte Mülhausen zu besetzen und da sollten 30 000 Franzosen Quartier genommen haben. Aber was Bobbele ängstigt, schreckt Soldaten noch lange nicht. Und vorwärts ging's zu neuem Wagen und Gewinnen.

Bei der Napoleonsinsel begrüßte man badische Brüder, die auch dabei sein wollten. Es war das Detachement Bauer, welches tags zuvor den Rhein bei Chalampé überschritten hatte. Schnell wurden die mitgebrachten Ersatzmannschaften des 5. Regiments unter die Kompanien verteilt. Dann weiter in guter Kameradschaft.

Voraus trabten 4 Dragonerschwadronen, um dem Feind unsere Ankunft auch gebührend zu melden. Verschwendete Höflichkeit! Auch nicht eine der 30 000 Rothosen wollte sie in Empfang nehmen. Und so konnten die Badener um die Mittagszeit mit klingendem Spiel in die volk-, gewerbe- und gesindelreiche Stadt einrücken. Zu Tausenden wohnten die Mülhäuser dem glänzenden Schauspiel bei. Gar mancher hat wohl die Faust im Sacke geballt, aber eben nur im Sacke. Waren sie doch von ihren Belforter Pseudo-Landsleuten bei unserem Herannahen schmählich im Stiche gelassen worden. Freilich 30 000 waren's nicht gewesen, aber immerhin ein Bataillon, und das hätte uns bei einiger Bravour gar manchen wackeren Krieger wegblasen können.

Höchst willkommen aber waren wir den besseren Klassen. Denn seit längerem trugen sie schwer an der Last eines

rohen Pöbelregiments. Und so waren die Quartiere vortrefflich. Essen und Trinken gab's in Hülle und Fülle, jeder Mann faßte 80 Stück feine Cigarren, und die Mülhäuser Mädchen thaten ihr Bestes, des Lebens Genüsse zu vervollständigen.

Schleunigst wurde nun aufgeräumt mit dem wenigen, was die Franzosen zurückgelassen. Denn bei ihrer schnellen Retirade hatten sie immer noch Zeit gefunden, die Waffen, Kassen und das Eisenbahnmaterial größtenteils nach Belfort in Sicherheit zu bringen. Bei uns aber wuchs die Unternehmungslust mit dem Erfolg. „Morgen geht's nach Altkirch!" sagte General Keller, und „übermorgen vor Belfort!" echoten zehn- und hundertfach seine übermütigen Soldaten. Da traf, zur ungelegensten Stunde, noch am 16., von Mundolsheim der Befehl zum Rückmarsch ein. Pfui der tausend! Das war ein Strich durch die Rechnung. Aber wir wollen den Mülhäusern wenigstens noch ein Andenken hinterlassen. Am 17. morgens wurde die Eisenbahnbrücke über die Ill gesprengt. Dann freilich hieß es „Kehrt! Marsch!" Und mit klingendem Spiel, wie sie gekommen, zogen die Badener hinaus aus dem irdischen Himmelreich, um auf staubiger Landstraße wieder nach dem leidigen Norden zu stapfen.

> Herr Hauptmann, mein Hintermann geht immer so im Trab,
> Er tritt mir beinah die Hinterhacken ab.

Nach 4 starken Tagemärschen, Colmar nicht berührend, traf die fliegende Kolonne am 20. September wieder vor der Festung ein . . . . . .

‚Räh! Räh! Räääääh! Bumm!! Bumm!!' Sackrement! haben sie denn Straßburg immer noch nicht im Sacke? Und was ist denn das für ein weitläufiges Geknattere? Das ist doch nicht mehr bloß das 3. Regiment, das wir allein

hier im Süden gelassen hatten? Gewiß nicht. Ein Bataillon Leibgrenadiere, ein Bataillon vom 2. Regiment und zwei Batterien haben sich unterdessen dazugemacht. Denn wie wär's den bloßen 3ern ergangen, wenn der Feind unversehens einmal nach Süden ausgeschlagen hätte?! Schönes Durcheinander! Und wir bringen auch nicht grad Ordnung in dieses Truppengemengsel. Denn Sittsamkeit und Sitzfleisch lernt man auf solcher Lustreise keineswegs. Aber Werder weiß ein Radikalmittel. Er läßt einfach unsere 3. Brigade nach Norden in die Laufgräben ziehen und dafür die 1. an den Wassern zu Illkirch sitzen. So lernen die auch einmal die Aufregungen einer exponierten Vorpostenstellung kennen, und wir werden durch die Mühen des förmlichen Belagerungskriegs förmlich geduckt. Also geschah's. Am 22. September fand ein vollständiger Stellungswechsel zwischen den beiden Brigaden statt.

Hoppsah! Da sind wir auf einmal wieder in den Laufgräben, und wissen kaum wie? War das aber mal ein Reischen? Und freudestrahlend empfängt uns die Schwätzbas', die unsere ersten Schritte geleitet. Wir befragen sie nach dem Klecks. Sie aber schüttelt lächelnd das kluge Haupt und erzählt.

Sie erzählt von dem Ueberfall eines unserer Relais in Munzenheim. Am 18. geschah das, just zur Zeit unseres Aufenthalts im Süden. Und richtig, wir hörten es ja knallen, als wir beim Rückmarsch den Kirchhof dieses Ortes passierten, und man sagte uns damals, daß zwei Verräter standrechtlich erschossen würden. Gewiß waren das die Bauern, die eine französische Kompanie aus Neu-Breisach auf den kleinen Relaisposten gehetzt hatten. Und weiter erzählt er von einem Scharmützel bei Rothau in den Vogesen, das eine Abteilung vom 4. Regiment am 15. mit

Franktireurs ausgefochten. Und weiter von der Entsendung eines preußischen Landwehrdetachements zum Schutz der durch das Zornthal laufenden Eisenbahn, gleichfalls am 18. Und weiter, daß erst jüngst, am 21., ganz ohne unser Wissen, ein gemischtes badisches Detachement unter Major Held hinter den Preußen hergeschickt worden sei, um ihnen den Rücken freizuhalten. Und daß diese nach heftigen Kämpfen bei Mutzig und Heiligenberg auch wirklich auf bestem Wege gewesen wären, mit den verlorenen Preußen anzubändeln, als sie ein neuer Franktireuerrummel urplötzlich nach Straßburg zurückrief. Und endlich erzählt er uns auch noch diesen Franktireurrummel.

Ein Entsatzversuch von Süden war nämlich in den Bereich der Möglichkeit getreten. Und zwar einer mit ziemlich hinreichenden Kräften, mit 50 000 Mann, die sich in Belfort sammeln sollten. 6000, hieß es, wären sogar schon im Vormarsch auf Straßburg begriffen. Huh! was war das in die Peripherie unserer leitenden Kreise gefahren. Den Südfrontlern wurde strengste Bereitschaft verordnet. Das 4. Regiment zu ihrer Unterstützung angewiesen. Major Held kopfüber aus den Vogesen geholt. Und preußische Truppen aller Waffen zu eventueller Versammlung an beiden Breuschufern befohlen. Natürlich kamen nicht 50 000, nicht 6000, nicht Einer. Und nachdem eine andere „fliegende Kolonne“ aus Artillerie, Kavallerie und Infanterie auf Wagen mehrmals zwischen Straßburg und Schlettstadt auf- und abgeflogen, da erst begann man sich an den wohlthätigen, ruhespendenden Folgen der Expedition Keller zu laben.

Er schwieg. Wir schwiegen. Schweigend drückten wir uns die Hand, schweigend sagten wir einander Valet. „Doch halt! Der Klecks?“ rufen wir ihm nach. „Der Klecks? Das ist das Werk eines unsauberen Gesellen!“ — Alter

Heuchler! Als ob wir nicht selber wüßten, daß unsere Reise nach Mülhausen nicht ihren Erwartungen entsprochen, daß sie mehr Haß als Furcht gezeitigt. Aber schön war sie doch, und unsere braven Soldaten haben gethan, was in ihren Kräften stand.

Also machen auch wir einen Klecks auf die Vergangenheit und schreiben mit den allerzierlichsten Buchstaben eine fleckenlose Zukunft.

Zukunft! Zukunft geschieht alle Tage. Und so giebt's eigentlich keine. Aber wenn wir Zukunft von zukommen herleiten, so giebt's nicht nur eine, sondern sogar eine großartige. Denn so wackeren Leuten, wie wir sind, kommt natürlich ein großer Erfolg zu. Und der heißt: Eroberung Straßburgs.

Wir wandern durch die Parallelen und Batterien. Ueberall Ameisengeschäftigkeit. Die Kanonen schwitzen ordentlich vor lauter Arbeit. Und in den Laufgräben hat sich seit dem 17. gar manches ereignet. Am 20. hatte man einen Erd- und Faschinendamm durch den Graben nach der Bresche in Lünette 53 geführt, und das vom Feinde verlassene Werk sogleich besetzt. In der Nacht zum 23. schlug man eine Tonnenbrücke von 182 Fuß Länge über den nassen Graben der Lünette 52 und bemächtigte sich stillschweigend auch dieses bereits aufgegebenen Werkes. Freilich hatte man hier nachträglich noch teuren Eingangszoll entrichten müssen. Als ein Nachschub von Arbeitskräften die Brücke etwas geräuschvoll passierte, fuhr Gewehr- und Kartätschfeuer des aufmerksam gewordenen Gegners in ihre Reihen und fügte uns beträchtliche Verluste zu. Aber man hatte doch die Vorwerke in Besitz. Und schleunigst richtete man sich in den gewonnenen Positionen zur Verteidigung ein. Batterien für Mörser und schweres Geschütz wurden darin erbaut,

armiert und gar emsiglich bedient. Und weiter griff die glückliche Hand in das Gewirr von Wall- und Wasserlinien, das noch immer den Zutritt zum Allerheiligsten wehrte. Am 23. wurde das Breschеschießen auf Bastion 11, am 24. auf Bastion 12 eröffnet. Und rastlos setzten derweil auch die übrigen Angriffsbatterien auf beiden Seiten des Rheins ihr vernichtendes Feuer fort. 237 schwere Geschütze, die am 24. in Position standen, schleuderten an einem Tage 9000 Geschosse aller Art gegen die Citadelle und die trotzige Festung. Am 24. war eine Bresche von etwa 80 Schritt in Bastion 11 gelegt, am 26. eine etwas geringere in Bastion 12. Nur je ein Erdkeil stand noch über den klaffenden Mauerlücken, den man kurz vor dem Hauptsturm wegzuschießen gedachte. Ohne Verluste waren diese außerordentlichen Erfolge allerdings nicht zu erringen gewesen. Besonders als die Rücksicht auf die im Bereich der Batterien arbeitenden Truppen und der Munitionsmangel einiger Geschützarten eine teilweise Einstellung des Feuers auf deutscher Seite veranlaßten. Das machte sich der Feind natürlich zu nutze. Augenblicklich führte er wieder Geschütze auf die jetzt ungefährdeten Werke. Und dazu überschüttete er unaufhörlich das Angriffsfeld mit einem Hagel von Gewehrkugeln. Vor allem in der Nacht zum 26. schien es, als ob die Kriegsfurie noch einmal in ihrer ganzen Schrecklichkeit entfesselt wäre. Um Mitternacht unternahm der Feind zwei Ausfälle gegen die Inseln Jars und Wacken und den rechten Flügel der II. Parallele. Zwar wurden sie bald durch das Schnellfeuer der Laufgrabenwachen zurückgewiesen, aber das unerwartete Aufraffen des Gegners hatte ein allgemeines Auflodern der Kampfeslust zur Folge. Und noch einmal, zwei Stunden lang, wurde von hüben und drüben eine Kanonade ins Werk gesetzt, die alles bisher Dagewesene

überdröhnte. In das Rollen, Krachen, Heulen der Geschütze schmetterte und prasselte das Schnellfeuer der französischen Infanterie, die das ganze Vorgelände mit Zufallsschüssen übersäte. So furchtbar war das Getöse, daß selbst das deutsche Hauptquartier in Mundolsheim in Unruhe geriet und General Werder telegraphisch um Aufklärung ersuchte. Die braven 5er aber, die zum ersten Mal Laufgräbenkost schmeckten, sahen sich nicht schlecht um, als von hinten und vorn die Granaten, Shrapnels und Bomben wie zwei durcheinander surrende Heuschreckenschwärme über sie hinwegbrausten. Das war doch was ganz anderes wie bei der Horburger Brücke.

Desto ruhiger verliefen die folgenden Tage. Am 27. September feuerten die Festungsgeschütze fast gar nicht mehr. Schließlich rührte sich nur noch die französische Infanterie gegen die deutschen Arbeiter, die unablässig gegen das Innere der Festung vordrängten. Und gegen 5 Uhr nachmittags verstummte auch diese. Schweigend lagen die mächtigen Wälle vor den sehnenden Augen des Angreifers.

Straßburg unser.

Noch ist das Verstummen des feindlichen Feuers niemanden recht aufgefallen. Emsig schürfen die Arbeiterkolonnen, schmunzelnd handhaben die Kanoniere ihre dicken Massenmörder, und die Vorposten blinzeln listig nach der Festung, ob sich nicht irgendwo ein Käppi in den Bereich ihrer Flinte gewagt. Plötzlich wie ein Sonnenaar schwingt es sich in die Luft über Bastion 11, über Bastion 12 und nun auch hoch oben über dem ragenden Münster. „Die weiße Fahne! Die weiße Fahne! Hurra!“ Und brausend

wälzt sich der deutsche Schlachtruf aus den Lünetten in die Batterien, in die Kommunikationen, Trancheen und weiter, weiter bis in die entlegensten Kantonnements. „Hurra! hurra!“ — Mit einem Schlag verstummen die Geschütze. Auf Schanzkörbe und Brustwehren schwingen sich Pioniere, Artilleristen und Infanteristen, schwenken ihre Mützen, tanzen, springen, singen und geberden sich wie Besessene. Franzosen tauchen hinter Pallisaden und Wällen auf und kommen bis an die Gräben herab. Schnapsbutteln wirft man ihnen ins Gesicht und die süßesten Kosenamen, „die Wacht am Rhein“ brüllt man hinunter, daß die roten Käppis auf den Haaren tanzen. Und 's Hämmerle, der vor Zahnschmerzen seit drei Tagen keinen vernünftigen Gedanken gehabt, wirft die Dreckschaufel weg und springt mit einem Satz in den nächsten Wassergraben. „Prost Schlammlikör!“ jauchzen die Kameraden und ziehen den jämmerlich Schnaufenden am Hosenbein wieder in die schaudernden Lüfte.

Werder war gerade in den Laufgräben, als ihm die weißen Fahnen und der Jubel der Truppen seinen Sieg verkündeten. Vergnügt-verdrießlich stand er da. „Was ist denn eigentlich? Alles aus Rand und Band. Ich weiß von nichts. Weiße Fahne? Einen Parlamentär soll er schicken.“ Aber lange, lange währte es, bis die Nachricht kam, Uhrich habe sein Kapitulationsschreiben in das Hauptquartier geschickt. Da ging's mit Sturmschritt durch die Laufgräben an die Pferde und im langen Galopp durch die dunkle Nacht nach Mundolsheim.

Das Schreiben Uhrichs aber lautete:

Herr Generallieutnant!

Der Widerstand Straßburgs hat sein Ende erreicht.

Ich habe die Ehre, Ihrer Gnade die Stadt, Citadelle und Garnison anheim zu geben.

Ich bitte für die Stadt, die schwer genug geprüft, um möglichst glimpfliche Behandlung, sowie Erhaltung ihrer besonderen Rechte.

Für die Einwohner das Leben, das Eigentum, die Freiheit sich zu entfernen.

Für die Garnison nichts als eine Behandlung, welcher Sie Soldaten, die ihre Schuldigkeit gethan, würdig halten.

Ihrer Menschlichkeit empfehle ich die Verwundeten und Kranken, die augenblicklich sich in den Hospitälern und Ambulancen befinden.

Ich bezeichne Herrn Oberst Ducasse, Platzkommandant, und Herrn Oberstlieutnant Mangin, Kommandeur der Artillerie, um Ihre Entscheidung in Empfang zu nehmen.

Ich bitte, mich Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft wissen zu lassen.

Ich gebe Befehl, das Feuer auf der ganzen Verteidigungslinie einzustellen, und beehre mich, zu bitten, daß Ihrerseits dasselbe geschehe.

Genehmigen Sie u. s. f.

Der Divisionsgeneral,
Höchstkommandierender der 6. Militär-Division.
Uhrich.

Noch in der Nacht wurde die Kapitulation abgeschlossen. Gegen 18000 Mann mit 451 Offizieren, an 2000 Pferde, mehr als 1200 Geschütze und eine Menge Kriegsmaterial fiel damit in die Hände der Deutschen. Vor allem aber war es Straßburg selbst, das große, schöne, das nun endlich nach fast zweihundertjähriger Fremdherrschaft sein strahlendes Haupt wieder an die Schulter der Mutter Germania lehnte.

Doch nun vorwärts! In Besitz genommen, was mit Blut und Eisen erstritten. Bedenklich gährt es in Straßburg. Der republikanische Pöbel schreit „Verrat!“ und plündert die Häuser der Reichen, die disciplinlose Soldatenmeute beginnt die Festungsgeschütze zu vernageln, und selbst der bessere Theil der Einwohnerschaft hat nicht übel Lust, uns auf den Trümmern seiner Wohnstätten zu erwürgen.

Am 28. September in der Frühe sollte die eroberte Stadt militärisch besetzt werden. „Straßburg — Viktoria!“ war Losung und Feldgeschrei. Schon um 8 Uhr morgens stand je eine deutsche Kompanie am Fischer- (N.), National-, (W.) und Austerlitzerthor (S.) einmarschbereit. Und zur selbigen Stunde sank die Trikolore auf dem Münsterturm, rauschte die preußische Fahne majestätisch in die staunenden Lüfte.

Aber zuvor muß das Franzosenpack herausgelassen werden, das sich so lange da drinnen als Herrn aufgespielt. Auf 11 Uhr wurde der Ausmarsch der Besatzung durch das Nationalthor festgesetzt.

Da stehen wir wieder dicht vor den gewaltigen Festungswällen. Weniger hat sich hier die zermalmende Kraft unserer Geschütze offenbart als anderswo. Die Werke sind noch verteidigungsfähig, wenn auch Thor und Turm in Trümmern liegen. Das Antlitz der Festung ist hier nicht zerschmettert, ist nur entstellt. Aber gerade dieses Grinsen des einst so schönen Angesichts erweckt das schaudernde Gefühl gesunkener Größe.

Jauchzende Musik jagt uns aus düsteren Betrachtungen. Erstaunt schauen wir uns um, erstaunt sehen wir uns von schimmernden Soldaten umgeben. Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere: Kontingente aller Bundesstaaten. Das ganze Deutschland soll sein Auge an dem Erfolg seiner Ein-

tracht weiden, an dem niedergeworfenen Erbfeind. Und jetzt trabtrab! trabtrab! Staub wirbelt auf, und von glänzendem Stabe umringt sprengen der Großherzog, Prinz Wilhelm und General Werder von Königshofen heran. Die Truppen präsentieren, die Regimentsmusiken spielen und donnernd hallt ein dreifaches Hoch auf den greisen Heldenkönig Wilhelm in die sonnenfrohe Luft.

Kaum ist der Jubelruf verklungen, da nahen sich die Spitzen der ausmarschierenden Besatzung. Voran mit festem Schritt und finsterem Gesicht General Uhrich, fast ein Siebziger von untersetzter, noch kräftiger Gestalt. Dann seine Generäle, dann seine Soldaten. Der Großherzog, Werder und die Offiziere sind von den Pferden gestiegen. Sie gehen dem wackeren Kommandeur entgegen, der Großherzog schüttelte ihm die Hand und gern gewährte er ihm die Bitte, mit seinem Gefolge von dem beschämenden Vorbeimarsch ausgeschlossen zu werden.

Neben der Straße harren Sieger und Besiegte, und an ihnen vorüber ziehen die Trümmer einstiger Macht.

Die Trümmer?! Die Ersten wenigstens machen diesen Eindruck nicht. Stolz, wohlgeordnet, mit viel Freiheit, wie es französische Art ist, marschieren sie dahin. Ja in ihren neuen Uniformen lassen sie uns fast vergessen, daß es Gefangene sind. Sie haben Selbstbewußtsein, Ehre, diese Soldaten des Kaiserreichs. Klugen Sinnes wissen sie Schuld und Mißgeschick zu scheiden. Denn mehr als Einer tritt aus der Kolonne und ruft seinem General ein letztes warmes Lebewohl zu. Aber das ist auch die Blume der Besatzung: Artillerie, Marinesoldaten, Gendarmen und Infanterie aus den geschlossenen Truppenteilen. Nicht lange und das Thor speit die Hefe der Verteidiger aus, nicht mehr Krieger, nicht mehr Menschen, den reinsten Pöbel.

Immer lockerer werden die Reihen, immer größer die Abstände, die Verbände hören gänzlich auf, durcheinander wälzen sich die verschiedensten Uniformen. Stoßend, schreiend schiebt sich eine ungefüge Masse vorüber. Statt des Grußes überhäufen sie ihre Offiziere mit Schmähungen, ja speien ihnen ins Angesicht. „Verrat! Feigheit!“ brüllt es aus dem Gesindel, das selbst niemals den Mut und die Treue gekannt. Die gemeinsten Lieder werden gejauchzt, Betrunkene wälzen sich heulend im Straßenstaub. Die Gewehre zerbrechen sie und schleudern sie in die Festungsgräben. Die lächerlichsten Drohungen rufen sie den deutschen Soldaten zu; einige der Frechsten wagen es sogar handgreiflich zu werden.

Es wird Zeit, daß dieser letzte Akt der schauerlichen Tragödie ende. Schamrot stehen die französischen Offiziere bei dem widerlichen Schauspiel, die Straßburger, die Kopf an Kopf die benachbarten Wälle füllen, ballen knirschend die Faust, und auch wir wenden uns voll Ekel von den Auftritten der Roheit und Zuchtlosigkeit ab. Wahrlich, wenn irgendwo, so war hier zu erkennen, in welchem der beiden Völker die größere sittliche Kraft wohnte, welchem also der Sieg zufallen mußte.

Endlich gegen 2 Uhr haben die Letzten die Brücke passiert. Von Infanterie und Kavallerie eskortiert, wanken sie nach Rastatt in die Gefangenschaft.

Wir aber legen Hand an die kühn gefreite Feste. „In Sektionen rechts brecht ab — marsch!“ Und mit donnerndem Hurra zieht das 2. Garde-Landwehr-Regiment durch das Nationalthor in die Stadt. Schon vorher sind deutsche Truppen von Osten, Süden und Norden einmarschiert. Und so — ist Straßburg unser!

Straßburg, Straßburg, bist gefallen
Deine Freier ziehen ein;
Deutsche Siegesfahnen wallen
Von dem hohen Münster dein.
Straßburg, Straßburg, heiß umfreite,
Straßburg, Allerdeutschenbraut,
Sieh, welch stolzes Heergeleite
Schickt der Bräutigam der Braut!

In Straßburg.

Ja stolz war das Heergeleite, stolz ob seines Ruhmes, stolz in seiner Kraft. Und doch — bescheiden blieb es. „Gott die erste Ehre!" deutscher Helden Wahlspruch alleweg, auch jetzt sollte er sich bewährt finden. Und Werder vor allen war jeder Ruhmredigkeit, jeder Ueberhebung abhold. Ein Gottesdienst, bestimmte er, sollte die feierliche Besitznahme einleiten.

Am 30. September fand diese statt. Das war der Tag, da uns vor nunmehr 189 Jahren die herrliche Stadt mitten im Frieden geraubt worden. Und so erfüllte sich die Sühne am Jahrestage der Schuld.

An den Pforten der Thomaskirche empfingen den siegreichen General die protestantische Geistlichkeit und die Vertreter der Stadt. Mild und ernst, der geschichtlichen Wendung entsprechend, beantwortete er die ergreifende Ansprache. Dann ging's im feierlichen Zuge in das alte, formenschöne Gotteshaus. Da standen noch die geretteten Habseligkeiten Obdachloser umher, dazwischen Soldaten, Bürger und Landleute, die in Scharen hereingekommen, Frauen und Kinder, Kopf an Kopf. Der Divisionspfarrer Frommel von der Garde-Landwehr hielt eine erschütternde Predigt über den Text: „Bis hierher hat Gott geholfen."

Der Gemeindegesang „Nun danket alle Gott" schloß die schöne, versöhnende Feier. —

Aus der hohen Kirchenpforte drängt sich die bunte Menge in das gleißende Sonnenlicht. Was schaut sie da nicht alles mit neugiervollen Augen? — Trümmer und Menschenweben! Keine Straße, in der nicht unsere Mordgeschosse gewühlt, in der nicht das Leben des Völkerfrühlings brausend erwacht. Ja an den knospenreichen Lenz gemahnt es uns allenthalben. Nach dem Winter der Belagerung, der die zitternden Einwohner unter die Erde gebannt, ist eine neue Zeit gekommen, da sie heraussteigen dürfen aus den düsteren Kellerlöchern, blaß und zitternd, gleich den Schneeglöckchen im Februar. Aber auch Singvögel sind angekommen im dunklen Kleid. Ueberall zwitschern sie, überall rascheln sie zwischen dem erdentstiegenen Gesträuch: das sind unsere Soldaten. Und sie freuen sich einer des anderen trotz alledem. Trotz alledem! Denn nicht leicht ist's den Besiegten, an des Siegers Milde zu glauben. Aber schon auf der Mauer da draußen am Nationalthor ist ihnen der Gegensatz zwischen deutscher Disciplin und französischer Zuchtlosigkeit wohlthuend aufgefallen. Und als sie nun sehen, in welch würdiger Haltung die Unsern ihren Einzug halten, wie sie ihnen überall, auf der Straße, in Wirtshäusern und Quartieren ruhig und rücksichtsvoll begegnen, da atmen sie erleichtert auf: die Barbaren von jenseits des Rheins erweisen sich als gesittete Menschen. Daß die Einwohner dennoch scheu, ja oft gehässig dreinschauen, wer mag es ihnen verdenken? Man wechselt die Nationalität nicht wie ein Sommerkleid. Und wer küßt auf den Trümmern seiner Habe dem Zerstörer die blutbefleckte Hand? Der Meuchelmord einzelner deutscher Soldaten aber ist auf Rechnung des französischen Pöbels oder zurückgebliebener Soldaten zu setzen.

Trommeln rasseln über den Markt. Die deutsche Wache stürzt heraus. „Achtung! Präsentiert's Gewehr!" Und vorüber sprengt mit kurzem Gruße unser Werder. Zwei Sternchen erglänzen auf schimmernden Epaulettes; der Bezwinger Straßburgs ist General geworden. Ein Hurra dem wackeren Degen! Und brausend wälzt sich unser Ruf fort unter den zahllosen Uniformen, die über die Straße fluten voll Siegerlust. „Hurra! hurra! hurra!" —

Die Heiterkeit ist uns in die Beine gefahren, leichtfüßig springen wir dahin. Wohin? Dichte Rauchwolken locken uns in die Steinvorstadt, die am meisten gelitten.

Wenig Häuser sind im Centrum der Stadt zerstört, fast nur große öffentliche Gebäude. Aber immer gräßlichere Spuren der Beschießung und immer intensiverer Brandgeruch. Gaslaternen umgeknickt wie Strohhalme, das Pflaster aufgerissen, die Bäume zersplittert. Wie von einer Windsbraut sind die Dächer der Häuser herabgefegt und ihre Ziegeln in tausend Fetzen über die Straße gestreut. Da ist eine Wand eingeschlagen, ja mehrere hintereinander von derselben Kugel, und durch die Lücke erblickt man zerschmetterte Möbel und Geräte. Hier grinst uns die Bronzestatue eines französischen Präfekten an, eine Granate hat ihr ein dreieckiges Stück aus dem würdevollen Antlitz geschlagen, und wir müssen lächeln trotz allem Ernst. Und jetzt stehen wir vor dem Hexenkessel der Verwüstung selbst. Keine Straße mehr, kein Haus, nichts als Trümmer, eine Wüste rauchenden Schutts. Jeder Schuß, der die Wälle verfehlte, hat hier getroffen. Haus bei Haus war so vernichtet worden, Tag und Nacht hatte es in den engen Gassen gebrannt, und bald hatte man die Löschversuche aufgeben müssen. Wieviele Einwohner mögen hier auf elender Flucht von unseren Ge-

schossen zerrissen worden sein, wie mancher brave Pompier hat hier sein Leben bei dem edlen Rettungswerke gelassen?! 300 tote, 700 verwundete Bürger nennt der offizielle Bericht während der Dauer der Belagerung, und hier hat gewiß deren Mehrzahl geblutet. „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden“ — selten wohl hat das Gotteswort seine furchtbare Wahrheit furchtbarer offenbart.

Wir steigen zu den Festungswerken empor. Auch da Verwüstung, wohin das Auge fällt. Kein gangbarer Weg mehr. Tiefe Löcher, Hügel von Erde, aus denen Geschützrohre, Lafettenteile, Schanzkörbe und Balken hervorragen. Auf zersplitterten, blutbefleckten Laufbohlen liegt eine zerschossene Kanone. Unter dem Regen unserer Granaten ist sie zusammengebrochen, noch ehe sie gerichtet, und in alle Winde flogen die Glieder der tapferen Kanoniere. Breit gähnen uns die Breschen an, durch die der letzte Sturm erfolgen sollte, der letzte, der entsetzliche, der in einem Meer von Blut das unglückliche Straßburg ertränkt hätte. Denn er wäre gelungen. Nicht einmal ein Thermopylä hätten sich die Franzosen in der klaffenden Mauerlücke bereiten können. Das Terrain verhindert durchaus die Entwicklung größerer Truppenmassen, und Reserven wären sofort vom Feuer der Belagerungsbatterien zerschmettert worden. Zerschmettert! zerschmettert! immer wieder gleitet uns dieses schreckliche Wort zwischen die Zähne, in dem sich das Krachen des Schusses mit seinem zermalmenden Erfolge vermählt. Auseinander gesplittert ist das Mauerwerk wie mürbes Holz, und glatt, wie die Schale von der Frucht, ist der schwere Erdwall von seinen Fundamenten geschnitten. Trümmer, Trümmer allüberall! Wir erklimmen die Wälle. Netzartig breiten sich vor uns die Linien der Parallelen, Approchen und Kommunikationen aus, in denen sich der tausend-

armige Tod an das zitternde Straßburg herangetastet. Und wir wissen nicht, wen wir mehr bewundern sollen, die da draußen todverachtend Tag und Nacht die Spitzhacke in den spröden Erdboden gesenkt, oder die hier hinter wankendem Gemäuer dem Eisenhagel unserer Geschütze getrotzt so lange, so lange. Eitle Frage! Wer gestorben, hat seine That gethan, wer's überlebt, muß für das Ganze stehen, und — unser war der endliche Erfolg.

Wir steigen hinab von den toten Wällen. Ein heißes Sehnen flutet durch unsere Brust. Leben wollen wir sehen, Leben, sei's auch nur in verkrüppelter Gestalt. Aber nein, erst noch die Citadelle, an der die Badener unser Kehl gerächt. Wir stolpern über etwas — ein Pferdekopf, halb abgeschält, neben einem Feuerrest! Vielleicht die Henkersmahlzeit braver Kanoniere. Und flüchtiger eilt der Fuß dahin, als ob er sich seines Eindrucks schäme an den Stätten der Verwüstung.

Ueber die Esplanade, den freien Platz zwischen Stadt und Citadelle, gelangen wir in dieses letzte Bollwerk selbst. Letztes Bollwerk?! Ja das sollte die Citadelle den Verteidigern sein, wenn alles andere schon in Feindes Hand gefallen. Aber wir müssen lachen. So hofft der Sünder auf die letzte Oelung und stirbt, noch ehe er das Klingeln der Monstranz gehört. Hier war kein Hoffen mehr. Die Kehler Batterien zertrümmerten es vor der Zeit. Die Wälle zerwühlt, als ob ein Riesengeschlecht von Bergleuten darin geschürft. Alle Gebäude verbrannt, selbst die Kirche, das steinern-ständige Gebet von Generationen. Und über all die Daseinsfetzen ein Trödlerladen kriegerischer Branche ausgestreut. Tornister, Gewehre, Käppis, blutige Uniformstücke, Cigaretten, Granatsplitter, Liebesbriefe.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mannicher Soldat . . .

Mechanisch lispeln wir den französischen Verlustbericht: „94 Offiziere, 2500 Mann.“ Es ist eine Summe, was gelten da die Einser, die sie zusammensetzen,

wenngleich sein schwarzbraun Mädchen
so bitter um ihn weint.

Und mechanisch wandern wir wieder in die Stadt.

„Wollt 'r luaga, ihr dütsche Kaibe, was Eure g'schafft hen? Ihr dreckedi Schwobe!“ — „Dreckige Schwobe! Du Luser, sag's noch emol un i mach' di hie.“ — Lachend wenden wir uns um. Ein Straßburger Wagges und ein badischer Bauer, der „ä weng“ Umschau hält, bewillkommnen sich auf ihre Art. Lachend gehen wir weiter; die Todfeinde werden sich noch allenfalls versöhnen lassen.

Aber langsam geht's voran, in eine dichte Menschenwoge sind wir geraten, denn wir nähern uns dem Mittelpunkte der Stadt, dem Münster. Dem strömt jetzt alles zu, was von draußen kommt. Man hat es brennen sehen in der düsteren Bombardementsnacht, man glaubt es vernichtet. Welch' herrliche Enttäuschung! Majestätisch schaut es auf uns herab, das Meisterwerk deutscher Baukunst ist fast unverletzt. Und von neuem schwelgt das Auge in dem Genusse der prächtigen Skulpturarbeit, der tausend und aber tausend Figuren, der Strebepfeiler, Spitzen und der himmelstürmenden Mächtigkeit des Ganzen. Der Dachstuhl ist abgebrannt, einige Fenster sind zertrümmert, das Kreuz auf der Turmspitze ist etwas verbogen, auch die Fassade hier und da beschädigt. Aber leicht läßt sich das alles ersetzen, das Münster als Ganzes hat kaum gelitten und das Innere ist unversehrt.

Mit dem Strome fluten wir hinein. Welch' Gewimmel! Deutsche Uniformen aller Waffengattungen zwischen den bunten Trachten der Landleute von hüben und drüben. Bürgerfrauen im dunklen Trauergewand. Auch französische Soldaten der verschiedensten Regimenter mit bleichem Gesicht, wie sie das Lazarett soeben entlassen. Da ein Zuave mit einem Holzbein, ein Marinesoldat mit verstümmeltem Arm, Turkos an Krücken. Geschwätzig setzen die einen ihr Straßengespräch fort, still und ernst schauen andere die erhabene Halle hinauf, Genesende murmeln mit leuchtendem Blick ihr Dankgebet, trauernde Mütter ringen knieend die mageren Hände im gelben Kerzenschein. Nicht Orgelton, nicht Priestersang, ein dumpfes Brausen geht durch das düstere Gewölbe, hier und da unterbrochen von einem gellenden Schmerzensschrei aus der Sakristei, die in ein Lazarett verwandelt ....

Und wieder wandern wir durch die Straßen. Arbeiter schaffen Trümmer und Unrat aus dem Weg. Soldaten fischen aus der Ill die hineingeworfenen Waffen. Gassenbuben reißen mit lautem Halloh die Proklamationen von Mauern und Zäunen. Nur mühsam entziffern wir hier und da noch etwas: Verbote von Plünderungen und Zusammenrottungen bei Todesstrafe; Aufforderung, die Häuser offen zu lassen, um Zugang zum Brunnen zu haben; Anweisung von Zufluchtsorten für die Obdachlosen. „Jo, 's war e arge Zit!" seufzt es neben uns. Ein Straßburger hat mit uns den Ueberrest einer Proklamation gelesen. Und nun führt er, halb für sich, das öffentliche Geständnis fort. „Wohl 9000 wurden obdachlos, jo, jo! An 500 Häuser hen se verbrennt. Un wie elend ischt's dene ergange do an de Wäll', wo man ihne Hüttle herbaut het, grad dran g'lehnt aus Balke und Erd'. Wie hen se g'hungert! Alli Morge hen se ihr Süpple g'holt. Un die arme Bube un Mädle

un die Säugling' gar, nix z' esse, nix z' schlecke für die kleine Mäg'le, kei Milch, kei Tropfe im ganze Nescht. Bigoscht, lieber Herr!" und freundschaftlich legt er seine Hand auf unsere Schulter — „bigoscht, 's war e arge Zit! Und g'stohle hen se die Turkos un Zuave, un b'soffe sin se g'lege. Un die Bränd' alli Nächt. In de Keller sin mer gsi un hen g'lugt, ob kei Bomb' käm'. Un die Bomb' isch komme huiiih! bumm! krach! Do war se. Un der Mischt flog uns um die Ohre, der do vorm Kellerloch g'lege isch. Un g'schriee hen se, die Wibslüt. Un bumm! krach! noch emol, un obe im Speicher het's brennt, un naus sin mer uff die Gass' un draus het's g'litte vom Münschter, un g'schrien hen se und tobt, un war e Gerenn un e G'läuf, un bumm! krach! mitten 'nein . . . . ach! ach!" Schluchzen erstickt seine Stimme. „'s war mei alter Vatter, den's z'risse het wie ä Sandhaufe. Un ach!! lieber, lieber Herr! . . ." Wir schütteln dem Armen die Hand und schreiten eilends dem Nationalthor zu, eilends, um nicht von Rührung übermannt zu werden. Ja, er hat recht, es war eine arge Zeit. Auch wir haben an 900 wackere Männer tot oder kampfunfähig gehabt. Und wie mancher, der heute noch kerzengerade in Reih und Glied steht, trägt doch schon in der Brust den Todeskeim, den die Mühen und Entbehrungen der langen Belagerung hineingelegt. Es war eine arge Zeit, es *ist* eine arge Zeit.

Das Rollen und Knarren schwer beladener Wagen klingt an unser Ohr. Noch eine Straßenecke und wir stehen wieder vor dem Nationalthor. Lange Reihen von Bauernwagen, beladen mit Früchten und lang entbehrter Butter und Milch, ziehen herein. Mühsam bahnen sie sich ihren Weg durch das Menschengewimmel, mühsam heben sich die malmenden Räder über den Schutt der Straße. Und

mühsam zwängen wir uns an ihnen vorbei, erreichen wir die Vorstadt Königshofen.

Zwischen den Trümmern ihrer Häuser wanken da bleiche Gesichter umher, laut klagend oder leise denkend auf Abhilfe. In den Gärten und Feldern Weiber und Kinder aus der Stadt, kauernd und knieend, um einiges Eßbare zu dem lang entbehrten Salat zu finden.

Noch einmal schauen wir zum Thor zurück. Wie oft sahen wir hier die weiße Flagge des Parlamentärs, hörten wir den schmetternden Ruf seines Trompeters. Hier standen wir hoffend und fürchtend damals, als die badischen Truppen wie ein Ungewitter von der Mundolsheimer Höhe herabstiegen. Und hier sahen wir den Schlußakt der schauerlichen Belagerungstragödie.

Wir wandern fort nach Westen, nach Ekbolzheim, in unser Quartier. Düsterer und düsterer wird es auf unserm Pfad. Die Nacht ist herabgestiegen und breitet mitleidig ihre Schattenhände über die Welt. Silbern erglänzt des Mondes Scheibe. Ein leichter Lichtschimmer zitterte hinter uns über der genesenden Stadt. Oben aber in den Lüften, die noch wund sind von dem Donner der hundert und aber hundert Geschütze, flattert geisterhaft die Fahne der Ergebung in den Willen des Weltenlenkers. — —

Was nun?

Straßburg ist unser! Was nun? —

Sechs blutige Schlachten haben unsere Brüder in Frankreich geschlagen und gewonnen. Die Feldheere der Franzosen haben sie vernichtet, ihren Kaiser gefangen, Metz und Paris, ihre letzten Bollwerke, halten sie in erstickender Um-

armung. Als Kaiserreich ist das Frankenland zu Grunde gegangen. Aber wie der Vogel Phönix hob es sich neuverjüngt aus seiner Asche als Republik.

Und als Republik hat es uns den Krieg bis auf's Messer geschworen. Durch den wuchtigen Anprall des Volkes in Waffen hofft man die germanischen Horden vom heiligen Boden des Vaterlandes zu fegen. Auf Paris sind aller Augen gerichtet. So lange das Herz Frankreichs sich selbst gehört, will kein Franzose verzweifeln. Und alle Anstrengungen sind darauf gerichtet, es zu entsetzen. Vereint mit den Pariser Truppen, gehoben durch das Bewußtsein einer so glorreichen Waffenthat, wird man weiter und weiter nach Osten drängen, Metz befreien und seine große Armee, seinen berühmten Marschall Bazaine. Und fort und fort durch Ströme Bluts wird es endlich gelingen, die Barbaren an und über den Rhein zu jagen. La France ressuscitée! Frankreich wieder erstanden! Erst am Rhein darf der Gedanke an Frieden keimen.

Es war ein Phantasiegebild, was da selbst vor den klarsten Franzosenaugen herumgaukelte. Sie aber betrachteten es als vorhanden und erreichbar. Und wir müssen mit dieser Anschauung rechnen. Denn was ist gefährlicher als der Wahn?!

Was irgend an Truppen in Deutschland verfügbar war, wurde über den Rhein gezogen, um den aus dem Boden gestampften Heeren der Republik zu begegnen. Denn auch unsere Feldarmee war ja nach Einschließung der beiden Riesenfestungen Paris und Metz nur noch zum kleinsten Teile aktionsfähig.

Und so werden auch wir von den Kameraden mit offenen Armen empfangen werden. Sind wir doch eine gar ansehnliche Schar, wohl 60000 Mann. Und daß es uns

nicht an Heldenmut gebricht, das können Uhrich und Kompanie bezeugen.

Also vorwärts in's Frankenland! Die längst verheißene Lustfahrt haben wir uns überdies redlich verdient. Und was noch fehlen sollte am Reisegeld, das werden wir uns „fechtend" nach Handwerksbrauch verdienen. —

Ueber die Vogesen.

Was kommt dort herauf in geschloss'nen Reih'n
Mit mächtigen Schritten gezogen?
Es glänzen die Helme im Sonnenschein
Und blanke Kanonen, sie schimmern darein,
Von schnaubenden Rossen gezogen?
Wer bricht in das Thal der Vogesen vor?
Das ist Werders heldenmütiges Korps . . .

Wir hatten Waffenbrüderschaft geschlossen mit den Preußen. Gleiche Mühen, gleicher Erfolg wurden der Kitt zwischen Nord- und Süddeutschen, den die Zeit nimmer zerbröckeln möge. Aber wie uns der Krieg zusammengeführt, führte er uns auch wieder auseinander. Die Landwehrtruppen der I. Reserve-Division verblieben in Straßburg, die Garde-Landwehr-Division wurde zur Armee vor Paris gezogen, und nur 2 Infanterie-, 2 Kavallerie-Regimenter und 3 Batterien hielten auch fernerhin mit der Badischen Division zusammen. Vereint mit ihr bildeten sie das neu geschaffene 14. Armeekorps unter Werders Befehl. In der Stärke von 23 Bataillonen, 20 Schwadronen, 72 Geschützen sollte es die Vogesen überschreiten und im Südosten Frankreichs die republikanischen Heere zertrümmern.

Noch ehe aber die endgültigen Bestimmungen vom Großen Hauptquartier eingelaufen waren, beschloß Werder, einen ersten Schritt auf dieser neuen Ruhmesbahn zu wagen. 6 Bataillone, 2 1/4 Schwadronen, 2 Batterien unter dem Befehl des Generalmajors von Degenfeld sollten vorläufig die Vogesen überziehen, dem nachrückenden Gros die Wege ebnen und ihm die westlichen Gebirgsthore in's Frankenland öffnen.

Schon am 1. Oktober sammelte sich das Detachement Degenfeld in Barr und Mutzig. Am 2. trat es auf zwei Straßen, über St. Blaise und Schirmeck, seinen gefährlichen Marsch an.

Gefährlich? Also ließ sich's zunächst nicht an. Herrlich war das Wetter. Und wie die Badener in das bläuliche Duftmeer der Vogesen tauchten, da war's ihnen keineswegs zu Mut, als ob es in das Land eines erbitterten Feindes ginge. Rüstig schritten sie bergan unter Gesang und Scherzen. Die Wälder rauschten, die Bäche klangen und aus den malerischen Dörfern winkten rotbäckige, blondzöpfige Elsässer Mädel. Und wie prächtig waren sie selbst anzusehen in ihrem langen blinkenden Zuge! Endlos schier zog sich der glänzende Heeresstreifen dahin: hoch oben schon das Fußvolk, tief unten noch die Reiter und Geschütze. In dem Sonnenlichte, das sich tausendfältig in den Bajonetten, Helmen und blanken Kanonen spiegelte, glich er einem Bergstrom, der sich klirrend gegen seine Quelle staut. Noch waren die Einwohner deutsch. Mehr neugierig als erschreckt schauten sie dem glänzenden Schauspiel zu. Und vortrefflich waren auch die ersten Quartiere.

Aber der Ernst begann mit der größeren Beschwerlichkeit des Weges. Steiler und steiler wurde er und schließlich ungangbar. Es war künstliche Hemmung, das erste

Merkzeichen des Feindes. Da, wo jenseits Grand-Fontaine die Straße in lang geschweiften Serpentinen zur Paßhöhe des Donon emporsteigt, lag ein mächtiges Verhau. Mehrere Hundert herrlich gewachsener mannsdicker Tannen waren bald rechts, bald links des Weges niedergeschlagen und quer über den Straßendamm geworfen. Auch alle Seitensteige waren abgegraben. Und so hieß es zugepackt, wollte man nicht ohne Geschütze und Pferdebeine vor den Junker Rothosen paradieren. Fragt die Füsiliere vom Leibregiment, sie wissen euch Zimmermannsstückle zu erzählen. Aber auch die Bauern mußten heran. Sie hatten ja die Kunstwerke im Schweiße ihres Angesichts geschaffen, mochten sie also im gleichen Schweiße für ihre Demolierung sorgen.

Während aber die an der Spitze Axt und Säge mit einem wahren Mordseifer hantierten, machten sich's ihre Nachfolger bequem. Warum auch nicht? Es faulenzt sich am besten, wenn man andere so recht schaffen sieht. Die Futteralien wurden ausgepackt, mit Barrikadenholz die Kochkessel geheizt, und derweil sich im Bauche dieser Ungetüme Blase auf Blase schimpfend an das Tageslicht drängte, spielten ihre Herrn und Meister — Krieg. Freund und Feind sortierte sich bald aus der Menge, und Tannenzapfen gaben das schönste Geschoß. Das war ein Kichern, Lachen, Jauchzen! Und als nun gar Bazaine mit einem Fehltritt in den sprudelnden Waldbach versank, da wollte der übermütige Jubel gar kein Ende nehmen.

Und so heitrer Intermezzos gab's viele. Als das 3. Regiment endlich die Höhe des Gebirges erklommen, setzte es die Gewehre zusammen und frühstückte. Die Regimentsmusik begann zu spielen. Und im Umsehen stand eine Reihe der prächtigsten Wasgau-Schönen da, die das ungewohnte Konzert aus Wald und Feld herbeigelockt hatte. Was war

zu thun? Bum dada! bum dada! Und lustig schwangen sich die 3er mit den Mädels herum im Walzer, im Polka, im langen Galopp.

Der Hans schwingt die Liese, die Liese den Hans,
Juchheirassassa, die drehn sich beim Tanz; —
Hell tönt Klarinette und tief klagt das Horn,
Wie hebt das die Füß' über Stoppeln und Dorn!
Der Schwarzwälder Bursch und die Wasgauer Maid,
Das giebt wohl ein Paar, daß das Herz sich dran freut;
Dem Burschen der Strauß und dem Mädel der Kranz
Juchheisa, das giebt einen Hochzeitstanz!
Juchhe!

Hochzeitstanz?! Wo denksch hin, Lisette, Anette, Babette oder wie dich sonst dein Heiliger benamst? Die 3er sind nicht mehr zu haben für alles Gut der Welt; dem Vaterland sind sie verlobt, und das „Dirum! dirum!" ein langer Trommelwirbel ruft die Soldaten an die Gewehre.

Ein Händedruck, ein letzter Kuß:
Leb wohl, lieb Schätzel, ich scheiden muß!

Und Helm auf Helm versinkt in der dunkeln Thalestiefe.

Ernster und ernster aber ward das Antlitz des Kriegsgottes. Die Verhaue und Barrikaden mehrten sich. Vereinzelt fielen auch schon Schüsse auf die Patrouillen und die Spitzen der Marschkolonnen. Nur langsam kam man noch vorwärts. Denn äußerste Vorsicht war geboten. Nach allen Seiten mußte die Straße umflattert werden von bedächtiger Infanterie und flinken Dragonern, ehe man das Gros des Detachements ihr anvertraute. Näherte man sich einem Ort, so jagte die Reiterspitze mit aufgesetztem Karabiner und gezogenem Säbel hindurch, um etwa versteckten Feinden Schüsse abzulocken. Jede Waldparzelle, jede Schonung wurde gesiebt. Und an Scharmützeln fehlte es da nicht.

Je tiefer man hinabstieg, um so häufiger wurden die Zusammenstöße. Sie arteten zu kleinen Gefechten aus. Ja, als man am 4. Oktober auf Raon l'Etape seligen Angedenkens losrückte, da empfing der hinter Gartenmauern wohl gedeckte Feind die Unseren mit einem rauschenden Schnellfeuer. Sofort entwickelten sich unsere Kompanien. Mit Hurra attackierten die Füsiliere des Leibregiments und eine Abteilung der tanzgewaltigen 3er den unsichtbaren Feind. Und nach kurzem Gefechte war er in die dunkeln Wälder geworfen. Bravo, badische Division! Du hast dich gut eingeführt in's Frankenland.

Welche Angstmeierei aber in Raon l'Etape! Die armen Schäfle dachten nichts anderes, als daß sie nun allesamt massakriert würden. Und das um so mehr, als einige Franktireurs, die man aus den Häusern gezogen, warm wie sie waren, von den Prussiens füsiliert wurden. O weh! o weh! Gar nicht mehr von den Knien herunter wollten die Aengstlinge, und es bedurfte wirklich haarsträubender Donnerwetter, ehe sie sich in Küchen und Keller wagten, um dem letzten Gockel und der letzten Bouteille zu Ehren der barmherzigen Sieger den Hals umzudrehen.

Die Unseren jedoch ließen sich's wohl sein. „Daß mir keiner die Küchenthür zumacht!“ schrie der Josef, unser Schulkamerad. „Der Gestank gehört zum Braten, hmm! hmm! und 's Brutzeln und Bratzeln erst recht!“ Endlich: „Messieurs! messieurs! le diner est prêt!“ *) Und schnalzend schritten die Märse in den salle à manger**). — Bon appétit!

Am 5. Oktober war das Detachement Degenfeld ver-

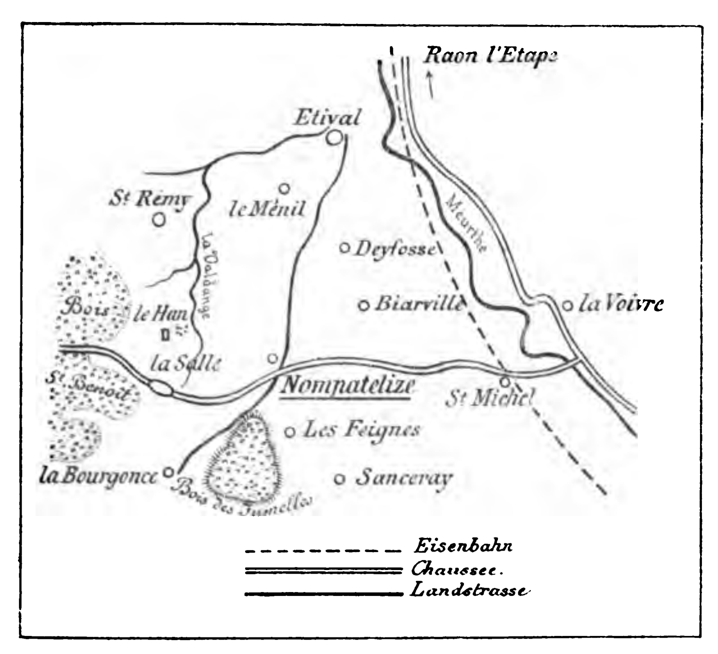
---

*) Meine Herrn! meine Herrn! Das Essen ist fertig!

**) Speisesaal. — Guten Appetit!

einigt. Raon l'Etape und Etival waren besetzt, zwei mächtige Vogesenpässe also in deutschen Händen. Es galt, sich auch des dritten zu versichern, der bei St. Dié in das Meurthethal mündet. Das sollte am 6. Oktober geschehen.

Das Gefecht bei Nompatelize.



Zur Attacke 's Gewehr, im Sturmschritt drauf!
Wir sterben, oder wir siegen.
Im Kugelregen hinunter, hinauf
Geht's fort, wer fällt, bleibt liegen.
Lebt wohl, Kameraden, habt guten Mut,
Wir rächen euch im Franzosenblut.

Wer hätte am Morgen des 6. Oktober gedacht, daß dieser Tag für die Badener so verlustreich und doch wieder so ruhmvoll werden sollte? Von den Soldaten wohl keiner. Und selbst im Stabe hatte man nur ein Scharmützel mit Franktireurs in oder bei St. Dié im Auge. Denn das galt seit langem als der brodelnde Hexenkessel, aus dem all das Gelichter emportauchte, mit dem man schon so viel zu schaffen gehabt. Und jetzt wieder hatten die ausgestreuten Patrouillen das Vorhandensein stärkerer feindlicher Abteilungen in diesem Mordsnest festgestellt. Deshalb und weil man dem nachrückenden Gros noch einen dritten Paß zu breitester Entwicklung frei legen wollte, wurde heut das Detachement auf St. Dié instradiert.

Auf zwei Straßen sollte der Vormarsch stattfinden. Die Hauptkolonne, aus 2 Bataillonen, 3 Dragonerzügen, 10 Geschützen bestehend, sollte am Fuß des Gebirges auf der Chaussee über la Voivre vorgehen. Ein rechtes Seitendetachement, 2 Bataillone, 2 Dragonerzüge, 2 Geschütze, westlich der Meurthe auf der Landstraße nach Nompatelize ziehen. Die übrigen Truppen blieben als Reserve, zum Magazinbau und zur Sicherung der Vogesenpässe in Etival und Raon l'Etape zurück.

Um 6 Uhr früh wurde angetreten. Noch bedeckte dichter Nebel Wald und Gefild. Und bald umschlang er Mann und Roß und Geschütz mit seinen zitternden Geistergewanden.

Schon vor la Voivre erhielt die Hauptkolonne Feuer. Und da der dicke Nebel jede Fernsicht hinderte, machte sie Halt, um Stärke und Stellung des Gegners zu rekognoszieren.

Das rechte Seitendetachement hatte sich hinter Etival geteilt. Die Füsiliere 6. Regiments mit den 2 Geschützen

marschierten gradenwegs auf Nompatelize, das 2. Bataillon 3. Regiments schlug einen Seitenweg in der Richtung Deyfosse-Biarville ein. Auch sie wurden des Feindes bald gewahr. Die Dragonerspitze wurde vor Nompatelize beschossen, und mit verhängtem Zügel sprengte sie zurück. Des Nebels wegen, der noch immer schwer auf der Erde lastete, hatte sie nichts Genaueres über den Feind erkunden können. Und so rückte man langsam, nach allen Seiten tastend, in's Ungewisse hinein.

Plötzlich, grad als die Spitze der rechten Flügelkolonne die Anhöhe vor Nompatelize erstiegen, durchbrach die Sonne siegreich das Nebelgewölk. Und welches Schauspiel bot sich da den geblendeten Augen! Dicht vor ihnen lag das Dorf Nompatelize. Und dort wimmelte es von Feinden. Auf dem Kirchhof, in den Gassen, auf den gegenüberliegenden Höhen: überall spiegelte sich das Sonnenlicht in zahllosen Bajonetten und Flintenläufen; und in langen Kolonnen zogen Rothosen auf der breiten Straße von la Salle dem tief gelegenen Orte zu.

Und da prasselt es auch schon der Avantgardenkompanie entgegen aus dem Kirchhofe, der, hoch gelegen, das Vorland des Dorfes beherrscht. Sofort läßt Major Kieffer die beiden Geschütze auffahren. Krachend krepieren schon ihre ersten Granaten inmitten der Feinde*). Und die augenblickliche Verwirrung des Gegners nutzend, stürmt die 12. Kompanie auf den Kirchhof, nimmt ihn im ersten Anlauf und macht zahlreiche Gefangene. Ein Hurra dem ersten Erfolg. Doch er ist nur vergänglich. Schnell hat sich der Feind wieder geordnet, Verstärkungen herangezogen, und in dichten Haufen wälzt er sich gegen die verlorene Position.

*) 16 Franzosen soll die erste deutsche Granate kampfunfähig gemacht haben.

Sie erreichen die Mauer, ersteigen sie trotz dem Schnellfeuer der Füsiliere, ein kurzer, erbitterter Kampf Mann gegen Mann, und, von der Uebermacht erdrückt, muß die brave Kompanie die kaum errungene Stellung wieder räumen. In Häuflein geballt stäuben sie rückwärts. Aber schon naht Hilfe. Im Laufschritt eilt die 11. Kompanie herbei, nimmt die weichenden Kameraden auf, von neuem rasselt der Sturmmarsch, in einer glänzenden Attacke wird der Kirchhof zum zweiten Male genommen, ja in unaufhaltsamem Vorwärts der Feind auch aus dem größeren Teile des Dorfes geworfen. Hier aber stockt der Angriff. Zuviel sind der Feinde. Man muß sich mit dem Gewonnenen begnügen . .

Die Kolonne, welche auf Biarville marschiert war, hatte zunächst keinen Feind gefunden. Als der Gefechtslärm von rechts herüber schallte, beschloß Major Steinwachs den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Aber noch hatte er die auf den Osteingang von Nompatelize führende Chaussee nicht erreicht, da erhielt auch er Feuer, und zwar links von der Höhe aus dem Dorfe les Feignes. Der Feind dort schien unbedeutend; man setzte den Marsch auf Nompatelize fort. Aber heftiger und heftiger wurde das Feuer, und deutlich sah man immer neue Massen aus dem dahinter liegenden Bois des Jumelles hervorquellen. So beträchtliche Streitkräfte durfte man nicht hinter sich lassen. Les Feignes mußte zuvor gesäubert werden. So sandte Major Steinwachs nur seine 6. Kompanie den Füsilieren in Nompatelize zu Hilfe, mit dem Gros seines Bataillons wandte er sich gegen den Feind in der Flanke. Die 8. Kompanie als Reserve, entwickeln sich die 5. und 7. dem Dorf gegenüber. In raschem Anlauf wird ein einzelstehendes Haus vor der feindlichen Front genommen. Dann geht's zur Attacke auf les Feignes selbst. Unter dem vernichtenden

Feuer des Feindes drängen die stürmenden Abteilungen bis an das Dorf vor, umfassen den Nordrand desselben und werfen die Rothosen aus der ersten Häuserreihe. Aber wie in Nompatelize zerschellt auch hier der Angriff inmitten des Dorfes an der gewaltigen Ueberlegenheit des Gegners. Das Gefecht kommt zum Stehen. Man muß sich auf die zähe Verteidigung des Errungenen beschränken . . . . .

In Nompatelize hatte das Eingreifen der 6. Kompanie 3. Regiments die Sachlage nur wenig zu Gunsten der Deutschen gewandelt. Wohl war es 2 Zügen dieser Kompanie gelungen, den Ostrand des Dorfes zu erstürmen und sich in den vordersten Häusern desselben einzunisten. Das war aber auch ihr ganzer Erfolg. Der Gegner wich und wankte nicht. Wie herbe Verluste ihm auch die größere Feuerdisciplin der Deutschen im Nahgefecht zufügte, reichlich vermochte er sie zu ersetzen. Ja so zahlreich strömten ihm Verstärkungen zu, daß er zu immer neuen Offensivstößen ausholen konnte, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Und schon begann auf badischer Seite die Munition zu mangeln.

Da ein frisches Hurra im Südosten des Dorfes. Das Feuer des unmittelbaren Feindes wird schwächer und schwächer. Südlich des Orts aber rollt und knattert es ununterbrochen, als ob der Gegner nur noch mit Einsetzung aller Kräfte einen Angriff von Osten her parieren könne. Die Badener in Nompatelize atmen auf. Kein Zweifel, Major Steinwachs hat sich in den Rücken der Franzosen geworfen.

Allein es ist nur dessen 8. Kompanie, die sich aus ihrer Reservestellung bei les Feignes auf den Feind in Nompatelize gestürzt. In Schützenschwärme aufgelöst sind sie über das freie Feld gegen den südlichen Dorfvorsprung gestürmt. Aber vergebens ist ihre Aufopferung. Schon nach wenigen Minuten

stockt ihr Angriff unter dem Massenfeuer der Franzosen, die sich in dichten Haufen an dem Kreuzungspunkte der Straßen von la Salle und la Bourgonce zur Abwehr zusammengedrängt haben. Wie gemäht sinken die tapferen Musketiere, und mit dem Verlust fast aller ihrer Offiziere wirbeln die Trümmer der Kompanie rückwärts. Mannschaften der 6. Kompanie aus Nompatelize eilen ihnen zu Hülfe. Von neuem rangieren sich die Truppen, die Hörner schmettern, und noch einmal beginnt der Todeslauf auf die feuerspeiende Höhe. Umsonst. Zum zweiten Male werden sie zu Boden geworfen. In völliger Auflösung fluten sie zurück. Was sich wieder zusammenfindet, muß sich auf die Verteidigung beschränken. So stellen sie wenigstens notdürftig eine Verbindung zwischen den weit auseinander gerissenen Flügeln der Schlachtordnung her.

Und mit neuer Wut wendet sich der Feind nach Abwehr des unerwarteten Seitenstoßes gegen die Badener in Nompatelize.

Wo aber bleibt die 9. und 10. Kompanie 6. Regiments? Warum kommen sie nicht mit ihrer frischen Kraft den erschöpften Brüdern zu Hilfe? Auch sie sind bereits dabei, sich blutige Lorbeeren zu erringen im Kampf gegen einen Feind, mit dem man erst vor kurzem Fühlung gewonnen.

Denn falkenäugig hat der Gegner den schwächsten Punkt unserer Stellung erspäht, unsere ungedeckte Flanke im Westen. Und was ihm nicht in der Front gelingen will, das gedenkt er durch die Umklammerung unseres rechten Flügels zu erreichen.

Kolonne auf Kolonne zieht sich von la Bourgonce, la Salle und dem Bois St. Benoît in das Wiesenthal la Valdange herab, rastlos nach Norden strebend in die Flanke, in den Rücken der deutschen Aufstellung. Bestürzt nimmt

Major Kieffer die feindlichen Bewegungen wahr. Sofort läßt er seine 2 Geschütze ihr Feuer auf die langen Linien der Rothosen richten. Vergeblich! Der Gegner kehrt sich nicht daran. Und nun rasselt gar noch französische Artillerie auf den Berghang nördlich la Bourgonce: eins, zwei Geschütze, eine ganze Batterie, jetzt eine zweite weiter westlich, und 12 feindliche Kanonen kreuzen ihr mörderisches Feuer, um den 2 deutschen Geschützen den Garaus zu machen. Weiter aber und weiter greift der Feind in der Flanke. Schon hat er St. Rémy im Rücken der Badener erreicht. Nur noch eine Schwenkung, einen Stoß nach Osten und die Unseren sind von ihrer Basis, von Etival, abgedrängt. Das muß verhindert werden um jeden Preis. Im Fluge sprengt der Bataillonsadjudant der Füsiliere zurück nach Etival, das dort in Reserve stehende Füsilierbataillon der Leibgrenadiere auf St. Rémy zu dirigieren. Und weiter stürmt er, daß die Funken fliegen, nach Raon l'Etape, um auch das 1. Bataillon des Leibregiments und die noch disponible Dragonerschwadron zum schleunigen Anmarsch auf das Schlachtgefild zu mahnen.

Bei Nompatelize aber rafft Major Kieffer alles zusammen, was noch verfügbar ist, die 9. Kompanie, die 10., soweit sie nicht zur Geschützbedeckung dient, einen Zug der 6. Kompanie 3. Regiments, dem sich später noch ein Halbzug derselben anschließt. Und dieses Häuflein schickt sich nun zu einem verzweifelten Stoß auf den umzingelnden Feind an.

Auf ein hochgelegenes Wäldchen westlich Nompatelize stürmen die wackeren Kämpen. Ein wohlgezieltes Gewehrfeuer treibt die in langgezogenen Schützengräben postierten Feinde in den Schutz des Waldes. Dann geht's zur Attacke. Unter Trommelschlag greifen die Badener zum Bajonett,

sprungweise arbeiten sie sich in einem dichten Kugelregen durch den schmalen Wiesengrund und die gegenüberliegende Anhöhe hinan. Der Waldrand ist erreicht. Mit Hurra stürzen sich die Braven zwischen die Baumstämme, treiben den Feind unaufhaltsam vor sich her und drüben wieder hinaus. Von neuem setzt er sich in einem Gehöft. Noch einmal entspinnt sich ein knatterndes Feuergefecht. Dann stürmen die Musketiere und Füsiliere gegen das Gebäude, umzingeln es, werfen Feuerbrände hinein, hell lodern die Flammen durch den Pulvernebel, da endlich ergiebt sich der Rest der Besatzung, noch 95 Mann. Das Unternehmen ist gelungen. Ein Keil ist in die Umgehungskolonne des Feindes getrieben. Seine Bewegung stockt. Für den Augenblick ist unsere rechte Flanke gesichert.

Aber der Feind im Rücken, in St. Rémy? Auch der ist unterdessen unschädlich gemacht durch das heldenmütige Vorgehen der Leibgrenadiere aus Etival.

Sofort auf die Meldung des Major Kieffer war die 10. und 11. Kompanie in der Richtung auf le Ménil aufgebrochen. Die 12. blieb als Reserve, die 9. zur Bedeckung der Bagage. Hinter le Ménil beginnt der auf Nompatelize führende Höhenzug, der nach Westen ziemlich steil zu dem Wiesengrund la Valdange abfällt. Als Major Betz, mit den beiden Hauptleuten voranreitend, den Kamm dieses Zuges erreicht, da bietet sich ihren Augen ein überraschendes Schauspiel dar. Auf der jenseitigen Anhöhe zwischen St. Rémy und dem Bois St. Benoît lagern mehrere feindliche Bataillone. Sorglos wie im tiefsten Frieden haben sie die Gewehre zusammengesetzt und die Tornister abgelegt. Das ununterbrochen von Nompatelize herüberdröhnende Geschütz- und Gewehrfeuer scheint sie gar nichts anzugehen. Was sie im Rücken der Badener sollen, können, wissen sie wohl

gar nicht. Oder warten sie noch auf endgültige Befehle? Doch gleichviel, warum? Den Zeitpunkt eines erfolgreichen Stoßes in unseren Rücken haben sie bereits versäumt, und obenein laden sie die Füsiliere förmlich zum Ueberrumpeln ein. Denn da ist kein Vorposten, keine Patrouille zu sehen, nur im Wiesengrund an einem mit Erlen bestandenen Rinnsal lagert ein Peloton von 60—80 Mann zur Seitendeckung. Also vorwärts, Füsiliere. Da giebt's Gutsele zu holen. Was meinsch, Michel, wenn de so e Lyoner Wurscht mit nach Haus' brächtsch?! Und lautlos ziehen sich die Kompanien hinter dem Höhenzug auseinander. Eine kurze Pause, um Atem zu schöpfen. Dann mit Blitzesschnelle den Abhang hinunter und mit blanker Waffe auf den ahnungslosen Feind. Hurra! Hurra! Entsetzt stäubt das Peloton auseinander, wie zum Spaß ihre Gewehre in die Luft entladend. Aber im Nu sitzen ihnen die Füsiliere auf dem Nacken, machen mit dem Bajonett nieder, nehmen gefangen — nur wenige, die den nacheilenden Kugeln entronnen, retten sich. Hinter ihnen her rastlos die Kompanien. In wenigen Minuten ist der Rand des Dorfes erreicht. Der völlig überraschte Feind stürzt sich mit Preisgabe des Gepäcks in das nahe Bois St. Benoît. Nur vereinzelte Trupps suchen St. Rémy streitig zu machen. In den Dorfgassen prallt man aufeinander. Aber von Gehöft zu Gehöft wird der Gegner gejagt aus dem Dorfe hinaus auf das freie Feld im Süden. Jetzt stürmt auch die 12. Kompanie aus Etival herbei, erfaßt die Ostecke von St. Rémy und stößt hier auf neue Feinde, die vermutlich im ersten Schrecken nach Westen entwichen waren. Aber leicht werden auch diese geworfen. Und gegen 11 Uhr ist Major Betz unbestrittener Herr des Dorfes, fast zu derselben Zeit, als der Flankenstoß von Nompatelize her mit der Eroberung des Pachthofes sein siegreiches Ende gefunden.

Im Rücken ist der Gegner beseitigt. Noch aber ist er nicht gänzlich aus der Flanke verdrängt. Dort hat er sich vielmehr durch die Flüchtlinge von St. Rémy noch bedeutend verstärkt. Ihn auch hier zu vertreiben, das ist die weitere Aufgabe des Füsilierbataillons.

Am Südrande des Dorfes haben sich die 3 Kompanien rangiert. Das Terrain vor ihnen fällt sanft zu einem west-östlich fließenden Wässerlein ab, jenseits ebenso wieder ansteigend. Drüben, auf halber Höhe, liegt der Pachthof le Han, dicht davor ein kleines Eichenwäldchen. Beide sind von den Franzosen besetzt. Sie müssen vertrieben werden. Die 12. Kompanie löst sich in Schützenschwärme auf, die 11. folgt als Soutien, die 10. deckt rechts rückwärts gegen das Bois St. Benoît. Ueber das freie Feld, den Abhang hinab, durch den Bach und drüben wieder hinauf stürmen die Füsiliere. Ein dichter Bleihagel aus dem Wäldchen wettert ihnen entgegen. Sie stutzen. Mit einem Sprunge ist hier nichts zu erreichen. Und batsch! liegen die Franzosenfresser auf dem Bauche und spielen dem Gegner einen zündenden Galopp auf. Will er wohl Beine machen! Kein Gedanke. Zum Ausrücken ist's ja noch immer Zeit, wenn sie kommen, denkt der Franzos. Und weiter schimpfen die Chassepots aus Busch- und Baumschatten. Aber tusig Sapermost, was klopft oben an's Blätterdach, als ob's den Eichbäumen die Köpfe abreißen wollt? Bumm!! Krach!! Und noch emol. „Mon Dieu!“ schreit's im Eichenwäldle, und „Sauve qui peut!“ brüllt's im Pachthofe. Bumm!! Krach!! Hurra! unsere Artillerie greift ein. Vier an der Zahl, sind die Brummer der 2. schweren Batterie dort oben bei Nompatelize aufgefahren, just als sich die 2 leichten Brümmerle gänzlich verschossen hatten. Schon haben sie die feindlichen Geschütze zum Abfahren gezwungen. Und sie sind's auch gewesen, die, den Füsilieren

unbewußt, ihre wohlgezielten Granaten schon bei St. Rémy schmetternd in die Wagschale des Erfolgs geworfen. Plumps! war sie unten. Bumm!! Krach!! Hurra! le Han fängt an zu brennen. Und hurra! hurra! schallt's jetzt auch schrecklich im Rücken der Franzmänner. Zwei Züge des 3. und 6. Regiments sind von links her auf den Kampfplatz geeilt. Bumm!! Krach!! Jetzt oder nie. Wie ein Mann erheben sich die Füsiliere. „Gewehr zur Attacke rechts! Marsch, marsch! Hurra!" Und hast du nicht gesehn, sind sie am und im Eichwäldchen, sind sie mit den Kameraden am und im Pachthofe. Die Franzosen aber stolpern, so schnell sie die kleinen Beine tragen können, den Abhang hinauf, nach la Salle hinein in die Arme liebender Kampfgenossen.

Die Flanke ist frei. Nur im äußersten Westen klopft sich's noch ein Weilchen herum. Im schneidigen Anlauf jagt da die 10. Kompanie den Gegner in das Bois St. Benoît und drängt ihn darin soweit zurück, daß auch sie nun, offensiv vorgebogen, in gleicher Höhe mit le Han steht.

Es ist 12½ Uhr mittags. Das ganze Wiesenthal la Valdange ist von Feinden gesäubert, und die Füsiliere haben sich als rechter Flügel an die deutsche Aufstellung gegliedert. Der Umgehungsversuch der Franzosen ist gänzlich gescheitert. Und so lange die Füsiliere vom Leibregiment an ihrem Platze aushalten, ist die Sicherheit unserer rechten Flanke gewährleistet.

Wie aber steht's mit dem linken Flügel und dem Centrum? Auch da hat sich das Gefechtsbild wesentlich gewandelt.

Wir verließen diese Stellungen im Zustand der hartnäckigsten Defensive. In Nompatelize wie in les Feignes wollte sich der halb errungene Erfolg zu keinem ganzen abrunden. Die Uebermacht des Gegners war zu groß. Standen

doch in les Feignes allein 3 feindliche Bataillone den beiden badischen Kompanien gegenüber. Von jeder Offensive mußte man also absehen, um so mehr, da auch die Gefechtskraft der geringen Truppenzahl nahezu erschöpft war. Seit beinahe 6 Stunden waren sie in beständiger Marsch- und Angriffsbewegung gewesen. Dazu kam die Hitze des Tages. Die Verbände der Truppen hatten sich in den Einzelkämpfen um die zerstreut liegenden Häuser, Gehöfte und Waldparzellen vollständig aufgelöst. Einheitliche Führung war kaum noch möglich. Wiederholt war Munitionsmangel eingetreten. Und das Bewußtsein des Fehlens aller Reserven bei fortgesetzten Verlusten und sichtlicher Ueberlegenheit des Gegners mußte auf die Dauer auch die moralische Widerstandskraft erschüttern. Bis gegen 11 Uhr hatte sich das Eingreifen der Füsiliere Leibregiments noch wenig fühlbar gemacht. Das 1. Bataillon der Leibgrenadiere stand noch weit vom Gefechtsfeld entfernt. Und vom Gros des Detachements jenseits der Meurthe war erst Hilfe verheißen. Nur die 4 Geschütze der 2. schweren Batterie waren im Trabe über Etival herangezogen worden. Immer ungestümer aber wurden die Angriffe des Feindes, besonders gegen Nompatelize. Und der Augenblick schien nicht fern, da auch der zäheste Widerstand vor ihren Gewaltstößen zusammenbrechen mußte.

Da, kurz nach 11 Uhr, traf die erste Hilfe von jenseits der Meurthe bei den um les Feignes ringenden Truppen ein. Es war nur ein Zug der 1. Kompanie 3. Regiments. Aber mit Hurra wurde er begrüßt als Vorbote weit größerer Verstärkungen. Und die Braven sollten nicht enttäuscht werden. Die Hauptkolonne hatte nur unbedeutende Streitkräfte des Feindes südlich la Voivre vor sich gefunden. Leicht ließen sich diese vertreiben. Und so wurde fast das

ganze Gros des Detachements Degenfeld für den Kampf im Westen der Meurthe disponibel.

Schon 1/2 Stunde später trafen auch der Rest der 1. Kompanie und die 2. vor les Feignes ein. Im Galopp rasselte der letzte Zug der 2. schweren Batterie auf die Höhe südlich Biarville und bewarf Nompatelize mit Brandgranaten. Und noch vor 12 Uhr hatten auch die 12. und 3. Kompanie das Schlachtfeld erreicht. Der Patronenwagen des 1. Bataillons jagte herbei, und in Kochkesseln und Brotbeuteln wurde den Mannschaften, die sich verschossen, frische Munition zugetragen. In der Eile, so gut es ging, wurde auch wieder Ordnung hergestellt in den zersplitterten Truppenteilen. Und so war alles bereit zu einem neuen entscheidenden Angriff auf den hartnäckigen Feind.

Aber noch ehe der verstärkte linke Flügel zu einem energischen Stoße ausholen konnte, war der Feind seinerseits zu erneuter Offensive im Centrum vorgegangen. Mit unwiderstehlicher Gewalt warf sich ein rothosiger Schlachthaufe auf die aus 4 Kompanieresten zusammengewürfelte Verteidigerschar von Nompatelize und schleuderte sie mit einem einzigen Stoße aus fast allen ihren Positionen innerhalb des Dorfes. Vergeblich war das Eingreifen der Geschütze bei Biarville. Und nutzlos auch das Vorgehen eines vorangeeilten Zuges der 3. Kompanie, der mit Bruchstücken der 6. und 8. den südlichen Teil von Nompatelize zu stürmen suchte. Der Feind blieb Herr des wieder gewonnenen Bodens, und nur unter unsäglichen Anstrengungen behauptete sich der Rest der Verteidiger im äußersten Norden des Dorfes. Wie lange noch? Das Schicksal des linken Flügels mußte auch darüber entscheiden.

Mittag war's, als sich das Centrum unter dem furchtbaren Schlage des Gegners in sich zusammenbog. Mittag

war's, als der erstarkte linke Flügel mit einem Anlauf sich der ganzen Westseite von les Feignes bemächtigte. Und von neuem schmettern jetzt, nach kurzem Verschnaufen, die Hörner ihr energisches Vorwärts! Es gilt den Feind aus den letzten Gehöften am Rande des Bois des Jumelles zu werfen. Voran der wackere Oberst Müller, setzt die 7. Kompanie mit lautem Hurra zum Angriff an. Auf der ganzen Linie breitet er sich aus trotz des mähenden Schnellfeuers der französischen Infanterie. Rechts 2 Züge der 5. Kompanie, links die 2., 2 Züge der 1. und 1 Zug der 3. Kompanie, jede Abteilung sich ihren Angriffspunkt suchend. Das Feuer des Feindes ist entsetzlich. Tote und Verwundete bedecken das Feld und die Dorfstraßen. Schwer verwundet bricht Oberst Müller an der Spitze der stürmenden Truppen zusammen. Aber vorwärts geht's. Gehöft auf Gehöft wird den Franzosen entrissen. Bis auf 300 Schritt drängen die Braven an den Wald vor. Da stockt der Angriff. Das Menschenmögliche ist gethan. Zu mörderisch ist das Feuer des Feindes, der sich in beherrschender Stellung am Waldrand postiert hat. Und die Tapfern werfen sich in die Häuser, hinter Holzstöße, auf die flache Erde, wo und wie immer sich eine kleine Deckung bietet. Ein erbittertes Feuergefecht entspinnt sich, teilweise aus nächster Nähe, über das freie Feld hinweg zwischen Wald und Dorf. Die Badener schießen vortrefflich mit sichtlicher Wirkung. Aber immer neue Verstärkungen fluten dem Gegner aus dem Innern des Waldes zu. Und bald übertönt das dumpfe Rollen des Tabatièregewehrs das hellere Geknatter der Zündnadelwaffe. Eine neue Kompanie erreicht den Kampfplatz, die 4. Aber auch sie vermag die erschöpften Kameraden nicht über den anfänglichen Erfolg fortzureißen. Das Gefecht bleibt stehen. Regungslos starren sich die Gegner in die haßglänzenden

Augen, auf eine Blöße lauernd für den letzten tödlichen Fechterhieb.

Aber ein Erfolg ist es doch. Les Feignes wurde gänzlich erobert. Und vor allem: Das Centrum konnte sich von dem letzten lähmenden Schlage wieder aufraffen.

Dort war bei unserem unerwarteten Vorgehen im Osten die Energie der Franzosen plötzlich erlahmt. Verstärkung über Verstärkung mußten sie ihren Kameraden in les Feignes zusenden, bis von dem Gewalthaufen, der die 6er Füsiliere mit einem einzigen Stoße aus Nompatelize gefegt, nur noch ein schwaches Häuflein übrig war. Durch verstärktes Schützengefecht glaubte dieses unsere Füsiliere täuschen und hinhalten zu können. Aber als der Kampfeslärm von les Feignes immer deutlicher und das Hurra des 3. Regiments immer siegesgewisser herüberschallte, da fuhr es den Unseren in Füße und Fäuste. „Gewehr zur Attacke rechts!" Und ihrerseits warfen nun die Füsiliere mit einem gewaltigen Stoße den Feind aus den kaum zurückgewonnenen Positionen wieder hinaus. Verzweifelt wehrten sich die Rothosen in den letzten Häusern des Dorfes. Da erneuerte auch die aus der 3., 6., 8. Kompanie 3. Regiments kombinierte Abteilung ihren Angriff von Süden her. Und von vorn und hinten gefaßt, spritzte der Rest der Franzosen auseinander. Mit donnerndem Hurra treffen die von Nord und Süd eingedrungenen Badener inmitten des Dorfes zusammen. Nompatelize ist erobert. 148 Franzosen sind gefangen.

So hat in der Mittagsstunde ein allgemeines Vorgehen der deutschen Truppen stattgefunden. Etwa gleichzeitig hat der rechte Flügel sich durch die Besitznahme von le Han in die Gefechtslinie einrangiert, hat der linke les Feignes und das Centrum Nompatelize gänzlich erobert.

Und es tritt nun auf allen Seiten des Kampfgefildes eine Gefechtspause ein.

Benützen wir den voraussichtlich nur kurzen Moment der Ruhe, um einen flüchtigen Blick auf das Gefechtsbild in seiner Gesamtheit zu werfen.

Im weiten Bogen vom Bois St. Benoît im Westen über Nompatelize nach les Feignes und Sanceray im Osten umspannen badische Truppen den Feind, der sich ihnen mit la Salle, la Bourgonce und dem Bois des Jumelles als Hauptstützpunkten excentrisch vorlagert. Die badischen Linien sind dünn, wir können's uns nicht verhehlen, und zwischen Centrum und rechtem Flügel klafft eine fast kilometerbreite Lücke, die ohne völlige Zersplitterung der so geringen Streitkräfte nicht auszufüllen war. Hoffen wir, daß der Feind diesen verwundbarsten Punkt der deutschen Aufstellung nicht ausfindig macht. Lichterloh brennt St. Rémy im Rücken der Gefechtslinie, und in dieser selbst haben badische Granaten in le Han, Nompatelize und les Feignes gezündet. Schwer wälzen sich die schwarzen Rauchwolken der brennenden Dörfer und Gehöfte über das Gefild, den düsteren Grundton bildend zu den weißen Dampfballen der Geschütze und den hellblauen Dunststreifen, die sich über den Infanteriepositionen an den Hängen und Waldrändern lagern. Zuweilen erscheint das Gefecht völlig verstummt. Nur vereinzelt braust eine Granate von Nompatelize, wo sich jetzt die 12 badischen Geschütze konzentriert haben, über die Wiesengründe, mit dumpfem Krach inmitten der feindlichen Stellung krepierend. Nur hier und da knattern ein paar Flintenschüsse von Thal zu Berg, von Berg zu Thal, die lauernden Gegner zu steter Wachsamkeit gemahnend. Dann aber flammt es wieder hell auf: Vorstöße der Rothosen aus den dunklen Wäldern, Rückstöße

der schwarzen Deutschen aus den brennenden Dörfern, einen Augenblick lang ein wirrer Knäuel aus Menschenleibern, Pulverdampf, blinkenden Helmen und Bajonettspitzen, dann ein Rückfluten nach beiden Seiten, ein nochmaliges Aufprasseln des Schützengefechts, und wieder allmähliches Verstummen.

Noch immer ruht die Schlacht. Und wir sind dessen froh. Wir haben ja keine Reserven mehr. Nur 1 Kompanie steht noch in Etival, nur 3 stehen noch jenseits der Meurthe. Sie aber sind zur Sicherung gegen St. Dié und zur Bewachung der Bagage an ihrem Orte unentbehrlich. Und von dem 1. Bataillon Leibregiments, das wir im Anmarsch von Raon l'Etape wissen, will uns noch immer keine Helmspitze auf der Straße von Etival entgegenblinken. Wird es noch rechtzeitig auf dem Gefechtsfeld eintreffen? Denn lange wird sich der Feind des Vorteils einer so bedeutenden Uebermacht nicht begeben. Oder sollte er schon erschüttert sein von dem heldenmütigen Ansturm der Unseren? Fast scheint es so. Denn noch immer ruht das Gefecht.

Plötzlich aber, mit einem Schlage, ein vollständiger Wandel des Schlachtenbilds. In langem Galopp fahren die französischen Batterien wieder auf die Höhe vor la Bourgonce. Dichte Infanteriemassen des Feindes wälzen sich aus den Wäldern St. Benoît und des Jumelles und dem Dorfe la Salle gegen die lange, dünne Linie der Badener. Ein erbittertes Feuergefecht entspinnt sich an allen Ecken und Enden. Und bald sind die ringenden Massen unter dem jäh aufgefahrenen Pulvernebel unsern Blicken entschwunden.

Der Anprall der feindlichen Uebermacht an unsere Stellungen ist furchtbar. Zur Rechten, zur Linken, im Centrum ein ununterbrochenes Rollen, Knattern und Prasseln, dazwischen das Dröhnen und Heulen der Geschütze, der

dumpfe Schlag der Trommeln, der gellende Ruf der Hörner und das weithin hallende Hurra der mit dem Mute der Verzweiflung fechtenden badischen Truppen.

Noch halten die Unsern tapfer stand, und noch blieb dem Feind die verhängnisvolle Lücke verborgen. Plötzlich aber tauchen die Rothosen auf zwischen Centrum und rechtem Flügel in dichten Schwärmen. Sie verschwinden im Grunde, sie erscheinen auf der Anhöhe westlich Nompatelize, sie eilen auf die Lücke zu, nur noch wenige hundert Schritt und unsere Aufstellung ist durchbrochen, nach rechts und links werden die Badener aufgerollt und werden erbarmungslos vernichtet. Der Moment der Entscheidung ist gekommen, er ist furchtbar. Zum Zerspringen schlägt uns das Herz in der zitternden Brust.

Da ein Hurra, wie wir es lange nicht gehört, so freudig, so stürmisch, so siegesgewiß. Und frohlockend begrüßen wir auf der Höhe, die das Centrum beherrscht, das 1. Bataillon des Leibregiments. In kaum 2 Stunden hat es den weiten Weg von Raon l'Etape zurückgelegt. Vorangeeilt sind ihm 2 Dragonerzüge der 1. Schwadron. Sie haben die Geschützbedeckung übernommen. Und die hierdurch frei gewordene 2. Schwadron hat sich bereits in demonstrativer Weise hinter dem schwer ringenden rechten Flügel entwickelt.

Die Leibgrenadiere aber greifen zum Bajonett. Wenig mehr sind es als 400 Mann, soviel sich von den zu Requisitionszwecken zerstreuten Mannschaften bei dem plötzlichen Hilferuf zusammenraffen ließ. Aber es ist ja die badische Garde. „Avancieren" schmettern die Hörner, und im Sturmschritt mit brausendem Hurra eilen die Grenadiere auf die Höhe zwischen Nompatelize und la Salle, die der vorwärts rauschende Feind bereits überflutet.

Den Abhang hinab, in scharfem Anlauf durch den vorliegenden Grund und jenseits mühsam wieder empor. Die ganze Höhe, der sich das Bataillon entgegenwirft, flammt auf in unaufhörlich rollendem Schnellfeuer. Jeder Schritt kostet Blut. Aber vorwärts, vorwärts geht's bis auf 300 Schritt, wo der Zauber der Chassepots gebrochen. Ein kurzes, erbittertes Schützengefecht. Dann greifen die Grenadiere von neuem zum Bajonett und mit einem Hurra stehen sie vor den Franzosen. Der Gipfel ist erreicht. Ein blutiges Handgemenge entspinnt sich. Mit Kolbenstößen wird der Feind den Abhang hinunter geschleudert. — Jetzt aber prasselt's in die rechte Flanke der Grenadiere; sie ist bei dem rastlosen Draufgehen entblößt worden. Vorwärts, 1. Kompanie, mit der blanken Waffe aufgeräumt! Und in wuchtigem Vorstoß wird der Gegner von Deckung zu Deckung vertrieben. Mühsam arbeiten sich indessen die andern Kompanien weiter, bis es endlich der 4. gelingt, zur Linken ein freistehendes Gehöft von Nompatelize zu erobern und somit Anschluß an das Centrum zu gewinnen. Auch nach rechts hin ist jetzt Verbindung hergestellt mit den Füsilieren. In heldenmütiger Selbstaufopferung hat sich dort die 2. Schwadron in den Rest der Lücke geschoben, die das 1. Bataillon nicht mehr auszufüllen vermochte. Und so ist für den Augenblick wenigstens die Situation gesichert. Die Grenadiere können etwas verschnaufen.

Aber nicht lange. Plötzlich, gegen 3 Uhr, brechen zwischen la Bourgonce und la Salle hindurch drei aufeinander folgende feindliche Schützenlinien zum Gegenangriff vor. Sie verschwinden in der Tiefe des Wiesengrundes, sie tauchen wieder auf, kaum 300 Schritt vor unserer Front. Unter einem rasenden Feuer stürzen sie auf das 1. Bataillon. Die lange Linie desselben hüllt sich in Rauch und Flammen,

sprüht auf in mörderischem Massenfeuer. Bis auf 60 Schritt kommt der Gegner heran trotzdem. Dann aber ein kurzes Stutzen, ein Drehen und Zusammenballen der Schützenschwärme in sich selbst, und rückwärts wirbeln sie, woher sie gekommen. So ungestüm jedoch ist der geführte Stoß, daß einzelne Feinde in die diesseitige Linie dringen und in dieser erst niedergemacht werden. Noch einmal rafft sich der Gegner zu einer letzten verzweifelten Anstrengung auf. Aber gleich blutig wird er zurückgewiesen. Und nun erhebt sich das Bataillon zum Nachstoße. Die Grenadiere springen empor, die Tambour schlagen, Hurra durchbraust die Luft und erweckt Echos rechts und links. Und während der linke Flügel sich zum letzten Angriff auf das Bois des Jumelles anschickt, stürmen die Grenadiere, links das 1. Bataillon, rechts aus dem Grunde die Füsiliere auf Centrum und linke Flanke des Gegners. Kein Pardon wird gegeben, die Erbitterung ist zu groß. Der ganze Hang bedeckt sich mit toten und verwundeten Franzosen. Die 1. und die 3. Kompanie erstürmen la Salle von Nordost, die 11. und 12. bald darauf von Nordwest. Die 4. Kompanie, der sich die Reste der Verteidiger von Nompatelize anschließen, wendet sich gegen la Bourgonce. Noch einmal setzt sich der Feind dort in einer Sägemühle. Er wird verjagt, und das Dorf ohne ferneren Widerstand genommen. In dem Augenblick, da die Sieger in la Bourgonce eindringen, wälzen sich französische Flüchtlinge aus dem Bois des Jumelles auf dasselbe zu, es noch von Landsleuten besetzt wähnend. Schnellfeuer prasselt in die dichte Masse, sie splittert aus einander, was nicht fällt, muß sich gefangen geben.

Flüchtlinge aus dem Bois des Jumelles? Da muß es ja hoch hergehen beim 3. Regiment. Und in der That,

das geht's und ging's. Glücklich hatte man hier bis zum Erscheinen der Leibgrenadiere alle Vorstöße des Gegners zurückgewiesen. Als nun der von Westen herüberschallende Gefechtslärm die rastlosen Fortschritte der Kameraden verkündete, da faßte man auch hier die letzten Kräfte zu einem entscheidenden Stoße zusammen. Furchtbar hatte schon das auf den Wald niederprasselnde Granatfeuer unserer Artillerie unter den Rothosen aufgeräumt. Jetzt noch ein rollendes Salvenfeuer der badischen Kompanien und vorwärts auf den erschütterten Feind. „Das Ganze avancieren!" rufen die Signalhörner die lange Linie hinunter. Die Trommeln rasseln zum Sturm. Hinter und aus den Häusern hervor und wo sonst die Leute sich zuletzt postiert hatten stürzen sie mit ihren Führern vorwärts. Ein schrecklicher Kugelregen schmettert ihnen entgegen, und der Weg ist weit. 80 Schritt vom Walde stockt der heldenmütige Angriff. Aber auf's neue rufen die Hörner zum Gefecht. Und in einem letzten Anlauf wird der Waldrand genommen. Stehenden Fußes erwartet sie der Feind. Ein wütendes Handgemenge entspinnt sich. Schritt für Schritt wird der Gegner zwischen Busch und Baum die steile Anhöhe hinangetrieben bis zur Kammhöhe. Da endlich bricht der feindliche Widerstand in sich zusammen. In wilder Flucht stürzen die Franzosen den jenseitigen Abhang hinunter. Hinter ihnen her aber das Schnellfeuer der Sieger, das eine blutige Ernt unter den Flüchtlingen hält. Bis vor la Bourgonce drängt das 3. Regiment nach. Da eilen ihm die Leibgrenadiere aus dem bereits eroberten Dorfe entgegen. Und jubelnd fallen sich die beiden Regimenter in die Arme, die soeben den übermächtigen Feind zwischen sich zermalmt haben.

Es ist 5 Uhr geworden. Der kurze Oktobertag geht bereits zur Rüste. Die Franzosen sind auf Rambervillers

und Bruyéres abgezogen. Massenhaft weggeworfene Waffen und Ausrüstungsgegenstände verraten den hohen Grad von Entmutigung und Auflösung in den feindlichen Reihen und laden zu nachdrücklichster Verfolgung ein. Aber die Erschöpfung der Truppen ist allzu groß. Nach einem siebenstündigen schweren Kampfe mit einem an Zahl vierfach überlegenen Gegner ist ihnen wohl Ruhe zu gönnen. Etwa 3600 Badener haben sich am Gefecht beteiligt; der 9te Teil derselben, 22 Offiziere, 381 Mann, deckt tot oder verwundet die Walstatt. Aber fast doppelt so viel hat der Feind verloren, daneben 600 Gefangene und eine Fahne, die dem 1. Bataillon der Leibgrenadiere in die Hände fiel.

Welcher Wandel zwischen Morgen und Abend! An 1200 Menschen, die hoffnungsfroh die lichtstarke Sonne durch die dichte Nebelwand brechen sahen, schauen jetzt starren Auges in den klaren Mondschein, oder lassen ihre fieberglänzenden Lebenssterne zwischen den kalten Himmelslichtern umherirren, als suchten sie krampfhaft das eine, eine, das heute in der Stunde der Gefahr über ihnen erloschen.

1200 Menschen! Ja wenn sie nur schon geborgen wären alle die, in denen noch ein Fünkchen Leben flackernd nach dem Oele der Barmherzigkeit giert zu fernerem Leuchten und Wärmen. Aber zu Hunderten liegen die stöhnenden Opfer noch verstreut in Busch und Wald, im nebelfeuchten Wiesengrund und auf der windgekühlten Bergeshalde. Und lange, lange streifen noch die Krankenträger durch Wald und Gebirge, ehe sie den letzten der todwunden Helden seiner qualvollen Einsamkeit entrissen.

Die Ueberlebenden aber, die Sieger liegen im Biwak auf den Stätten ihres Ruhmes. Gesang und Jubel an allen Wachtfeuern. Und wenn sich wirklich eine Thräne in

das trotzige Auge zwingt um den gefallenen Freund oder Bruder, bald wird sie getrocknet von dem heißen Lustgefühl, einen so herrlichen Sieg erlebt zu haben.

Noch immer brennen die Dörfer, und uns ist, als ob die Flammen knisternd und knatternd Zwiesprach hielten über das was war und was sein wird. Huh! was fahren sie durcheinander. Jede will recht haben. Mehr und mehr erhitzen sie sich. Wütend stürmt die eine in langer, prasselnder Lohe über das dürre Sparrwerk des Speichers. Lachend schwelt eine andere an den Tannenbrettern des Fußbodens fort, den einst glückliche Menschen begingen. Mit verbissenem Grimm leckt eine dritte an dem dicken eichenen Stützbalken empor, der die Decke eines traulichen Stübchens getragen. Der kleine Funken aber, den man ob seiner Unbedeutendheit gar nicht zu Worte kommen ließ, flattert in gekränktem Selbstgefühl in die Arme des Nachtwindes, der ihn heulend auf das Strohdach eines noch unversehrten Hauses führt. Da beißt er zornig hinein. Da wird er zur ebenbürtigen Flamme, zum krachenden Brand, zum Feuermeer. Hochauf reckt sich seine Riesengestalt. Millionen Kinder zeugt er in einem einzigen Augenblick, und sie alle, alle tragen siegreich des Vaters Meinung hinaus, daß die Gegenwart, ein Fünklein des ewigen Feuerbrandes Zeit, Vergangenes verzehrt, um Zukünftiges geläutert zu bereiten. Und unsere Gegenwart ist der grausame Krieg.

Bis zur Saône.

Kalt war die Nacht gewesen, kalt war der folgende Tag. Auf die Bergspitzen ringsum hatte sich der erste Schnee gesenkt. Gleichsam bezahlen ließ sich die Sonne ihr glänzendes Licht mit der Wärme, die man ihr nachließ.

Und so zweifelhaft wie die Wohlthaten der Sonne war die Stimmung des Heeres. Es hatte gesiegt, freilich. Aber wer bürgte dafür, daß der geschlagene Feind nicht mit einer noch viel bedeutenderen Uebermacht wiederkehre? Und was dann? Die Munition war so zusammengeschmolzen, daß man unmöglich ein zweites Nompatelize schlagen konnte. Und der Troß von Verwundeten und Gefangenen! Und die fanatische Bevölkerung, die nachgerade Zeit genug gefunden, sich über die geringe Stärke des Detachements zu unterrichten! Ja, wenn man gewußt hätte, wann das Gros des 14. Armeekorps von den Bergen herabsteigen würde. Doch davon wußte man nichts.

Südlich Etival zog General Degenfeld sein Detachement am 7. Oktober zusammen. Er erwartete einen Angriff. Denn nach Aussagen der Gefangenen hatte man es am 6. nur mit dem kleinsten Teil der neu formierten französischen Ostarmee zu thun gehabt. Patrouillen streiften nach allen Seiten. Und die Soldaten faßten eiligst den Rest der Munition und brachten Bekleidung und Ausrüstung in Ordnung, um wieder schlagfertig zu sein, so gut es eben ging, wenn der Gegner zum zweiten Male die ehernen Würfel zu rollen gedächte.

Doch vom Feinde sah und hörte man nichts. Vollständig war die Fühlung mit ihm verloren gegangen. Er schien vom Erdboden verschlungen.

Vom Erdboden verschlungen! — Das gerade nicht. Aber auseinander gerissen durch eine Desertion ohnegleichen. Die 55,000 Mann der Armee Cambriels' schmolzen in den nächsten Tagen auf — 24000 zusammen. So demoralisierend hatte die Niederlage bei Nompatelize auf das junge Heer gewirkt, so groß also war unser Sieg gewesen. Hätten das die Badener nur gewußt! So aber mußten sie sich mit

der Thatsache begnügen, daß der Feind — verschwunden war. — Und die Thatsache genügte auch, sie guten Muts zu erhalten. Immer fideler wurden sie, je mehr sich der 7. Oktober seinem Ende zuneigte. Und als sie am Abend gar dem unfreundlichen Biwak Valet sagen durften, um warme Quartiere zu beziehen, da sang, was singen konnte:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
Das Bett ist unser Nachtquartier,
Im Kellerloch hantieren wir
An der Burgundertonne.

Das war die rechte Stimmung, um die Elsässer Frischlinge würdig zu empfangen. An den beiden folgenden Tagen stiegen diese von den Vogesen herab. Zuerst die allzeit fürwitzigen Badener, dann, General Werder inmitten, die Preußen. Und am 9. Oktober war das ganze 14. Armeekorps im Meurthethal auf der Linie Raon l'Etape-Etival-St. Dié aufmarschiert.

Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun.
Drum Brüderchen ergo bibamus*)!

Ja, versammelt war man, und getrunken wurde auch, wo irgend ein trinkbares Tröpflein zu finden gewesen, aber mit dem „löblichen Thun" hatte es gute Wege. Wo war der Feind? Der Werder fragte den Degenfeld, aber der wußte nichts. Der Werder fragte die Gefangenen, die wußten noch weniger. Der Werder fragte die Soldaten, die wußten erst recht nichts. Nur von namenlosen Piffpaffs konnten die Patrouillen erzählen und von bedenklich düsteren Bauerngesichtern.

A bah! Ungewißheiten derart kuriert man mit Rekognoszierungen. Und während das Gros des Heeres die

---

*) . . also laßt uns trinken!

Stiefeln wichste und dem Magen flattierte für einen baldigen gesegneten Abmarsch nach Süden, wurden Kundschaftsreisen größten Maßstabs vor der ganzen Front unternommen. Und die führten denn auch bald wieder mit dem Feinde zusammen. Ueberall traf man auf größere und kleinere Trupps Versprengter, hie und da auch auf die geschlossene Nachhut stärkerer Rückzugskolonnen. Das gab ein lustiges Treibjagen in Wald und Gebirge, das zeitigte aber auch Scharmützel von Prima-Qualität. Die Preußen konnten Rambervillers erst nach einem sehr heftigen Gefecht besetzen, das ihnen 4 Offiziere und 33 Mann kostete. Und 2 badische Kompanien vom 5. Regiment bezahlten einen Sieg bei Anoult über 1400 Mobilgarden und Franktireurs mit einem Verlust von 8 wackeren Musketieren. Dafür aber hatte man wenigstens den Feind wieder am Rockzipfel. Gleichgültig nun, wohin er sprang, er konnte uns nicht mehr irre führen, und Rockzipfel und Hosenboden sind ja dicht bei einander.

Am 11. Oktober wurde der Marsch hinterdrein angetreten. Auf die obere Seine in der Richtung Troyes Chatillon s. S. dirigierten uns die Bestimmungen des großen Hauptquartiers. Dahin ungefähr war auch der Feind abgezogen, dahin batschten nun badische und preußische Grenadiere.

In breiter Front in 4 Kolonnen ging's nach SW., denn man wollte das Land reinfegen von den verirrten Schäflein Cambriels' und zugleich die aufständischen Ortschaften entwaffnen. Aber gebatscht mußte werden. Es regnete und stürmte ja unverdrossen. Winter und Herbst lagen sich in den Haaren. Die Thränen ihres Zorns wurden zum Himmelsnaß und das Geschrei ihrer Wut zum Sturmgeheul. Die Kälte ihrer Gesinnung aber machte sich alle

Morgen durch fingerdicken Reif bemerklich. Zum Glück waren die Wege prächtig. Es war der erste Beweis, den man von dem Reichtum Frankreichs empfing.

Der erste, zunächst auch der einzige.

Von der Fruchtbarkeit des Landes konnte diese arme Gebirgsgegend noch nicht zeugen. Aber sie hatte einen anderen Reiz, sie war romantisch. Und das traurige Wetter trug fast dazu bei, diesen Reiz noch zu mehren. Es gab der Landschaft ein melancholisches Gepräge, das mit den rauhen Felsen und den düsteren Wäldern trefflich harmonierte. In träumerische Wolkenballen waren die Höhen gehüllt, ein nasser Duft schwamm lautlos über den Niederungen. Wenn der Wind die bleichen Nebelschleier lüftete, dann tauchten gespenstische Felszacken, schwermütige Tannenschläge und blendend weiße Pachthöfe auf den Hängen und in den Gründen auf. Steil führten die Wege Hügel und Berge hinan, in tiefe Thäler hinab, bald über noch grüne Wiesen, bald über kahle, steinige Felsplateaus. Und auch die Dörfer und Städte hatten alle so etwas Besonderes. Unfreundlich erschienen die Häuser mit ihren kalten, weißen Mauern, mit der geringen Fensterzahl und den verbissenen Franzosengesichtern auf der ungastlichen Schwelle. Aber Dorf und Stadt als Ganzes boten fast immer ein liebliches Bild. Wie Vogelnester klebten sie an den Hängen, oder ängstlich wie wundes Wild hatten sie sich in die tiefsten Thalgründe geflüchtet. Und vornehmlich diese versteckten Ansiedelungen waren es, die das Auge immer wieder entzückten, besonders wenn man sich ihnen von der Höhe nahte und die plötzlich vorbrechende Sonne ihren goldenen Lichtschleier darüber warf.

Auch mit den Bewohnern war nicht allzu schwer umzugehen. Wohl waren sie verbissen und der Franktireur

schielte aus jedem Auge. Aber sie folgten willig der Gewalt. Sie sorgten für Essen und Trinken und widerstandslos gaben sie die Waffen hin, die ihnen die französische Regierung zur Empörung geliehen. Komisch war oft ihre Furcht. Und komisch war's auch, wie sie unsere Räderwagen, die Geschütze, anstarrten. Gewiß suchten sie irgend eine Mitrailleuse ganz mörderischer Konstruktion dahinter. So Furchtbares hatten sie ja schon davon gehört. Viele urteilten auch nach dem Augenschein. Und mit natürlichen Dingen war's doch sicher nicht zugegangen, als sie bei Bruyères gleich nach den ersten Donnerworten dieser Ungetüme davon laufen mußten. So aber geschah's am 11., dem ersten Marschtage unserer Armee. Doch am komischsten waren die Mißverständnisse, welche die Sprachverschiedenheit mit sich brachte. Von einem simplen Bauern französisch angeredet zu werden, war so wie so schon kurios. Und wenn nun einer „wieviel Uhr?“ zum Entsetzen der Franzosen wörtlich mit „comment beaucoup heure?“ übersetzte, und wenn gar erst die Taubstummensprache losging, dann fand die gegenseitige Heiterkeit gar keine Grenzen. Viele von uns sprachen zwar französisch, die Offiziere selbstverständlich und auch viele Freiwillige. Aber woher sollten es die Holdermännle vom Ober- und Unterland wissen, die höchstens mal in einer Française französisch gehört hatten? Und woher die Franzosen selbst, die ja allezeit viel zu bequem zum Sprachenlernen gewesen? „Kuten Takk! Ein, wei, dei, vie, füf, seks, sieb — Schullmeistern ich, sprechen deutsch!“ Damit fiel mal so ein französischer Bubenklopfer über badische Dragoner her. Und er war keineswegs überrascht, als ihm diese, freilich ironisch, ihre Bewunderung über solche Sprachgewandtheit bekannten. Nur ein deutsches Wort war fast allen Franzosen geläufig, unser „nix“. „Nixe comprends!“

hieß: „ich verstehe nichts!“ und „nixe pas!“ — „ich habe nichts!“ Und beides wendeten sie recht fleißig an, wenn sie den Soldaten nichts geben wollten. Da führten denn badischer Hunger und französische Vorenthaltsamkeit zu sehr handgreiflichen Scenen. Und der fanatische Franzos mußte zufrieden sein, wenn der wütende „Prussien“ es mit einem krachenden Stupps seines harten Schädels an die verschlossene Keller-, Küchen- oder Speisekammerthür bewenden ließ.

Der „fanatische Franzos“, der „wütende Prussien“ das waren fleischgewordene Begriffe, die noch öfter in diesen Tagen blutig zusammenstießen. Denn mochte der Bauer, der Bürger im persönlichen Verkehr noch so entgegenkommend sein, sobald er uns los, sobald er unbeobachtet war, wurde er Franktireur. Derselbe Mann, der uns eben erst den Tisch fein säuberlich gedeckt und seine „letzte“ Bouteille Roten darauf gestellt, eine halbe Stunde später schießt er kaltblütig aus sicherem Versteck unsere Posten und Patrouillen über den Haufen, gräbt er Wege ab, schichtet er Verhaue und Barrikaden vor uns auf, läutet er die Sturmglocke, um seinen Genossen im Hinterhalt das Herannahen einer deutschen Abteilung zu verkünden. Unaufhörlich knatterte es rings um die Marschkolonnen. Es war, als ob man sich beständig in der Zeit der gesegneten Weinlese befände. Aber der Wein war heiß, und er ward vergossen, noch eh' ihn die harte Kelter gepreßt. Menschenblut ist gar ein besonderer Saft.

Dieser beständige Kleinkrieg machte aber den Marsch nicht nur gefährlich, er machte ihn auch äußerst mühevoll und — gab ihm einen gehässigen Beigeschmack. Mühevoll! Denn im Quartier wie auf dem Wege mußte man sich sorgfältig nach allen Seiten sichern. Im Quartier wurden die

äußersten Häuser der Ortschaften mit verstärkten Wachen belegt und weiter hinaus Doppelposten und Patrouillen geschoben. Unterwegs erforderten die Seitendeckungen der Marschkolonnen ganz ungeheure Kraftanstrengungen. Da genoß man nicht mehr die Annehmlichkeiten einer guten Chaussee. Ueber Berg und Thal ging's, durch Sümpfe, in denen man bis an die Patrontaschen versank, durch Bäche, Wälder, über Wegsperren jeder Art. Und war solcher Flankenmarsch an sich schon ein gewaltiger Umweg, so wurde er's erst recht, wenn man verdächtige Gehöfte und Dörfer in weitem Bogen umschleichen mußte. Und doch hieß es, gleichzeitig mit dem auf gerader Straße ziehenden Gros am Bestimmungsort eintreffen. — Einen gehässigen Beigeschmack aber erhielt der sonst so fröhliche Feldkrieg durch die unvermeidliche Strenge, die man gegen die aufständische Bevölkerung walten lassen mußte. Wie schon früher in den Vogesen, wurde jeder waffentragende Civilist standrechtlich füsiliert. Häuser, aus denen man geschossen, wurden niedergebrannt. Die Orte, in welchen bewaffnetes Volk Widerstand geleistet, wurden mit hohen Kontributionen belegt*). Und daß unsere allzeit beunruhigten Soldaten nun auch ihre „harmlosen" Quartierwirte nicht immer mit Glacéehandschuhen anfaßten, das läßt sich wohl begreifen.

Und dennoch: so groß die Mühen, so groß der Aerger, die gute Laune kam unseren Kriegern nicht abhanden. Im Gegenteil, sie schien mit den Widerwärtigkeiten zu wachsen. Wir haben schon von den komischen Intermezzos sprachlicher Art gehört, es gab deren noch hundertfältig andere. Und wenn der Humor bei den Haaren herbeigezogen werden

*) Solches Schicksal traf gleich zu Anfang Raon l'Etape und Rambervillers.

mußte, er wurde angeschafft, und zwar häufig in gar boshafter Gestalt. Oder war's nicht boshaft, wenn die 5er in einer Runkelrübenschlacht den Matthees beinahe um seine unverschuldet lange Nase brachten und hinterher noch höhnisch sangen:

> Matthees Sauter, der Lange, spricht:
> Alle Kugeln treffen nicht!
> Doch das Geschoß fing an zu sinken
> Und traf den Matthees auf den Zinken. —?!

Und war's nicht erst recht boshaft, wenn die Dragoner beim Vorbeimarsch an der Infanterie ihre Pferde halbrechts stellten und dann in so elegantem Galopp an ihr vorüber sausten, daß die Fußknechte über und über mit Kot bespritzt wurden?! Aber gelacht wurde in beiden Fällen recht herzlich. Und der unterliegende Teil ließ es an einer ebenso saftigen Revanche gewiß nicht fehlen.

Ein noch viel größeres Hallo aber setzte es ab, wenn Beute gemacht wurde. Beute! Huh wie funkeln da dem alten Soldaten die Augen! Cigarren, Tabak, Wein, Fressalien, Futteralien, ein ganzer Kramladen von Genüssen schleicht über die schnalzende Zunge. Beute! Die trug noch am meisten zur Versöhnung mit den jämmerlichen Kriegsläuften bei. Und sie wurde öfter als oft gemacht. Vor allem war es Tabak, dieses berauschende und doch wieder besänftigende Teufelskraut, was uns die Franzosen in unerschöpflichen Quanti- und auserlesenen Qualitäten zurecht gelegt hatten. Das staatliche Monopol bedingte an fast allen größeren Orten ausgedehnte Sammelmagazine. Und über diese fielen die einziehenden deutschen Jünglinge alleweil mit einem Lustgebrüll her. In den Vogesen hat sich dadurch Remiremont, zu deutsch Reimersberg, unsterblich gemacht. Hunderttausende von Cigarren, Rauch-, Kau-,

Schnupftabake wurden da gefaßt. Und wie faßte die Soldateska zu! Das war, als ob sich ein Mückenschwarm auf eine Blutwurst gestürzt hätte. Alle Taschen wurden vollgepfropft, selbst die für das Putzzeug; ja, es gab welche, die ein Hemd fortwarfen, um Raum zu schaffen für die Stinkadores. Und bei den Kanonieren gar, da figurierte an Stelle des Kampierstricks ein Kranz von Kautabak auf den Packkissen der Handpferde. Wie wandelnde Fabriken zogen die Heeressäulen aus solchem narkotischen Himmelreich hinaus. Und gewiß wären alle Bazillen auf ihrem Wege verreckt, wenn es damals schon welche gegeben hätte.

Remiremont gerade erhielt sich aber noch aus andern Gründen in liebevoller Erinnerung bei unsern Kriegern. Zwei Tage vorher waren da die Franzosen durchgeflüchtet, und die hatten Monturstücke und Waffen aller Art in Unmenge zurückgelassen. Jeder suchte sich daraus ein Souvenir, und wenn er zehnmal wußte, daß er's an der nächsten Ecke in den Straßengraben werfen würde. Besonders die Kürbisflaschen der Zuaven fanden viel Liebhaber. Und die Artilleristen, diese Praktiker sondersgleichen, faßten die Gelegenheit beim Schopfe, ihre Mordsausrüstung geradezu ideal zu vervollkommnen. Von jetzt ab bewachten sie ihre Brummer nicht mehr mit dem bloßen Käsemesser, sondern mit echt französischen Chassepot- und Tabatièreflinten mit drohend aufgepflanztem Seitengewehr.

Aber Beutemachen das hieß ja nicht nur leblose Schätze an das falsche Herz drücken, das hieß, und vor allem: kribbelndes, krabbelndes Lebendiges dem Magen einverleiben. Schon vor Straßburg hatten die Vorposten ihr langweiliges Geschäft durch etliche Hasenjagden gewürzt, und schon dort litt das Federvieh der umliegenden Dörfer an chronischer Schwindsucht. Sollten unsere Soldaten in Frankreichs Wonne-

gefilden von so lieber Gewohnheit abgelassen haben? Für das Gegenteil sorgte schon die Unverschämtheit der Frankengockler, die uns von ihrem Misthaufen so protzig ansangen, als ob wir eitel Lumpengesindel von Schlendrians Gnaden wären. „Du kommscht mer grad g'schliche!" sagte dann voller Entrüstung der Bäuchle, erwischte den Frechling noch im Fluge nach der Hühnerleiter und drehte ihm den Hals um, als wär's ein Zwirnsfädle.

„Saufen Blut wie Wein,
Morden groß und klein,
Alles, was uns in die Hände fallt"

sekundierte die bratenlüsterne Korona, und eh' eine Stunde verronnen, war der arme Wicht im Ministerium des Innern verschwunden. Förmliche Jagden auf Hühner, Gänse, Enten, lapins wurden angestellt. Und ein Spektakel herrschte dabei auf den Dorfstraßen, als ob der König der Gänseriche seine diamantene Hochzeit feierte. Gakgakgak! Kikeriküh! Nur die Säue ergaben sich geduldig in ihr Schicksal mit einem phlegmatischen „oui! oui! oui!" Freilich brauchten die auch nicht gerupft zu werden.

Aber saperlot, da hätten wir ja bald die Hauptsache vergessen — den Wein. Ja wenn der nicht gewesen wäre! Aber er war. Allerdings nicht immer mundgerecht, denn den Franzosen war nichts zu heilig oder unheilig, sie verwandten es zum Verheimlichen dieser rotflüssigen Schätze. Verwundete wurden sorgsamst über der strohbedeckten Kellerthür ausgebreitet einerseits, und Misthaufen darüber gestülpt andrerseits, die selbst einen Rieselbauern zu Vivathochs begeistert hätten. Und trotzdem: man fand. Und mochte der entlarvte Besitzer noch so saure Gesichter schneiden, man trank, bis man sich mit dem Licht der eigenen Nasenspitze heimleuchten konnte. Wein war aber nicht nur Genußmittel,

es war zugleich notwendige Stärkung. Und das sollte man später noch viel mehr empfinden, als die bittere Kälte begann, als der eisige Schneesturm die Haut aus dem Gesichte biß und drei wollene Decken nicht dicker erschienen als ein löcherreiches Leinenhemd. Und noch ein Drittes wirkte der Wein: er riß den Stachel der Todesfurcht aus den Kriegerherzen, er schuf den nötigen Leichtsinn. Je wehmütiger die weinselige Korporalschaft das

„Morgenrot! Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad"

sang, um so lustiger war's ihr im Grund der Seele zu Mut, um so weniger glaubte sie, daß es wahr sei, wahr werde. Und der liederreiche Freiwillige, der aus dem Hörsaal direkt in den Krieg gelaufen, brauchte dann nur Glas und Stimme schwankend zu erheben und brausend fiel die eben noch so schwermütige Gesellschaft in das gerade Gegenteil ein:

Ewig soll ich also leben,
Ewig denn, beim Gott der Reben,
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun .....

Unter solchen Gefahren, Beschwerden und Späßen gingen Zeit und Weg dahin. Und dieses ständige Vorwärts! Vorwärts! war wohl überhaupt die Grundursache der Freudigkeit, mit der unsere Soldaten alle Mühsale des Krieges überwanden. Wie ganz anders war das, als vor Straßburg. Jeder Schritt war hier ein Erfolg, so groß er bei seiner Kleinheit nur sein konnte. Jeder Tag führte weiter nach Frankreich hinein, und es war eigentlich kein Ende abzusehen für diesen Siegeslauf ohne Schlachten.

Denn der Feind stellte sich nicht, er wich, wich, wich. Nompatelize mußte ihm gar gewaltig in die Knochen gefahren sein. Am 12. hatte es nochmal den Anschein gehabt, als ob er sich zu einem leidlichen Widerstand ermannen würde. Aber man fand ihn in Champdray und Faucompierre, wo er mit 10000 Mann stehen sollte, ebenso wenig wie in St. Dié und Rambervillers. Das Weglaufen war gewiß äußerst amusant. Unbehindert konnte so der Vormarsch fortgesetzt werden. Am 12. wurde Epinal nach einem lebhaften Gefecht besetzt. Am 13. stand das ganze Korps im Moselthal auf der Linie Epinal-Jarmenil. In den folgenden Tagen passierte man Remiremont, Plombières, Luxeuil. Die ursprünglich mehr westliche Marschrichtung war mit Erlaubnis des großen Hauptquartiers bereits mit einer südlicheren vertauscht worden, der Rückzugslinie des Feindes entsprechend. Bald waren die westlichen Ausläufer der Vogesen überstanden, man marschierte durch ein wenig bewaldetes Hügelland und schließlich durch eine fast ebene Gegend, in der nichts weiter bekümmerte, als gesprengte Viadukte und der Dreck, den das unverwüstliche Regenwetter immer von frischem zurecht manschte.

Schon am 17. Oktober erreichte so die Spitze der Brigade Prinz Wilhelm Vesoul an der prächtig daherrauschenden Saône. Und am 19. abends war das gesamte Korps um diesen wichtigen strategischen Ort, den Knotenpunkt der Straßen von Belfort, Besançon, Dijon, Langres konzentriert. Die Kriegsführung machte einen Abschnitt. Ein neues Kapitel, eine der vier möglichen Marschrichtungen in sich schließend, durfte beginnen. Welche Ueberschrift wird es tragen? —

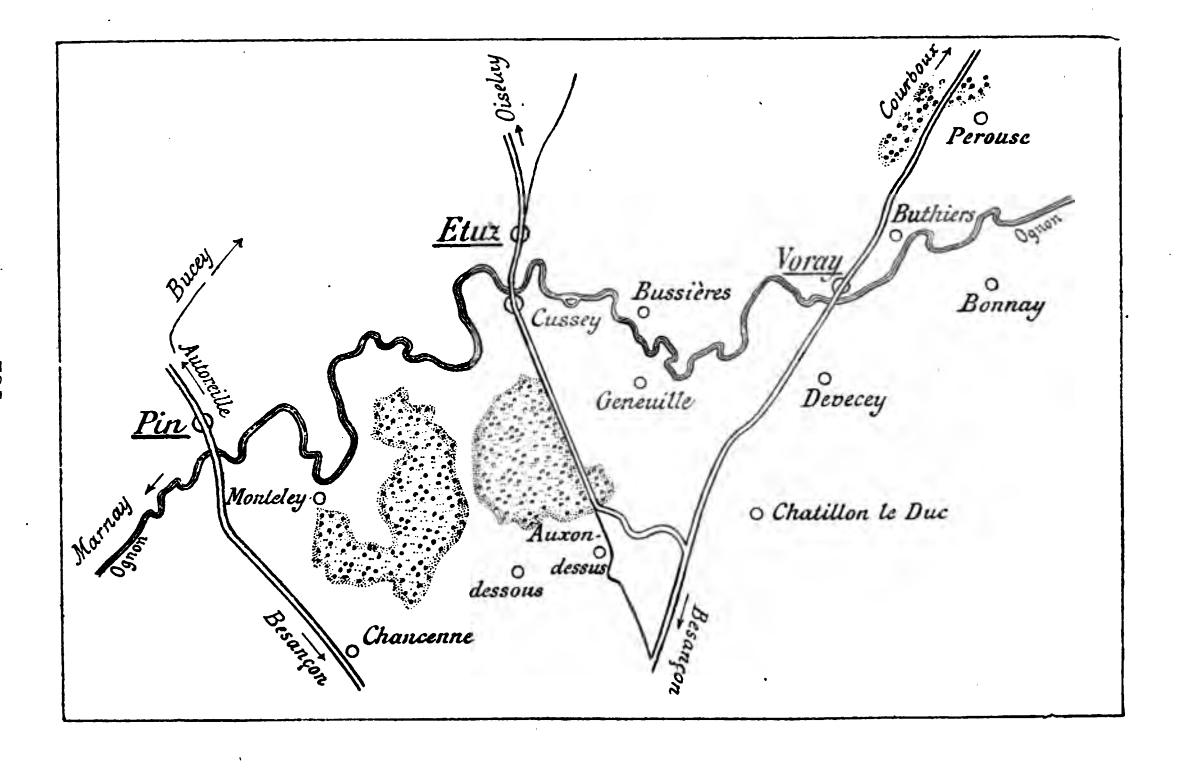
Auf Besançon!

Auf Besançon! — Man hatte eigentlich eine viel größere Rosine im Sacke gehabt, Dijon nämlich, die alte, stolze Hauptstadt Burgunds, den Knotenpunkt vieler Straßen und Eisenbahnen, den Sitz eines Präfekten, das Weindepot für 1/3 Frankreich. Und es waren die auf diesen Abmarsch nach rechts bezüglichen Befehle am 19. auch bereits gegeben worden. Aber noch in letzter Stunde mußte man die liebe Absicht fahren lassen. Nachrichten, Meldungen, der Inhalt einer abgefangenen französischen Post besagten klar und deutlich, daß die Truppen Cambriels' nicht, wie man gemeint, weit nach Süden bis unter die Kanonen Besançons entwichen waren, sondern schon am Ognon Halt gemacht hatten, um uns bei einem Marsch in westlicher Richtung mit guter Gelegenheit in die linke Flanke zu fallen. Bravo, schön ausgedacht! Aber wir Schläuste der Schlauen haben auch noch ein Wörtlein drein zu reden, und das heißt:

Das ganze 14. Korps schwenkt unter Festhalten Vesouls und mit der Saône als rechter Flankendeckung links, stößt mit je einer Brigade auf den drei Straßen über Voray, Etuz, Pin in der Richtung auf Besançon vor, jagt den Feind über den Ognon in die Festung und — kehrt hierauf in das Thal der Saône zurück.

Aetsch! kleiner Cambriels, da ist mal wieder der dicke deutsche Käfer durch dein strategisches Spinnennetz gekrochen und hat's hübsch durcheinander gebracht. Aber noch hängen uns die Fäden an den krabbelnden Beinchen. Vorwärts, abgestreift an roten Hosen und Chassepots! Der Ognon muß unser sein, eh' die Sonne dreimal über die Vogesen geguckt. Ob uns die Zwiebel *) Thränen kosten wird? —

*) „Ognon“ heißt nämlich „Zwiebel“ auf deutsch.


Oiselay
Courboux
Perouse
Bucey
Etuz
Buthiers
Ognon
Voray
Bussières
Cussey
Bonnay
Autoreille
Pin
Geneuille
Devecey
Marnay
Ognon
Monteley
Chatillon le Duc
Auxon-
dessus
dessous
Besançon
Chancenne
Besançon

Am 20. war Ruhetag. Der eiserne Bestand wurde erneut, das Schuhwerk, das noch an Straßburger Laufgrabenfieber litt, repariert und der Leib für größere Unternehmungen in stand gesetzt. Huh! wie das draußen regnete und stürmte. Das wird ein sauberes Reischen geben.

Am 21. begann die Bewegung programmmäßig. 2 Bataillone und etwas Kavallerie blieben in Vesoul, ebenso die Trains, die doch nur aufgehalten hätten. General Laroche mit 8 Schwadronen, 2 Kompanien auf Wagen und der reitenden Batterie rekognoszierte in unserer rechten Flanke gegen Dôle und die Festung Auxonne. Das Gros der Armee stieß gegen Besançon vor. Und zwar in erster Reihe die Badener: rechts Brigade Prinz Wilhelm, in der Mitte Brigade Degenfeld, links Brigade Keller. Die preußische Brigade Krug folgte dem Centrum.

Im gemeinsten Regenwetter wurde am Abend die Linie Bucey-Oiselay-Courboux von den drei Kolonnenspitzen erreicht. Unendlich mühevoll war der Marsch gewesen. Denn zu den Hemmnissen von oben und unten, dem Regen und dem Dreck, kam die Unwegsamkeit der Gegend. Man war ja wieder im Gebirge. Zuerst, südlich Vesoul, kam man in Hügelland, dann in immer steileres, zerklüfteteres Terrain: eine wirklich trostlose Unterlage für die marschgequälten Füße. Und hätte man nicht den Kriegs- und Siegesgott über sich herschreiten sehen, wie ein riesiger Storch mit blutroten Beinen durch den Sumpf des Landes watend, es wäre zum Verzweifeln gewesen. Nun stand man auf der Wasserscheide zwischen Saône- und Doubs-Thal und man brauchte nur in eins der zahllosen Bergwässerle zu spucken, um überzeugt zu sein, daß es eilfertig unsere Verachtung des Frankentums bis in die südlichsten Departements Welschlands tragen würde. Morgen aber binden wir mit

den Rothosen persönlich an. Da werden wir ihnen unsere Geringschätzung noch viel handgreiflicher begreiflich machen.

Die Kolonnen sollen so früh als möglich den Ognon erreichen, daselbst Rendez-vous-Stellung einnehmen und der weiteren Befehle harren. Also verfügte General Werder über den Vormittag des 22. Oktober — also geschah's.

Strahlenförmig ziehen die drei Anmarschlinien der alten Burgunderfestung zu. Bei Voray, Etuz, Pin treffen sie den Ognon, nur noch etwa 7 Kilometer je von einander entfernt. Hier durfte man auf den Zusammenstoß mit dem Feinde rechnen. Denn einmal hatte sich in ganz auffallender Weise vor unserer Front noch gar nichts geregt, die Franzosen mußten also etwas Außerordentliches im Schilde führen. Und dann bot der Ognon die allervorzüglichste Verteidigungsstellung. Er ist tief und reißend, seine Uferränder sind scharf eingeschnitten, und die wenigen festen Brücken sind überall durch ganz in Stein gebaute Dörfer gedeckt. Der Art des Zusammenstoßes am Ognon würden die weiteren Dispositionen unseres Führers entsprechen. „Getrennt marschieren, vereint schlagen," diese Grundidee der neueren Strategie konnte ihre bestmögliche Realisierung finden. —

Die Röcke waren so ziemlich getrocknet und unsere Schwarzwälder Gänseriche hatten schon fast das Schnattern verlernt, als sie am frühen Morgen des 22. in das Licht der unsichtbaren Sonne traten. Es regnete nicht mehr. Es war beinahe warm. Wenigstens wurde es den Kriegern so, als sie unter der Last des Gepäcks ein Stündlein nach Süden getrappelt waren. Würde man den Feind wirklich am Ognon treffen? Wie, wenn sich unsere Strategen verrechnet hätten?! Dann ginge man wohl gar auf Besançon los und die Straßburger Rumsitzerei erlebte eine neue Auflage?! Pfui Teufel! Das .... Räh! rähräh! rärärä-

räräh!! Gewehrfeuer an der Spitze. Wie Besessene stürzen die Dragoner zurück. Etuz ist besetzt! Hurra! braust es durch die Reihen der Musketiere. Und es beginnt

Das Gefecht am Ognon.

Das Avantgarde=Bataillon entwickelt sich zum Gefecht. Patrouillen streifen vor. Etuz ist voller Rothosen, selbst Kavallerie hat sich unter das Kleinzeug gemischt. Vorwärts! Die haben doch nicht das Ausreißen verlernt?! Der Geschützzug fährt auf, protzt ab und wirft Granaten in das Nest. Gradaus auf der Chaussee geht die 1. Kompanie der 3er vor, rechts über das freie Feld die 3. Sie umfassen das Dorf. Unaufhaltsam stürmen die Musketiere durch den Kugelregen voran bis an die Lisière und weiter über Hecken und Mauern, springend, kriechend, liegend, je nachdem. Unaufhaltsam dringen sie in das Innere des Orts, fluten sie über die entsetzten Rothosen hinweg. Hurra! Den Franzosen fallen die Gewehre aus der Hand beim Anblick der furchtbaren 3er. Ob sie die chasseurs rouges*) von Nompatelize wieder erkannt? Nur wenige widersetzen sich noch. In voller Auflösung weichen sie an den Ognon, auf Cussey zurück. Etuz ist erobert.

Aber „unaufhaltsam!“ ist Feldgeschrei geworden, auch Cussey wollen die 3er im ersten Anlauf für sich haben. Schon hat sich die 3. Kompanie gegen die neue Position entwickelt. Da brausen Dragonerpatrouillen heran und melden den Anmarsch feindlicher Kolonnen von links her gegen Flanke und Rücken der Avantgarde. „Zurück! zurück!“ rufen

*) D. i. „rote Jäger“, ein ehrender Beiname, den sich die 3er bei Nompatelize erwarben, wo sie von den Franzosen wegen ihres sprungartigen Vorgehens für eine ausgewählte Jägertruppe gehalten wurden.

die Hörner erbarmungslos. Auf Cussey muß verzichtet, ja selbst Etuz wieder geräumt werden; es handelt sich ja um die Existenz des Ganzen. Am Rande eines Gehölzes nördlich Etuz zieht sich die Avantgarde zur Abwehr nach Osten zusammen. Das kaum eroberte Dorf wird von den Franzosen wieder besetzt. Pfui Kuckuck! das war mal ungeschickt. Und fluchend glotzen die Musketiere nach Osten. Major Unger aber meldet den Thatbestand an das Gros.

Um ½12 Uhr sprengt der Adjutant zurück. Etuz soll wieder erobert, wenn möglich, auch der Feind von der Ognon-Brücke vertrieben werden. Von neuem schmettern die Hörner zur Attacke und während die 4. und ein Teil der 2. Kompanie auf einer Höhe östlich Etuz die bedrohte Flanke leidlich sichern, stürmen der Rest der 2. Kompanie und die 1. und 3. zum zweitenmale auf das vermaledeite Dorf. Aber langsam geht's diesmal. Der Feind hat sich verstärkt und sein einmaliges en avant! hat ihn gewaltig aufgebläht. Herüber, hinüber knattern und zischen die tödlichen Geschosse. Die 3er vermögen nur wenig Terrain wieder zu gewinnen. Da gegen 1 Uhr naht als erste Verstärkung Bataillon Arnold (1.) vom 4. Regiment. Es übernimmt die Sicherung nach Osten. Und nun setzt das ganze 1. Bataillon 3. Regiments zum konzentrischen Sturm auf Etuz an. Die 1. und 4. Kompanie drängen wieder auf der Chaussee vorwärts, die 2. und 3. gegen die rechte Flanke des Dorfes. Hellauf prasselt das Feuergefecht, näher immer näher dem hartnäckigen Feind. Oestlich und westlich wird der Ort umgangen, auf drei Seiten zugleich stürzen die Pickelhauben in das Gassengewirr. Ein erbittertes Handgemenge entspinnt sich. Von Haus zu Haus wälzt sich der Kampf. Schweiß tropft von den Gesichtern und Blut von den Bajonetten. Und endlich schleudert ein krachender Ge-

waltstoß den Gegner aus dem Dorf hinaus und weiter, immer weiter bis an und über den Fluß. Etuz ist erobert zum zweitenmal, endgültig. Aber an der mit zäher Wut verteidigten Ognon-Brücke bricht sich die Sturmeskraft des Bataillons. Ohne weitere Verstärkung, vor allem ohne Artillerie, ist hier nichts mehr zu erreichen.

Von neuem sprengt der Adjutant zurück. Schon dicht vor Etuz trifft er die anmarschierende Brigade. Bereits sind das 2. und das Füsilierbataillon 3. Regiments rechts der Straße in Halbbataillone und 2 Treffen auseinander gezogen. Zum Aufsitzen bereit harrt dahinter die Artillerie. Man erwartet die Befehle des kommandierenden Generals.

Nicht lange und sie treffen ein. Brigade Prinz Wilhelm hat den Ognon bei Pin unbesetzt gefunden, Brigade Keller ist schon weit diesseits des Flusses auf ernsten Widerstand gestoßen, die Lage des Centrums ist uns bekannt. Dieses soll nunmehr rein defensiv den Feind am Ognon festhalten, Prinz Wilhelm den so Gefesselten in Flanke und Rücken fassen, Brigade Keller sich behaupten, wenn möglich aber gleichfalls den Ognon gewinnen. —

Bei Etuz ist der Sturmangriff in ein lebhaftes Schützengefecht übergegangen. Offensivstöße hat Werder verboten und sie verbieten sich von selbst, denn wie eine Festung baut sich Cussey jenseits des Ognon an dem steil ansteigenden Ufer hinauf, seine feste Steinlisière beherrscht Ufer und Brücke vollkommen. Wenn nur der Feind unsere Zurückhaltung achten wollte! Aber er fordert heraus keck und immer kecker. Zu immer größerer Heftigkeit steigert sich sein Feuer. Und bald nach 2 Uhr wagt er gar einen Offensivstoß. Der wird zurückgewiesen. Aber wieder und wieder drängen sich rothosige Schwärme über die Brücke. Kaum vermag sie noch das Schnellfeuer der Musketiere abzuhalten. Es ist klar,

sie deuten unsere Zurückhaltung auf Schwäche und sind gewillt, ihr Bestes an die Rückeroberung von Etuz zu setzen. Man muß ihnen zuvorkommen. Denn unterliegt das Centrum einem dieser Massenstöße, so ist es auch um die Flügelkolonnen geschehen. General Degenfeld entschließt sich auf eigene Verantwortung zur Wiederaufnahme des offensiven Gefechts.

„Bedienung aufsitzen! Batterie Trab!“ Und wie ein Donnerwetter rasseln 10 badische Geschütze über die Stoppelfelder auf eine beherrschende Anhöhe östlich des Dorfes Etuz. Bumm!! Bumm!! Das Dröhnen der Geschütze läutet einen neuen, den dritten Offensivstoß der Unseren ein. Cussey und die Ognon-Brücke sind ihr Ziel und Brandgranaten ihr Geschoß. An den rechten Flügel des schwer ringenden 1. Bataillons aber gliedert sich die 7. und 8. Kompanie der 3er.

Wieder prasselt das Feuergefecht hoch auf. Schwarzröcke hier, Rothosen dort wälzen sich in ihrem Blute und dunkle Rauchwolken erheben sich über das in Brand geschossene Cussey. Artillerie vor! Der Feind ist noch nicht mürbe genug. Bis dicht an das Hochufer des Ognon fahren die Vernichtung säenden Batterien. Bei kaum 1000 Schritt Entfernung fallen jetzt ihre Mordgeschosse mit grauenhafter Sicherheit auf die Brücke, über die sich eben eine neue Sturmkolonne des Gegners wälzt. Auseinander reißen die Granaten die feindlichen Glieder wie Dünensand, sie stutzen, sie weichen, sie fliehen zurück in gänzlicher Unordnung. Und nun setzt unsere Infanterie mit Trommelschlag zum Nachstoße an. Mit einem Male bricht ihr rasendes Gewehrfeuer ab. Und mit donnerndem Hurra unter den Klängen des Fantasca-Marsches, den die Kapelle des 3. Regiments mitten im feindlichen Feuer spielt, stürzen die Kompanien

des 1. Bataillons, die 7. und 8., die eben erst vorgezogene 5. und 6., und von links her das 1. Bataillon des 4. Regiments auf und über die Brücke und hinein in das todsprühende Cussey. In Rauch und Pulverdampf verschwinden die glitzernden Helme, in Rauch und Pulverdampf zerschmettern die Musketiere den Feind an den steinernen Häuserwänden, jagen sie ihn hinaus aus seiner furchtbaren Position, in der er uns so lange stiernackig getrotzt! Hurra! Hurra! Wie Donnerschläge aus Gewitterwolken dröhnt der deutsche Schlachtruf aus den Nebeln des Gefechts, die das Blitzen des Gewehrfeuers tausendfältig zerreißt. Und in ihre Atome zerschmettert stürzen die feindlichen Bataillone aus den Gassen des Dorfes nach Süden in den Schutz der Wälder und ihrer Reserven.

In den Schutz? Noch sind sie nicht darin. Denn wie der Sturmwind braust jetzt Schwadron Kißling heran, durch Etuz hindurch, über die Brücke, vorbei an der Hurra jauchzenden Infanterie und mitten hinein in die wirre Masse der flüchtigen Franzosen. Eingehauen! Krachend, klirrend fallen die schweren Reitersäbel auf Käppis und parierende Bajonette. Was nicht fällt, wird gefangen genommen. Nur was die Wälder erreicht, entgeht ihren zornigen Hieben. Mit 80 Gefangenen kehrt die siegreiche Schwadron an den Ognon zurück.

Es ist 3 Uhr. Am Südausgang von Cussey hat sich das 3. Regiment gesammelt, während das 1. Bataillon der 4er sich an das Durchsuchen der südlichen Wälder gemacht. General Werder trifft auf dem Gefechtsfeld ein. Er billigt das Geschehene und entschließt sich den eingeleiteten Offensivstoß des Centrums fortzuführen. Nach allen Seiten fliegen die Adjutanten. Und noch ehe der letzte seine Weisung erteilt, ist das kaum verstummte Gefecht von neuem dröhnend erwacht.

Unangefochten hat das Bataillon des 4. Regiments den Südrand des ausgedehnten Gewäldes erreicht. Gegen das hochgelegene Auxon dessus entwickelt es soeben seine Kompanien. Da schlägt ihnen ein vernichtender Eisenhagel in die kampfgeröteten Gesichter. Das Dorf und die rück- und seitwärts gelegenen Höhen sind von einem übermächtigen Feinde besetzt. In Chatillon le Duc sind gar Festungsgeschütze in Position gebracht. Und weiter nördlich ist eine französische Feldbatterie aufgefahren. Vorwärts! Erst in der Not zeigt sich der Helden wahre Größe.

Im Laufschritt eilt das 1. Bataillon 3. Regiments den hartbedrängten 4ern zu Hilfe. 2 Bataillone des 30. preußischen Regiments werden durch Bussières über den Ognon gezogen und auf den Feind bei Geneuille dirigiert. Das 2. Bataillon 3. Regiments folgt ihm als Reserve.

Die Trommeln wirbeln, Hurra durchbraust die Luft, in Pulvernebeln verschwinden die stürmenden Bataillone.

Aber hartnäckiger ist jetzt der Kampf. Verzweifelt wehrt sich der Feind in seinen starken Positionen. Vergeblich versuchen die beiden Bataillone 3. und 4. Regiments Auxon dessus zu gewinnen. Immer wieder wirft sie das wütende Feuer der Franzosen in die Wälder zurück. Und Schritt für Schritt nur unter schweren Verlusten dringen die 30er vorwärts. Vor allem ist es das Shrapnelfeuer der französischen Artillerie, was sie kaum Boden gewinnen läßt. Findet sich denn kein deutscher Kanonier, den Ungetümen die unverschämte Gosch zu vernageln? Da brausen sie schon heran: eine, zwei, drei Batterien. Auf den Höhen westlich und südwestlich Geneuille protzen sie ab. Und heulend sausen ihre Granaten in den frankengefüllten Grund. Wer wagt es noch, ihrem Donnerwort zu entgegnen? Schon nach wenigen Schüssen jagt die französische Feldbatterie von

dannen, die französische Infanterie bricht unter unseren Granaten zusammen, und die schweren Brummer in Chatillon le Duc wagen kaum noch durch ein Geschoß ihren Standort zu verraten. Hurra! Das hat Luft gemacht. Und in einer herrlichen Attacke werfen nun die Preußen den Feind aus den Weinbergen und weiter immer weiter von Höhe zu Höhe bis auf Chatillon le Duc. Mit ihnen avancieren die 3 Batterien. Todbringend fegen ihre Granaten über den vorliegenden Höhenzug, von welchem feindliche Schützen ein unaufhörlich rollendes Schnellfeuer auf die stürmenden Bataillone herabschicken. Noch einmal hat sich der Kampf in seiner ganzen Wut erneut. Gewaltig hallt der Gefechtslärm durch die engen Thäler. In die Hurrarufe der Stürmenden mischt sich das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Signalhörner. Ununterbrochen knattert das Salven- und Schnellfeuer der Infanterie. Und majestätisch rollt über den Lärm des Kleingewehrs der Donner von mehr als 20 Kanonen.

Und der Feind weicht allüberall. Gegen 5 Uhr ist er aus allen tiefer liegenden Positionen auf die starre Höhe gedrängt, an die sich das feste Chatillon le Duc lehnt. Da mahnt die sinkende Nacht, das glückliche Gefecht zu beenden. Ohne die Hilfe der Flügelkolonnen vermöchte man den Feind doch nicht aus dieser starken Stellung zu vertreiben, und von diesen Flügelkolonnen hat erst die linke 2 schwache Kompanien über den Ognon zu Hilfe geschickt, von der rechten aber ist überhaupt noch kein Grenadier auf dem Kampfplatz erschienen. Warum griff General Keller so spät und mit so geringen Kräften ein, und wo ist die 1. Brigade geblieben? —

Brigade Prinz Wilhelm war angewiesen worden, den Ognon bei Pin zu überschreiten und in Flanke und Rücken

des vor dem Centrum stehenden Feindes zu fallen. Erst gegen 2 Uhr hatte dieser Befehl die Brigade erreicht. Vor 4 Uhr konnte das noch bei Autoreille lagernde Gros den Fluß also nicht überschreiten. Und es lag auch kein Grund zu außergewöhnlicher Beschleunigung vor, da der abstehende Wind den Kanonendonner bei Etuz verscheuchte. Nach Detachierung des 2. Bataillons der Leibgrenadiere an die Brücke bei Marnay vollzog sich der Flußübergang zu gedachter Stunde. Und die Brigade begann in zwei Kolonnen, einer südlichen unter Oberst von Wechmar (in der Richtung Chancenne-Auxon), einer nördlichen unter dem Prinzen (in der Richtung Monteley-Geneuille) ihre Bewegung in Rücken und Flanke des Gegners. Fast noch eine Meile betrug die Entfernung bis zum Gefechtsfeld des Centrums. Und schon begann die Nacht ihre Schatten über die unbekannten Straßen zu breiten. Vor später Abendstunde war das Eingreifen dieser Kolonnen in den Kampf der Brigade Degenfeld nicht zu gewärtigen, wenn ihre Führer nicht schon vorher unter dem Zwange der Nacht auf die Offensive verzichteten.

Brigade Keller hatte gegen Mittag nördlich Perouse den ersten stärkeren Widerstand gefunden. Nach lebhaftem Gefecht bemächtigte sich die 12. Kompanie 5. Regiments des westlich gelegenen Waldes und gewann die Höhe nördlich Buthier. Ein Flankenstoß dreier Züge der 9. und 11. Kompanie, trefflich unterstützt durch eine Attacke der Schwadron Böcklin, brachte auch Perouse in unsere Hände. Zum weiteren Vorgehen erwartete man Artillerie. Nicht lange und eine schwere Batterie brauste rechts der Straße auf die Höhe von Perouse und nahm das stark besetzte Buthier und feindliche Kolonnen, die uns zu umgehen suchten, unter Feuer. Schon nach den ersten Granaten floh

die feindliche Infanterie und Buthier fing an zu brennen. Auch Bonnay, in das sich die Rothosen geflüchtet, wurde in Brand geschossen. Unterdessen war auch das 2. Bataillon 5. Regiments herangekommen. „Das Ganze avancieren!“ riefen die Hörner. Und durch konzentrischen Angriff des ganzen Füsilierbataillons wurde Buthier dem Feinde entrissen. Er zog ab über Voray auf Besançon, noch beim Rückzug von der avancierten Batterie stark beschossen. Die Füsiliere besetzten nun die Süd- und Südwestausgänge von Buthier und die vorliegenden Höhen. Auf diesen nahm auch die Batterie eine neue Aufstellung. Und das 2. Bataillon schickte sich zur Besitznahme von Voray an. Nachdem unsere Artillerie 2 südlich des Ognon aufgefahrene Geschütze zum Schweigen gebracht, erfolgt diese ohne weitere Belästigung des Feindes.

Der Ognon war erreicht. Es fragte sich, ob man ihn überschreiten solle. General Keller meldete den Stand des Gefechts an das Hauptquartier. Bis zum Empfang weiterer Befehle rastete seine Brigade nördlich des Flusses. Aber noch ehe neue Weisungen eingelaufen, entschloß sich General Keller zu einer selbständigen Maßnahme. 2 Kompanien sollten über den Ognon stoßen und so Anschluß an das Centrum gewinnen. Denn näher und näher hatte sich von dorther der Lärm des Gefechts gewälzt. Ersichtlich war Brigade Degenfeld im Avancieren. Man durfte hoffen, sie unweit des Flusses zu finden. Schon vorher war die 6. Kompanie auf das südliche Ufer gezogen worden und hatte dort stärkere feindliche Abteilungen aus den Weinbergen bei Devecey vertrieben. Ihr folgte nun die 5. Unter dem Befehl des Majors von Röder ging das Halbbataillon gegen Chatillon le Duc vor. Hier stieß es mit den siegreichen Preußen zusammen, die soeben den Feind an dieser letzten Position hinaufgedrückt hatten. —

Das Gefecht war entschieden, durch das Centrum allein. Der linke Flügel hatte sich wenig, der rechte gar nicht geltend gemacht. Der Ruhm des Tages gebührte vor allem der Brigade Degenfeld und den wenigen Preußen, die zuletzt noch über den Fluß gezogen worden. Noch immer war die 1. Brigade nicht erfindlich. Man glaubte sie an den Ognon zurückgegangen. So nahm General Werder auch die übrigen Truppen an den Fluß zurück. Vorposten wurden gegen die Stellung des Feindes geschoben. Nur der südlichste Punkt des gewonnenen Bodens, vor Auxon dessus, blieb durch die beiden Bataillone 3. und 4. Regiments besetzt. Nacht breitete sich über das blutgetränkte Gefild. Wohlverdiente Ruhe winkte den ermatteten Soldaten. —

Plötzlich um die achte Abendstunde prasselt Gewehrfeuer auf vor Auxon dessus. Erst einzelne Schüsse, dann lang hinrollende Salven, der ganze Hexensabbat eines wütenden Infanteriegefechts. Was geht dort vor? Die 1. Brigade hat endlich das Schlachtfeld erreicht, in pechfinsterer Nacht ist sie mit den Vorposten des Feindes zusammengestoßen. Wo in aller Welt kommen die jetzt hergeschneit?

Schon bald nachdem die Brigade den Ognon überschritten, begann es zu dunkeln. Der Marsch wurde fortgesetzt trotzdem. Die Kolonnen teilten sich. Auf unsicheren Waldstraßen tappten die Krieger in die geheimnisvolle Nacht. Von dem im Centrum tobenden Gefecht wußte man nichts. Man glaubte, Brigade Degenfeld hielte, Werders Befehl entsprechend, die Defensive, und der Erfolg der Flankenbewegung schien gesichert. Hinter den Feind mußte sie jedenfalls führen und Ueberrumpelung war dann ausgemachte Sache.

Ohne Unfall erreichte Kolonne Wechmar Auxon dessus. Ein Wagen mit französischen Verwundeten erwies hier zuerst ein stattgehabtes Gefecht. Aber die Begleiter waren ent-

wischt, Umfang und Art der Rencontres war nicht zu erkunden. Unruhiger wurden die Truppen. Man fühlte den heißen Atem der Schlacht und sah doch nicht ihr mordgieriges, blutgeiferndes Gebiß. In einen engen Hohlweg tauchte die Kolonne, rechts und links waldbestandene Böschungen, die jede Entwickelung ausschlossen, vor sich einen heimtückischen Feind, über sich die sprachlose Nacht. Man machte Halt. War es nicht tollkühn, das Leben so vieler auf eine abenteuerliche Karte zu setzen? „Vorwärts?" kommandierte Oberst von Wechmar. Er wollte Klarheit um jeden Preis. In Auxon dessus schon mußte sie zu finden sein, denn hier schnitt man die Marschroute der mittleren Brigade.

Dicht nördlich dieses Dorfes treffen die Straßen zusammen. Drei einzelstehende Häuser markieren den bedeutsamen Punkt. Hauptmann Löhlein sprengt mit einem Dragoner seiner führenden 1. Kompanie voran. Er ruft die Bewohner an. Ein Mann tritt heraus. Treuherzig legt er seine Hand auf des Hauptmanns rechten Schenkel. Ein leises „Qui vive?" In der nächsten Sekunde aber gleitet die Gestalt zu Boden und ein Dutzend Schüsse krachen aus der Dunkelheit, so dicht vor den beiden Reitern, daß ihre Feuerstrahlen fast die Pferde versengen. Hochauf bäumen sich die Tiere und rasen ihren Weg zurück. Eine zweite Salve kracht hinterher. Zwei Kugeln durchbohren den Hals des Dragoners. Der Hauptmann bleibt unverletzt. „Gewehr zur Attacke rechts!" Entschlossen stürzt Hauptmann Löhlein mit seinem Schützenzug gegen die Dorflisière, die sich einen Augenblick mit einem Feuerstreifen umwand. Wieder ist dort alles still geworden. Aber kaum haben die Grenadiere das Straßenkreuz erreicht und sind um die Ecke des vordersten Hauses gebogen, da spritzt ihnen eine

neue Salve ins Gesicht. Schwer getroffen brechen 3 Mann zusammen, die übrigen fluten zurück. Zum zweitenmale setzt sich der Hauptmann an ihre Spitze. Zum zweitenmale prallen sie an der Straßenecke vor dem Schnellfeuer der Franzosen zurück. Und Flammen schleudert nun auch der ganze Dorfrand und die Höhe dahinter, die man jetzt erst in ihrer starren Größe erkennt. Ratlos stehen die Badener. Eingekeilt in einen schmalen Weg, in tiefer Marschkolonne, die sich nicht entwickeln kann, gänzlich unbekannt mit dem Terrain, von Finsternis umgeben, die kaum den Nebenmann erkennen läßt, vor und über sich einen gewiß weit überlegenen, ortskundigen Feind — wahrlich, es ist ein Augenblick, da auch der Bravste verzagen darf. Schon fallen unregelmäßig und ohne Kommando Schüsse aus dem dicht gedrängten Menschenhaufen: der erste Schritt zu allgemeiner Verwirrung. „Das Ganze — stopfen!" donnert der Oberst. Mit einem Schlag verstummt das Feuer der zuchtgewöhnten Soldaten. Für einen Augenblick lautlose Stille, selbst auf Seiten des Feindes. „Grenadiere! Ein schlechter Kerl, wer schießt, wenn er nichts treffen kann. Drauf mit dem Bajonett!" ertönt weithin hallend des Obersten Wort. Ein furchtbares Gebrüll der Franzosen, ein lautes Hurra der Unseren. Dann stürmt die ganze 1. Kompanie auf das Straßenkreuz, ihr zur Seite rechts die Böschung hinauf die 4. Hurra! Noch einmal flackert das Schnellfeuer des Feindes kurz und heftig auf. Dann ist alles still. Die Franzosen fliehen. Auxon dessus ist erobert.

Jetzt aber erschallt auch von links her der deutsche Sturmmarsch, ertönt auch von jenseits der Chaussee wohl tausendstimmig der deutsche Schlachtruf. Bataillon Arnold und Unger stürmen heran. Bei dem weithin leuchtenden

Fackelschein einer auf der Höhe angezündeten Scheuer erkennen sich die Kameraden. Und mit brausendem Freudengeschrei begrüßen sie sich in den Dorfstraßen als die Herrn der während des Tages vergeblich berannten Position. 2 feindliche Bataillone hatten, wie sich später ergab, Auxon dessus verteidigt. Ohne den überraschenden Vorstoß der Leibgrenadiere wäre es heut gewiß nicht mehr erobert worden und morgen — vielleicht nur mit großen Verlusten.

Verhallt sind Schüsse und Kriegsgeschrei. Wieder ruht das Gefecht, diesmal für alle Mal. Bataillon Arnold und Unger sichern das gewonnene Dorf. Brigade Prinz Wilhelm, deren nördliche Kolonne gar nicht zum Schlagen gekommen, zieht sich an den Ognon zurück. Und neben seiner blutigen Sichel entschlummert der mordmüde Tod.

Er hat ja so viel geschnitten
In Tages heißer Last,
Als wär' der schmetternde Hagel
Morgen bei ihm zu Gast;

Als kämen alle Blitze
Morgen zum Erntetanz
Auf wettergeschlagenem Felde
Um den rauschenden Aehrenkranz;

Als wollte der alte Würger
Prüfen in greiser Zeit,
Ob seine Sichel mähte
Wie einst so tief, so weit;

Als wär' sein Menschenhassen
Von neuem heut entfacht,
Als hätt' er in böser Stunde
An das „ewige Leben“ gedacht.

Wieviel hat er geschnitten? An 400 decken beiderseits tot oder verwundet das Kampfgefild. Nur 400! Aber die Mutter daheim fragt nur nach dem einen Sohn, den sie

sorgend unter dem Herzen trug, den sie sorgsam ins Leben geleitet. Und wie oft klagt um den „Einzigen" ein ganzes Geschlecht!

Nach Westen.

Das war eine harte Nuß gewesen, dieser 22. Oktober. Geschafft hatten die einen wie die Eier-Hühner vor Ostern, gelaufen waren die andern wie die Mast-Gänse am Martinstag. 131 Tote und Verwundete bezeugten unsrerseits die Energie des Gefechts, 42 Marschkilometer das Höchstmaß seiner Arbeitsleistung*). Fragte sich, was hatte man mit all der Mühe erreicht?

So recht wußte man das erst am Abend des folgenden Tages. Denn da war durch Rekognoszierungen festgestellt, daß sich der Feind auf dem Höhenzug, der von Chatillon le Duc fast bis Besançon streicht, von neuem gesetzt hatte. Sollte man ihn hier zum zweiten Male packen? War diese neue Defensiv-Stellung überhaupt angreifbar? Sie war es nur unter erschwerenden Umständen. Aufzurollen von links her war sie nicht: Schloß Chatillon le Duc, des Gegners rechte Flügelposition, war sturmfrei. 2 Kompanien der 5er, die es am Vormittage des 23. zu berennen suchten, bezahlten diese Erfahrung mit einem Verlust von 17 Mann. Auch in der Front war sie schlecht zu fassen. Denn unsere Artillerie konnte in dem unübersichtlichen Terrain nicht zur Geltung kommen, der Sturm der steilen, waldbestandenen Hänge hätte also unverhältnismäßige Opfer an Infanterie verlangt. Unverhältnismäßig aber wären diese gewesen zur Größe der Errungenschaft. Worin hätte diese bestanden?

*) Soviel beispielsweise legte das 1. Bataillon der Leibgrenadiere zurück.

Doch nur in einem etwas beschleunigteren Abzug des Feindes nach dem sicheren Besançon. Auf dem Wege dorthin war er schon. Das gerade bildete ja den Erfolg des 22. Oktober, war, was man mit all der Mühe erreicht hatte.

Denn nicht nur die massenhaft weggeworfenen Montur- und Armaturstücke bewiesen das, aus dem Munde der 193 Gefangenen erfuhr man, wie lose der Zusammenhang der Armee Cambriels überhaupt gewesen und wie sehr demoralisierend nun erst unsere energische Offensive auf die jungen, undisziplinierten Truppen gewirkt. Zum zweiten Male war die Vogesenarmee von dem 14. Korps getroffen worden bis ins Mark. Für lange Zeit brauchte man nichts mehr von ihr zu fürchten, vielleicht gar war sie für immer unschädlich gemacht. Und frei war unsere linke Flanke. Werder konnte sich zum Vormarsch nach Westen entschließen.

Zu diesem Marsche drängte aber nun auch alles. Das Detachement des Generals Laroche hatte festgestellt, daß Garibaldi in Dôle ein größeres Korps formiere, daß außerdem die Volksbewaffnung in den westlichen Departements stetig fortschreite. Da hieß es hineingestoßen in den Werdeprozeß neuer französischer Heere, und das schleunigst, ehe sich der erstarkte Feind der Saône-Uebergänge bemächtigt. Also marsch, marsch! Soldaten vom 14. Korps. Es gilt eine zweite Flußvergewaltigung zu vermeiden. An der des Ognon, denke ich, habt ihr genug gehabt.

Nicht zweimal brauchte man's den 14ern zu sagen. Erwarteten sie doch im Saône-Thal nicht blos Rothosen und Chassepots, sondern auch die allerfürtrefflichsten Quartiere. Und Werder hatte obenein etliche fette Ruhetage verheißen zum gründlichen Genuß all der Zungen- und Magenschätze. Wer wollte wohl von solcher Himmelfahrt zurückbleiben?!

Flinken Fußes setzten sich also die Kolonnen am 24. Oktober in Marsch. Nach Norden ging's zuerst in den eigenen Fußstapfen, dann nach dem gesegneten Westen. Man kam schon ziemlich weit an diesem Tage. Die Preußen besetzten Gray, die 1. und 2. badische Brigade überschritten gar die Saône, nur die 3. blieb noch östlich des Flusses zur Sicherung gegen Besançon. Am 25. wurde in diesen Stellungen der erste Ruhetag feierlich begangen. Die Saône-Uebergänge waren in unseren Händen, warum sollte man nun dem Leib eine kleine Erholung mißgönnen. Die Feierlichkeit aber bestand nicht nur in Essen, Trinken und warmen Quartieren, sie bestand vor allem in der Reparatur des Schuhwerks. O liebes Leben, was will das für den Soldaten bedeuten! Dem Infanteristen besonders ist Schuhzeug eine Hauptwaffe. Versagt diese, so mag er getrost seine Flinte ins Korn werfen, sie würde ihm doch zu nichts mehr nütze sein. Die Stiefeln des 14. Korps aber hatten durch die Märsche bald auf steinigem Gebirgsboden, bald im Morast der Ebene außerordentlich gelitten. Sie bedurften einer gründlichen Generalrevision. Und so wurden am 25. alle Schuster der Umgegend zusammengetrommelt, ihr ganzes Können an die Pedale ihrer Urfeinde zu verschwenden. Und nun begann ein Sohlen, Nageln, Pechen, Nähen, Flicken, als ob der Teufel sein ganzes Höllenheer zu beschuhen gedächte. Am Morgen des 26. stand das gesamte Korps auf zwei-, ja dreifacher Sohle. Wehe den Franzosen nun, auf die es siegend seine Füße setzt!

Leider wollte sich hierzu heut keine Gelegenheit finden. Nur Avantgarden-Scharmützel gab es bei Mantoche und dem Wald von Champlitte, die aber ohne jede Bedeutung waren. Den tiefsten Eindruck hinterließ der nunmehrige Felsenschritt der deutschen Bataillone, nicht auf dem Rücken des Gegners,

sondern im Dreck der Landstraßen! Brr! was war das für ein Wetter. Es regnete und stürmte in einem fort. Und nur durch eins wurde der Schmutz der Straße übertroffen, durch ihre Unwegsamkeit künstlicher Art. Da zeigte sich mal wieder der Franktireur, da fand man sich wieder mitten im Volkskrieg. Und wenn man keinen Zipfel eines Blusenmannes sah, überall empfand man das Gelichter tausendfach. Es war eine neue Auflage des Vogesenmarsches. Abgegraben waren Straßen und Steige, zu Hunderten waren die schönsten Bäume gefällt und über unsere Marschrouten geworfen, Barrikaden waren errichtet haushoch, es gab kaum eine Wegenge, die sie nicht durch ein riesenhaftes Verhau gesperrt hätten. Diese Hindernisse erschwerten den Marsch ungeheuer. Denn nur in der Nähe der Ortschaften hatte man gleich Bürger und Bauern bei der Hand, die zum Zuschütten der Gräben, zum Abräumen der Sperren gezwungen werden konnten. Dann freilich gab man sich in eigener Ruhe dem boshaften Genuß an fremder Frohnarbeit hin. Und was mußten die armen Franzosen hören, die da, vornehm und gering in einer Reihe, schweißtriefend schufteten! Das mindeste war's noch, wenn man ihnen höhnisch zurief, sie arbeiteten wohl pour le roi de Prusse*)?! Aber sie hatten's redlich verdient, die Arbeit sowohl wie den Spott. Die Arbeit: sie machten dabei nur eigene Büberei ungeschehen, den Spott: sie waren der lächerlichen Meinung gewesen, deutsche Soldaten würden vor unverteidigten Wegsperren Halt, ja Kehrt machen. Denn in der That, fast hinter keinem der oft so raffiniert angelegten Werke fand sich ein Flintenlauf oder auch nur eine dräuende Mistgabel. Doch nicht nur erschwert wurde unser Vormarsch durch diese künstlichen Hindernisse,

---

*) „für den König von Preußen“. — Ein französisches Sprichwort für die allerverächtlichste Beschäftigung.

er wurde vor allem verlangsamt. Am Abend des 26. stand das Korps im wesentlichen immer noch um und in Gray. Nur gegen Langres und Besançon waren Beobachtungs-detachements vorgeschoben.

Aber große Marschleistungen hatte unser Generalkommando auch gar nicht vorgesehen. Man war noch viel zu wenig über Art, Stellung und Stärke des Feindes in Front und Flanke unterrichtet. Und einen Luftstoß wollte man doch unter allen Umständen vermeiden. Man hörte wohl, Dijon sei stark besetzt und durch Feldverschanzungen zur hartnäckigsten Verteidigung eingerichtet. Hier hätte sich also ein strategisches Objekt geboten. Aber einmal waren das Gerüchte und dann erfuhr man auch gleichzeitig, daß Garibaldis Armee in Dôle bereits auf 8—10000 Mann angewachsen war und daß selbst Cambriels' Truppen sich wieder regten; wenigstens fanden Patrouillen die Ognon-Uebergänge bei Pin und Marnay wieder besetzt. Bei einem Vorstoß auf Dijon wäre somit alles für die Basis des Korps zu fürchten gewesen.

Um nun alle diese Unklarheiten und Befürchtungen, die sich unserer Thatkraft so hemmend in den Weg stellten, ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen, wurde der 27. Oktober zu großen, gründlichen Rekognoszierungen im Thal der Saône und gegen Westen bestimmt.

Die Truppen, welchen diese Aufgabe zufiel, waren darob keineswegs erbaut. Sie hatten schon Dreck genug an den neuen Stiefelabsätzen. Und dann blies ein so greulicher Sturmwind, daß man am liebsten nach der Melodie

„Rückt aus, rückt aus, rückt alle, alle aus,
Dort steht ein französisches Schilderhaus"

alle Viere von sich gestreckt hätte. Aber da half kein Sträuben, und als man erst tausendmal das rechte vor das linke Bein

gesetzt hatte, da war's auch, als ob's so sein müßte. Und schließlich haben unsere Buben gerade diesem unverschämten Sturmwind das allerbeste Andenken bewahrt, denn — er wehte ihnen ein ganz außergewöhnliches Präsent in die greiflustigen Hände. Welcher Art war das? Wir werden's erfahren durch die

Rekognoszierungsgefechte an der Vingeanne.

Das 2. Bataillon der Leibgrenadiere, 2 Geschütze, eine halbe Dragonerschwadron hatten sich in aller Frühe zur Rekognoszierung gegen den Vingeanne-Bach aufgemacht. Patrouillen hatten den Feind schon diesseits des Wässerleins aufgespürt, auf ein Sträußchen war man also gefaßt. Richtig, schon vor Essertenne begann es zu säuseln. Und als man näher zusah, da fand sich ganz Essertenne und ein daran grenzendes Waldstück mit Rothosen vollgepfropft. Huh, was machten die für einen Spektakel! Als ob sich die Gänse in einer Volksversammlung gegen das Stopfen auflehnten. Und doch, wie bald war dem Geschnatter ein Ende gemacht. Es bedurfte nur einiger Granatwürfe und die Welschen verdufteten, als hätte sie Doktor Faust in seinen Zaubermantel entführt. Nun ganz so schlimm war's nicht. In einem Gehölz südlich des Dorfes setzten sie sich von neuem. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht.

Nach wenigen ungeschickten Schüssen auf unsere anrückende Infanterie flogen sie zum zweiten Male auf und diesmal davon auf Nimmerwiedersehen.

Diese Panik der Franzosen war ordentlich auffallend. Und wer weiß, ob unsere Grenadiere nicht an ein Hexen-Abführtränkle geglaubt, das Werders Urgroßmutter eigenhändig zusammengebraut, wenn ihnen nicht im nächsten Moment des grausen Rätsels simple Lösung klar vor Augen

getreten wäre. Im Walde fand sich nämlich ein Zeltlager für mehrere hundert Mann, und dabei ein ganzes Arsenal von Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Proviant. Dafür also hatten die Franzosen so Angst gehabt, und darum, weil sie liegen ließen, was schwer macht, hatten sie so gut springen können. Bravo! Das nenn' ich mir seines Reichtums weise walten; sie hätten's ja verlieren können beim schnellen Laufen, und dann wär's nicht einmal uns armen Prussiens zu gute gekommen. Das sahen die Sieger auch ein, und gewiß hätten sie den Franzosen einen gar freundlichen Nachruf gewidmet, wären sie nicht durch die süße Beute so völlig in Anspruch genommen worden. Denn süß war sie in des Wortes schönster Bedeutung. In den Tornistern fand man nämlich — Bonbons!

Ja, ja, süße, sehmige Bonbons! Da haben mal unsere Buben geschleckt. Und zu den komischsten Intermezzos gab die süße Beute Veranlassung. Der Bibbes hatte sich solch eines Rucksackes bemächtigt. Der Hümpele, sein Freund und Quartiergenosse, wollte mitmachen. Da aber setzte sich Bibbes in Positur und den Ranzen vor die treue Brust drückend begann er also: „Weisch, selle Gutsele sin nur z'habe für brave Leut. Bisch brav in Zukunft, sollsch habe, bisch's nit, kriegsch keine!" Und der Hümpele, auf den Spaß eingehend, entgegnete mit gefalteten Händen: „Hesch recht, Bibbes, 's isch au nit guet für mei Mage, er möcht' keine Franzose mehr verdaue, wenn er zuviel Bonbons g'fresse het. Aber, was meinsch, wär's nit guet, wenn de ebbe so dächtsch? Mer könnt jo die Gutsele eme Franzos gebe, fresse mer den, fresse mer die Bonbons mit!" Und unter schallendem Gelächter der Kameraden wurde dieser heilige Vertrag stipuliert für die Ewigkeit, die freilich diesmal keine 5 Minuten dauerte. —

„Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat — muß scheiden." Diese bittere Wahrheit bewährte sich leider auch hier. Unmöglich durfte man sich lange bei den Schätzen verweilen. Die Franzosen hatten sich gewiß diesseits der Vingeanne noch einmal gesetzt. Denn so sehr wir sie erleichtert, es war ihnen doch der Schreck in den Pumphosen geblieben, und damit fliegt man nicht ohne weiteres über tiefe, morastige Bäche. Vorwärts! Wenn's möglich, wollen wir ihnen den Eingang ins Jenseits der Vingeanne verrammeln.

Strahlenförmig gingen 3 Kompanien gegen Renève l'Eglise, Jancigny, Talmay, drei an diesem Flüßchen gelegene Ortschaften, vor.

Die 5. Kompanie fand Renève l'Eglise unbesetzt. Der Feind sollte vor kurzem nach Süden abgezogen sein. Man beschloß, ihm zu folgen. Die 8. Kompanie hatte Jancigny noch nicht erreicht, als sie plötzlich, um eine Waldecke biegend, 2 feindliche Kolonnen von Süden her diesem Orte zumarschieren sah. Es waren wohl 1500 Mann, also sechsfache Uebermacht. Aber dafür marschierten sie sorglos, als ging's zu einem Schützenfest. Und was ihre Kourage anbetraf, so verscheuchten Essertenne und Umgegend unsere letzten Bedenken. Also los die Klingen! Denen wollen wir Käppis und Köpfe vertrommeln.

Lautlos zieht sich die Kompanie hinter einer Erdwelle östlich der Straße auseinander. Ein Donnerwetter aus nächster Nähe soll ihnen in die mageren Knöchlein fahren. Ein Unglück kommt selten allein. Auch die 5. Kompanie zieht von Norden heran. Auch sie sieht ungesehenerweise den sorglosen Feind. Auch sie rüstet sich, ihn mit einem Schreckschußhagel zu empfangen. Alle Umstände sprechen für eine solide Ueberrumpelung. Im Osten und Norden

die Grenadiere, im Westen die sumpfige Vingeanne, im Süden die 6. Kompanie, die Talmay gewiß schon erreicht hat. Und atemlos harren die Badener der kommenden Dinge.

Näher und näher tappt der Feind. Nur noch 600 m ist er von den Mündungen unserer Gewehre entfernt. Da — schwenkt die Spitze des vordersten Haufens links nach Jancigny hinein. Einen Augenblick gröbste Ueberraschung auf unserer Seite. Schon will man durch einen Bajonettangriff wenigstens etwas von der lebenden Beute retten. Da — piffpaffpuff! eine rollende Salve fährt aus der Lisière Jancignys in die Franzosen. Und wieder eine, und noch eine. Hurra! Das ist badisches Pulver; man merkt's an den Hasensprüngen der französischen Garde mobile. „Hurra!" echot die 8. Kompanie von Osten zurück, und „Hurra!" die 5. von Norden. Und nach einer schmetternden Salve stürzen auch sie sich mit gefälltem Bajonett auf den Gegner, der vor Schrecken den Kopf verliert und alles, was drum und dran hängt. Vergebens suchen die wenigen Offiziere ihre Herde zum Widerstand zu formieren. In die Straßengräben springen die einen und feuern blindlings nach rechts und links. Zu Haufen ballen sich die anderen zusammen, als suchten sie Schutz in sich selber vor den furchtbaren Prussiens. Und noch ehe ein Viertelstündle verflossen, ist die ganze Kolonne auseinander gejagt. Was nicht niedergemacht wird, eilt in wilden Sprüngen zu beiden Seiten an Jancigny vorbei und watet durch die Vingeanne in „Numero Sicher". Mit donnerndem Hurra aber begrüßen sich die Kompanien an der Lisière des Dorfes. Was da so unerwartet, so rechtzeitig in die Affaire griff, war ein Halbzug der 8. Kompanie, dem ein näherer Weg durch den Wald angewiesen worden, der deshalb Jancigny schon eine

halbe Stunde vor dem Gros der Kompanie erreicht hatte. Ihn und seinen wackeren Führer, den Feldwebel Widmann, läßt man nun als Retter der Situation hochleben, denn zweifellos hätte sich diese durch die Besitznahme Jancignys feindlicherseits sehr zu Ungunsten der Badener verschoben.

Aber durch diesen konzentrischen Stoß der beiden Kompanien war nur der eine Haufen der Feinde vernichtet worden. Der zweite, dessen Abstand sich während des Marsches beständig vergrößert hatte, war schon bei den ersten Schüssen auf und davongelaufen. Diesem galt es nun gleichfalls den Garaus zu machen. Und das konnte nicht schwer fallen, da er gewiß von der 6. Kompanie vor Talmay festgehalten wurde. Festgehalten! Haha! Das wurde er allerdings, aber nicht im Sinne des hinhaltenden Gefechts, sondern . . .

Die 6. Kompanie hatte ihr Dorf ohne Feinde gefunden. Kaum aber hatte sie sich's etwas in und um Talmay bequem gemacht, da wurde das Herannahen des bewußten Franzosenhaufens gemeldet. Sofort wirft sich der einzig verfügbare Zug in die Dorflisière und empfängt den abgehasteten Feind mit einem prasselnden Gewehrfeuer. Er stutzt und steht. Aber ehe er das Widerstehen gelernt, haben sich auch die beiden anderen Züge vor ihm aufgepflanzt und zum Ueberfluß knattern nun auch von hinten die Schüsse einer 10 Mann starken Verbindungspatrouille der bei Essertenne haltenden 7. Kompanie in seine dichte Masse. Das giebt dem von Jancigny her noch perplexen Feinde den Rest. Er hebt die Kolben zum Zeichen der Unterhandlung. Dem Kompanieführer, Premierlieutenant Ris, schießt da ein teuflischer Gedanke durch den Kopf: wie, wenn er die ganze Bande gefangen nehmen könnte?! Seiner kleinen Schar ist das zwar kaum zuzumuten, aber die

5. und 8. Kompanie sind ja in der Nähe. Es kommt nur darauf an, die Franzosen hinzuhalten, bis die Brüder da sind. Gedacht, gethan. Er schickt in auffälliger Weise Meldungen zurück, verkehrt durch lauten Zuruf mit einem fingierten Bataillonskommandeur, bespricht mit seinen Offizieren die ungeheuren deutschen Streitkräfte, die heute früh bei Pontailler die Saône überschritten, und bringt durch diese unverschämten Lügen, die ein Elsässer drüben getreulich verdolmetscht, die Feinde dermaßen aus der Fassung, daß sie sich mit Leib und Seele, Haut und Haaren gefangen geben. Schon haben sie die Waffen niedergelegt, da naht von Norden statt der erwarteten Kameraden von der 5. und 8. Kompanie ein weiterer Franzosenhaufe von vielleicht 150 Mann. Donnerwetter, das ist fatal! Wenn sie von ihren Chassepots Gebrauch machen, ist der ganze schöne Fang in Frage gestellt. In dieser Not läßt Premierlieutenant Ris den Gefangenen sagen, sie würden allesamt niedergemacht, wenn ihre Landsleute da drüben auch nur einen Schuß auf uns abgäben. Da kriegen's die Franzosen mit der Angst, sie schicken einen Offizier hinüber. Und was geschieht? — Auch diese 150 strecken die Waffen und geben sich in die Hände der 6. Kompanie. 13 Offiziere, 480 Mann sind die glorreiche Beute der entschlossenen Soldaten. Zum Glück erscheinen jetzt auch die Sieger von Jancigny auf dem Plan, der dreiste Majoritätsschwindel hätte der 6. Kompanie sonst noch teuer zu stehen kommen können. Und jubelnd begrüßen sich die Bataillonskollegen. Und es fehlte nicht viel, dann hätte sich männiglich einen der dürren Franzosen als Orden pour le mérite an die schnaufende Brust gehängt.

Denn schnaufen that sie gewaltig, und die Kehlen der Grenadiere hatten sich rein zu Kröpfen gebläht, so ungestüm fauchte noch immer der Wind. Aber er mußte auch noch

so fauchen, sein deutsch-freundliches Tagewerk war ja noch längst nicht vollbracht. Wie, noch nicht zufrieden? Bewahre! Badener sind und bleiben nun einmal unersättlich, wenn es Metzelsuppe à la française giebt. —

Die 12. Kompanie des 2. Regiments war mit einigen Dragonern ebenfalls gegen die Vingeanne rekognoszierend vorgegangen. Schon bei le Fahy fand sie Widerstand, und es wurden zu ihrer Unterstützung schleunigst 2 weitere Kompanien des Regiments, die 9. und 11., nebst 2 Geschützen vorgezogen. Bald fand sich die streitlüsterne Gesellschaft im schönsten Gefecht. Auf der Straße nach Fontaine Française avancierend traf man bei St. Seine l'Eglise an der Vingeanne den Feind. Er hatte eine Höhe östlich des Dorfes stark besetzt und pfefferte ganz unverschämt in unsere Marschkolonne. Das wollte man ihm anstreichen. Die beiden Geschütze protzten ab und brockten ihm ein glühendheißes Süppchen ein. Dann schritt die 11. Kompanie, Major Wolff an der Spitze, zum Angriff auf die Höhe. Mit einem Anlauf wurde sie im heftigsten Feuer gewonnen, wurde der Gegner Hals über Kopf in das Dorf getrieben und drüben wieder hinaus, nachdem ihm das feste Schloß daselbst mit stürmender Hand entrissen worden. Hurra! Noch ein paar Kolbenstöße an der westlichen Lisière des Dorfes und, vom Granatfeuer unserer Geschütze verfolgt, suchten die Franzosen in tollen Sprüngen das Weite. Die Höhe, das Dorf, das Schloß, 60 Gefangene, darunter ein Stabsoffizier der Linie, das Gepäck für 600 Mann — das war die prächtige Beute dieser unerhört kühnen Attacke. Die 2er waren reich geworden, sie wußten nicht wie. Und wie alle Glückskinder hätten sie den Verstand verloren, wenn sie im Glück überhaupt welchen gehabt hätten. Wir aber singen im Geiste der vergangenen Zeit:

„Franzosen, Franzosen,
Ihr seid gescheite Leut';
Ihr laßt euch einfach kriegen
Und aus ist aller Streit.
Im Festungsloch bei Bier, Tabak,
Das ist von besserem Geschmack,
Als trotz dem Chassepot
Schläg' auf den Pipapoh,
Schläg' auf den Pipapoh,
Hurra, hurra!
Schläg' auf den Pi—pa—poh! . . ."

An 600 Gefangene und wer weiß wieviel sonstiger Kram, das war das materielle Ergebnis der am 27. Oktober stattgefundenen Rekognoszierungen. Und das ideelle?

Garibaldi hatte sich nicht gerührt, er war also noch nicht schlagfertig. Aber vor unserer Front im Westen waren unzweifelhaft große und kampflustige Streitkräfte des Feindes vorhanden. Und das konnte uns nur recht sein. War doch damit eine festere Umgrenzung der ferneren Aufgaben des Korps gegeben: sie konzentrierten sich auf eine Schlacht. Schon am kommenden Tage glaubte man derselben entgegensehen zu dürfen, denn die Bewegungen des Gegners am 27. waren offensiver Natur gewesen, er mußte sich also stark genug fühlen zum geschlossenen Gefecht. Noch am 27. gab Werder die hierauf bezüglichen Dispositionen. Der Kampf sollte vornehmlich von den 3 badischen Brigaden ausgefochten werden dergestalt, daß unter Versagen des linken Flügels durch ein Vorgehen mit dem rechten der Feind an die Saône gedrängt wurde.

Der 28. Oktober kam, die Truppen setzten sich in Marsch nach den angewiesenen Stellungen, aber — der Feind kam nicht. Er kam nicht und man fand ihn auch nicht. Die Armee der Côte d'Or, wie sich die französischen Neuformationen nach dem westlich Dijon vorbei-

streichenden Gebirgszug benannt, war schon durch die kleinen Rekognoszierungsgefechte am 27. auseinandergesprengt worden. Kaum glaublich, aber wahr. Und so schade es um die verfehlte Schlacht war, tröstlich war doch andrerseits die Erkenntnis, daß die als so furchtbar verschrieenen Volksheere der Franzosen schließlich nichts weiter waren als Sammlungen von Taugenichtsen. Wie wäre sonst eine so sinnlose Deroute heute und gestern möglich gewesen?! Wie hätte sonst der Vormarsch in Feindes Land überhaupt so leichtlich stattfinden können?! So konnte man hoffen, auch fernerhin mit dem rebellischen Volke Frankreichs ohne allzu große Verluste fertig zu werden.

Am Abend des 28. stand das Korps im allgemeinen an der Vingeanne. Das nächstliegende wäre gewesen, die seit dem 24. innegehaltene Marschrichtung nach Westen bis an die Côte d'Or und darüber hinaus zu verlängern. So hätte man den ursprünglichen Intentionen des großen Hauptquartiers entsprochen, die uns bekanntlich auf Chatillon sur Seine dirigierten, so hätte man auch die Gunst des Augenblicks bestens ausgenutzt, die uns den letzten schlagfertigen Körper des Feindes eben aus dem Wege geräumt. Beim General-Kommando wurde dafür und dagegen gestimmt. Auch dagegen, denn ein Risiko war es immerhin, drei wohlverwahrte Festungen, Besançon, Auxonne, Langres, eine fast fertige Armee: diejenige Garibaldis, und eine sich retablierende: diejenige Cambriels', hinter sich zu lassen. Schließlich siegte aber das „Dafür". Denn so leichten Kaufs wie jetzt würde man kaum jemals wieder Dijon in die Hände bekommen. Nur noch ein geringer Bruchteil der Côte d'Or-Armee war ja zu seiner Verteidigung vorhanden. Am 29. sollte also der Marsch beginnen, am 30. Dijon bei guter Tageszeit genommen werden.

Aber auch der 29. Oktober brachte eine Enttäuschung, oder eigentlich deren zwei. Und die erste hatte gar so lange Beine, daß sie schon in der Nacht zum 29. unser General-Kommando erreichte, und zwar in Gestalt eines Feldjägers aus dem Großen Hauptquartier. Der brachte nämlich völlig neue Direktiven für das Korps, die mit dessen allgemeiner Bestimmung auch seine besonderen Dispositionen durchgreifend wandelten.

Ehe wir uns dieser neuen Bestimmung und all ihren Konsequenzen zuwenden, sei zu Nutz und Frommen der Vergeßlichen und Unaufmerksamen, aber auch zum Ergötzen der strategischen Tüftler ein Blick über die Achselklappen geworfen rückwärts auf das bisher Geleistete.

Wir stehen an der Vingeanne, wir standen vor Straßburg: wie sind wir aus dem Elsaß nach Burgund gekommen?

Am 2. Oktober hatte die Avantgarde, am 5. das Gros des 14. Korps die Gefilde der linksrheinischen Alamannen verlassen. Am 9. hatte es in seiner Gesamtheit am Westfuße der Vogesen gestanden. Durch das Gefecht bei Nompatelize am 6. Oktober waren dem Gros die westlichen Gebirgspässe geöffnet, war zugleich der neugebildeten Vogesenarmee unter General Cambriels der Todesstoß versetzt worden. Ein zehntägiger Marsch (9.—19. Okt.) hatte das Korps durch die westlichen Ausläufer der Vogesen nach Vesoul, an die Saône, geführt. Aus südwestlicher Richtung war es dort in direkt südliche gefallen, um den Rest der Armee Cambriels' an die Mauern der Festung Besançon, d. h. sich aus der Flanke zu drücken. Durch das Gefecht am Ognon, am 22. Oktober, war das geschehen. Das Korps war hiermit frei geworden für einen Gewaltstoß nach Westen mitten hinein in den Werdeprozeß neuer französi-

scher Volksheere. Am 24. schon war die Saône wieder erreicht, am 26. das ganze Korps bei Gray konzentriert worden, am 27. hatten starke Rekognoszierungen bis an die Vingeanne Fühlung mit dem zu bekämpfenden Feinde gebracht. Aber die am 28. erwartete Schlacht geschah nicht. Die Côte d'Or-Armee war schon durch die schwachen Avantgardenstöße des Korps zersprengt worden. Der Plan eines Nachstoßes bis an den Fuß der Côte d'Or schloß diese Spirale strategischer Gedanken, deren Linie von Straßburg über Epinal, Vesoul, Besançon bis Dijon führt. An 1400 Gefangene hatte der Feind verloren, noch viel bedeutender war sein Verlust an Toten und Verwundeten. Das 14. Korps hatte dagegen nur etwas über 700 Mann eingebüßt. Die Departements Vosges und Haute Saône waren entwaffnet und durch Besitznahme Neuorganisationen entzogen worden. Zwei feindliche Heere waren im Werden zertrümmert worden. Bis Südfrankreich hatten sich die Schrecken des Kriegs und damit die Furcht vor demselben verbreitet. Land, Menschen und Mut waren ferneren Heeresbildungen der Franzosen vorweg genommen. Und das 14. Korps, das dies alles vollbracht, war fast vollzählig wie am ersten Tage seiner Aktion, aber kriegstüchtiger denn je zuvor.

Wer rückwärtsschauend große Thaten mißt, wird kraftbewußt zu *größern* Thaten schreiten. Also — mutig voran!

Zurück und doch nicht zurück!

„Mutig voran!" Das sagten die 5er auch, als sie am 29. in Talmay nicht nur einen Keller, sondern auch Wein darin entdeckten, und zwar 40 dickbauchige Fässer in

4 höchst arithmetischen Reihen. Das sagte der Tritschler auch, als er für ein gestohlenes Riesenkarnickel die Zwergsumme von 69 Pfennigen an den ihn dabei ertappenden Feldgendarmen zahlen mußte. Das sagte aber Werder nicht, als er die neuen Direktiven überflogen, überlesen, überdacht hatte. Da sagte er:

„Zurück!"

Denn groß und breit stand dort zu lesen, daß Metz auf dem Punkte war zu kapitulieren. „Hoho! was geht uns das an?" hör' ich einige Besserwisser brummeln. Nur zufrieden, werd's Euch noch bis in's Detail beweisen, daß es Euch angeht. Zuerst eine kleine Begutachtung dieses gewaltigen Falls.

Also Metz war unser. (Denn die vom 23. datierten Direktiven wußten ja nicht, daß sie erst am 29., also zwei Tage nach wirklich vollzogener Kapitulation, bei uns einlaufen würden.) Metz gefallen! Hahaha! Wer hätte wohl dem runzligen Weibe zugetraut, daß es noch auf seine alten Tage den Galan wechseln würde? Der seitherige Liebhaber gewiß nicht. Schon anno 1648 hatte sich der Franzos in der Gunst der unsoliden Dame festgesetzt, 222 Jahre lang hatte er alle Annehmlichkeiten derselben genossen; selbst im geschichtlichen Sinne war die diamantene Hochzeit der beiden längst gefeiert. Aber da kam der stattliche Freier von Osten, und so strahlend war sein Angesicht, so prächtig sein Waffengewand, daß Madame alle guten Vorsätze vergaß und ihm einen Ergebungsknix bis auf die Sohlen ihrer Laufgräben machte. Ja so tief war ihr gewährendes Verbeugen, daß 3 Marschälle (darunter der Erz-Marschall Bazáine), 6000 Offiziere, 173000 Soldaten, über 600 Feld- und gegen 900 Festungsgeschütze aus ihrem Schoße in unsere anbetungserhobenen Hände fielen. Brav gemacht, alte Wetterfahne,

den welschen Sündergreis zum Abschied noch um ein so erkleckliches Sümmchen zu prellen!

Metz ist unser. Und uns wird dabei ebenso wohl um's Herze, als es den Franzosen in allen Fingern juckt, sich selber hinter die langen Eselsohren zu schlagen. Ihr vorletzter Rettungsanker ist ja nun aus dem grünen Hoffnungsgrunde gerissen. Nur noch einen letzten haben sie: Paris. Reißt auch dieser, dann ist es um das gewaltige Schiff geschehen, das die Millionen ihrer Sieges-, ihrer Revanchegedanken birgt. Wilder schon schleudert es der Kriegssturm hin und her an diesem einzigen Ankertau. Und Prinz Friedrich Karl droht zu dem schrecklichen Taucher zu werden, der es kappt zu gänzlichem Verderben. Denn seine II. Armee ist nunmehr frei geworden für den Feldkrieg. Sie wird all die welschen Volksheere schlagen, die sich zum Entsatze des berannten Paris gebildet haben und bilden. Und dann muß das Seine-Babel rettungslos in den Eisenarmen der deutschen Umlagerer ersticken. Bereits sind die Ordres für den Westmarsch der Eroberer von Metz gegeben. An der Loire soll die II. Armee ein neues Feld der gloire, des Ruhmes finden. Und bei diesem Zuge nach Westen soll das 14. Korps die Deckung der linken Flanke besorgen.

„Spiritus, merkst du was?" Da haben wir den Urgrund des Werderschen „Zurück!" Denn wie anders kann er den Vormarsch der Armee des Prinzen Friedrich Karl decken, als indem er sein Korps von Belfort nach Westen hin auseinanderzieht?! Weiter aber als bis Vesoul wird das schwache Heer sich nicht strecken dürfen, wenn es nicht riskieren will, durchbrochen zu werden.

Also „zurück!" Dijon aufgegeben, Burgund aufgegeben und kümmerlich gelebt von der Erinnerung an die stolzen Tage des steten „Voran!"

Aber ehe Werder seinen kampflustigen Truppen dieses freudlose Umkehren zumutete, gewährte er ihnen einen letzten Festtag in der fetten Ebene Burgunds. Am 29., verfügte sein Korpsbefehl, sollen die 14er ruhen. Und so bestand ihre ganze Thätigkeit an diesem Tage in Essen, Trinken Faulenzen und — Kannegießern. Denn ein so ungeheuerlicher Wandel zum Schlechten war doch nur zu verdauen, wenn er zuvor gehörig durchgekaut worden.

„Weisch", sagte der Hümpele zum Bibbes, seinem Freund und Quartiergenossen, mit dem er auf Wache stand, „weisch, des g'fallt mer nit. Z'ruck im schönschte Vorwärts! Des muß sei ganz b'sonders Gründle habe. Was meinsch, sollt nit vielleicht der Garibaldi, des ital'sche Vieh, sich in Dôle e Wichsschächtle g'liehe habe, um das mer'n jetzt bringe solle?" — „Mach' kei G'spaß, des isch e ernste Sach!" entgegnete der Bibbes. „'s isch mer im Traum erschiene un dann isch's wohr." — „Was isch D'r erschiene un was isch wohr?" — „Daß es Friede giebt. Jo, jo, Friede hen se g'macht. Un mer solle jetzt naus, 'vor se'n wieder breche." — „Was sagsch, was? Aber nai, dann solle mer grad do bliebe, dermit sie 'n halte. Ueberhaupt wenn's Friede giebt, gehn mer z' leid nit; derno müsse mer erscht die Kontribution verzehre." — „Jo was weisch denn Du?! Kontribution des isch Geld un nit Knackwürscht un Schweinswädele. I sag', 's giebt Friede un mer müsse naus, weil's Friede giebt." — „Un i sag, i blieb, un wenn i so e welsches Wiebsbild hierote müßt." — „Du Kaib Du, un die Luis, die de d'heim sitze hesch?!" — „Sitze soll se bis zum jüngschte Tag, un i gang nit . . . . . ." — „Raus!!" . . . . Vorüber sprengt Werder mit seinem Stab. Er schaut vergnügt drein, als ob er ein Vorwärts! zwischen den Zähnen hätte. — „'s het ebbs Neu's gebe!" murmelt

der Hümpele beim Zusammensetzen der Gewehre, und treuherzig reicht er dem Bibbes die Hand: „I gang, 's möcht sunsch e Weiberkrieg gebe, un den, weisch, den verlebe mer nit."

Aber weder Hümpele noch Bibbes hätten sich ereifern brauchen. Es ging doch nicht zurück. Und das war das Neue, was der Hümpele richtig aus dem Gesicht seines Feldherrn gelesen. In der That, Werder hatte ein Vorwärts! zwischen den Zähnen. Rittmeister Stehberger von den 3. Dragonern hatte auf einem schneidigen Rekognoszierungsritt soeben festgestellt, daß Dijon weder verbarrikadiert noch besetzt sei. Und diesen Vorteil wollte, konnte Werder sich nicht entgehen lassen. Er beschloß Dijon unverzüglich zu nehmen.

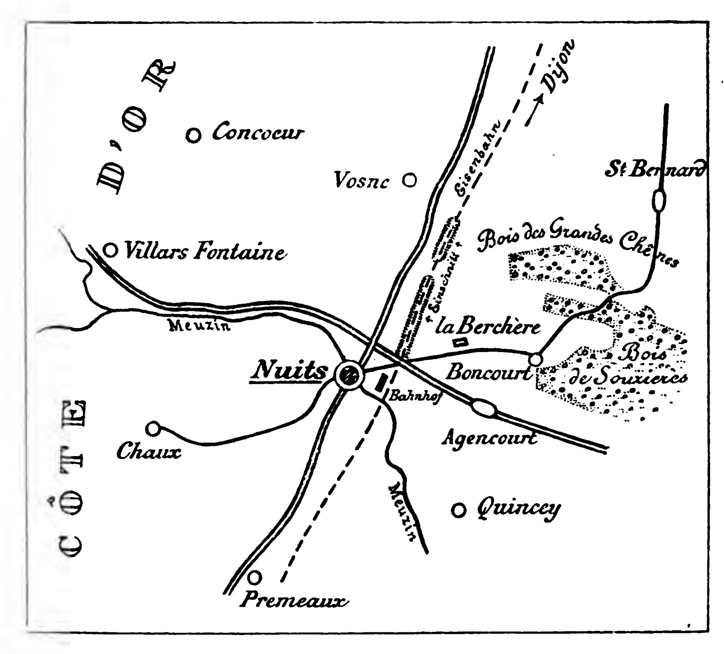
Dem Leibregiment samt Zubehör, d. h. der Brigade Prinz Wilhelm fiel die Ehre dieses preisgekrönten Vormarsches nach Westen zu. Brigade Keller sollte sie sekundieren. Nur die Preußen und Brigade Degenfeld wurden beim Rückmarsch auf Vesoul belassen. Am 30. Oktober in aller Frühe sollte das Experiment beginnen.

Und wir? Rechts oder links? Drei Knöpfe nur hat unsere Weste, wir kommen also stets auf den Anfang zurück. Aber nur einen Hosenboden haben die Franzosen und der sitzt augenblicklich im Westen. Also, in drei Teufels Namen, vorwärts auf

Dijon.

Das war mal ein schneller Entschluß gewesen! Aber die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen, das heißt ja eben genial Krieg führen. Und besser hat das keiner verstanden, als unser Werder, aber besser hat das auch keiner zu wür-

digen gewußt, als Werders Korps. Und so machte es am 30. ebenso kurze Schritte nach Osten als lange nach Westen, allda der Schopf der Gelegenheit sich bereits zu haaren begann. Zu haaren? O weh! Doch warum schreien, eh' uns das Glück zwischen den Fingern zerrinnt?!



Voran auf der Straße nach Dijon marschierte das 1. Bataillon und die 11. Kompanie der Leibgrenadiere, 1 Batterie und 1 Schwadron. Und wir sind bei ihnen. „Warum sie wohl die Langbeine da vorn hingestellt?" geht's uns durch den Sinn, denn nur mühsam halten wir mit den Grenadieren Schritt. „Warum sie wohl die Langbeine da vorn hingestellt?" geht's uns noch einmal durch den Sinn, als wir die Hünengestalt des Batteriechefs,

Grafen Leiningen, an uns vorüber sprengen sehen. „'s isch nur, dermit mer in Dijon z'Nacht esse könne!" belehrt uns ein weiser Wiesenthäler. Und begreifend recken wir unsere Hinterhände aus einander, als wollten wir die Côte d'Or mit einem Schritte meistern.

Das Wetter ist vernünftig. Der blaue Himmel hat mal wieder Sehnsucht nach der Erde und blickt hier und da aus Wolkenlöchern auf uns regentrunkene Menschen. Ordentlich trocken ist uns zu Mut. Und während wir so dahinziehen, einen saftigen Ruhetag im Leibe, rechnen wir im Geiste, wie teuer wohl so eine Flasche Nuits oder Beaune dem siegreichen deutschen Soldaten zu stehen kommen möge Wie teuer? — Trabtrab! trabtrab! Potztausig, was soll das?! Im Galopp sprengt ein Spitzenreiter zurück. „Feindliche Vorposten hinter dem Norges-Bach!" Daß euch der Teufel! Hat uns der Stehberger so angeführt? Richtig, da knallt's schon zur Linken aus Couternon, und hollah! auch zur Rechten macht sich's mausig in Orgeux. Und was guckt da so martialisch in die Welt wie ein vorsintflutlicher Erdbebenrest? Eine Barrikade?! Wahrhaftig sie haben uns die Brücke über den Norges-Bach verrammelt. Drauf und dran! Euch wollen wir's Rammeln besorgen. Die 11. Kompanie stößt gegen Orgeux vor, findet es aber bereits vom Feinde verlassen. Ein Zug der 4. säubert Couternon von feindlichen Patrouillen. Die 1. Kompanie bemächtigt sich mit leichter Mühe der Barrikade.

So, der Norges-Bach wäre überschritten.

Aber unsere Lustigkeit hat einen Riß. Wie teuer, sagten wir? Es war ein Irrtum. Nicht mit Franken, mit blauen Bohnen begleichen wir die Zeche. Und siehe, wie sich unser Prophetenwort erfüllt! Auf einer Terrainwelle, dicht vor Varois, taucht ein französischer Reiter-

trupp auf. Das ist ihr Stab, der uns auskundschaftet. Und dort, was eilt dort über die Felder mit Katzensprüngen? Rothosen sind's, wohl 500 Mann, die unsere 11. Kompanie aus dem warmen Neste gescheucht hat. Auf Varois ziehen sie ab. Artillerie vor! Die sollen hüpfen wie die Heuschrecken auf der Hochzeitsreise. Rasselnd fährt die Batterie Leiningen vor, protzt ab. Krach! Bumm! Hurra! Die werden's Wiederkommen vergessen.

Varois ist unbesetzt. Desto besser. Vielleicht hat Stehberger doch recht, und die Dijonesen wollten uns nur ein bissel necken. Nur immer die Anhöhe hinauf, die uns noch von dem dicken Weinfasse trennt, und drüben . . . . Piff paff! huih! — Kreuzsakrement, haben sich die Kerle in dem Pachthof Sully-Ferme festgesetzt! Vorwärts, 1. Kompanie! hier giebt's welsche Nüsse zu knacken. Ein Zug packt den Gegner von vorn, ein zweiter in der rechten Flanke. Ein kurzes Feuergefecht auf nahe und nächste Distanz. Dann Kehrt! Marsch! Und mit einer Rückenparade entzieht sich der Feind unseren Händen.

Sully-Ferme ist gewonnen. Aber die Kunststücke werden immer schwieriger. Die Chaussee steigt langsam, aber unverdrossen. Warum auch hat uns der Schöpfer die Anhöhe über den Weg gelegt. Darüber muß nicht nur die Chaussee, darüber müssen auch wir. Und St. Apollinaire wußte sich nicht anders zu helfen, als amphitheatralisch fast bis zur Spitze des Berges emporzuklettern mit seinen vermaledeiten Steinhäusern. Das ist eine saubere Position! Und da hinein hat sich der Feind zurückgezogen. Raus damit!

Bumm! Bumm! Die Batterie Leiningen wirft einige Granaten in das Nest. Nun ist's an der Infanterie. Zwei Züge der 4. Kompanie wenden sich rechts gegen den Kamm der Anhöhe. Die 1. Kompanie greift das Dorf von Osten

an. Südlich der Chaussee geht die 2. vor, bald auch die 3., als sie die 11. im Geschwindschritt von Orgeux herannahen sieht.

Ein heftiger Schützenkampf entspinnt sich. Dann mit Hurra und schlagendem Tambour zur Attacke. In einem Anlauf werden Dorf und Anhöhe genommen. 40 Franzosen fallen in unsere Hände. In wilder Unordnung flüchtet der Feind den Hang hinauf und verschwindet hinter einer Barrikade, die uns den Höhepunkt der Chaussee querüber verkleistert.

Ein neuer Erfolg. Jetzt aber verschnaufen, nur einen Augenblick. Denn wahrlich, keine Kleinigkeit war's, dies Draufstürmen querfeldein durch den aufgeweichten Lehmboden. Aber welch ein Anblick bietet sich uns von der Anhöhe, die wir mit der 4. Kompanie erklommen haben!

Siegreich hat sich soeben die Sonne Bahn gebrochen durch die dichten Wolkenmassen. Und nun überflutet sie ein wundersames Bild. Dicht vor uns im Grunde liegt Dijon, die stolze, volkreiche Hauptstadt Burgunds. Seltsam geformte Giebel und uralte Türme, spitz und rund, recken sich über das helle Häusermeer und geben der Stadt ein fremdartiges Gepräge. Dicht dahinter erheben sich schroff die düsteren Bergkegel Talant und Fontaines. Wie dräuende Citadellen schauen sie herüber mit ihren weißen Häusern und Mauern. Und noch weiterhin, fast unmittelbar aus der fruchtbaren Ebene emporsteigend, die gewaltige Cyklopenmauer der Côte d'Or. Endlos streckt sie ihre steinernen Riesenarme nach Nord und Süd, als müsse sie den Eingang hüten zu einem irdischen Paradies. Zahlreiche Ortschaften und Fermen bedecken ihre weingesegneten Hänge, mit ihren weißen Mauern und flachen Dächern daran gemahnend, daß wir unter einem fremden Volke weilen. Es ist ein prächtiger

Anblick! Aber das Bild ist nicht starr, nicht unbeweglich. Der Mensch trägt seine wilden Leidenschaften hinein. Nun wissen wir's, daß der Schopf sich zu haaren beginnt. Denn Dijon ist wohl verteidigt. In einer plötzlichen Aufwallung des Patriotismus hat sich die Stadt zu hartnäckigstem Widerstande entschlossen. Truppen aus Auxonne, Beaune, Langres sind herbeigezogen worden. Die Nationalgarde ist unter das Gewehr getreten. Selbst die Bürgerschaft hat sich bewaffnet. Jetzt eben dampft ein Eisenbahnzug von Süden heran. Gewiß bringt er Verstärkungen. Und schon wimmelt es doch, deutlich erkennbar, in den Straßen, auf der Stadtenceinte, in den Vorstädten und weiter herauf zwischen den Villen und Fermen von Bewaffneten aller Art; ein wunderliches Gemisch von Civilkleidern und bunten Uniformen. — Wie teuer? fragten wir uns .... Der rote Traubensaft wird badisches Heldenblut kosten, vielleicht in Strömen. Aber vorwärts! Die herrliche Stadt muß unser sein, koste es, was es wolle.

Schon ist es wieder lebendig geworden im nächsten Vordergrund. Infanterie und Reiter tauchen auf hinter der Barrikade und bei der Mauer des Parks Montmusard, der sich südlich der Chaussee, senkrecht zu derselben, bis dicht an die Barrikade heranzieht. Salvenfeuer der 1. und 11. Kompanie wirft die Welschen zurück. Dann geht's von neuem zur Attacke. Ein Zug der 11. Kompanie stürmt auf die Barrikade zu und erreicht sie fast gleichzeitig mit einem Trupp französischer Soldaten. Schnellfeuer! und wie Spreu zerstäuben die Wichte. Barrikade und Parkmauer sind in unsern Händen. Und nun endlich — es ist 12 ½ Uhr mittags geworden — trifft auch die erste Unterstützung von rückwärts ein. Im Trabe werden die beiden Batterien des Gros vorgezogen. Sie protzen ab auf der Anhöhe neben

der Avantgardebatterie, und heulend sausen ihre Mordgeschosse mitten hinein in die weichenden Haufen des Feindes. Von der Infanterie aber ist jetzt fast das gesamte Leibregiment zur Stelle. Zwei Kompanien (7. 8.) übernehmen die Geschützbedeckung, zwei andere (9. 12.) wenden sich über Quétigny auf Mirande zum Schutze der linken Flanke. Die 5. und 6. rangieren sich in die Gefechtslinie ein.

Sieben Kompanien stehen jetzt in erster Reihe und mit größter Bravour gehen sie zum Angriff vor. Ein erbitterter Kampf entspinnt sich um die Häuser und Gehöfte, die über das freie Feld auf Dijon zu verstreut sind. Immer zahlreicher wird der Feind, immer heftiger seine Feuerwirkung. Das Gefecht löst sich in eine Reihe blutiger Einzelkämpfe auf. Und wiederholt geraten die schwachen Abteilungen in arge Bedrängnis. Aber schließlich Sieg überall.

1½ Züge der 1. und 3. Kompanie dringen rechts bis an die Vorstadt St. Nicolas. Die 4. Kompanie nimmt durch einen kühnen Bajonettangriff die Ferme la Maladière. 2½ Züge der 3. Kompanie in gleicher Weise la Boudronneé. Die 11. Kompanie erstürmt die Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Parks Montmusard. — Matter und matter war der Anlauf dieser Kompanie auf die stark besetzten Häuser geworden. Der Geschwindmarsch von Orgeux her und das Vorgehen in dem zähen, tiefen Boden des Parks Montmusard hatten ihre Kräfte gänzlich erschöpft. Da, im Moment der höchsten Erschlaffung, sprangen die Füsiliere Bock und Ropp vor die Linie heraus, faßten einander um die Schultern, tanzten trotz der zahlreich um sie einschlagenden Kugeln in lustigen Sprüngen durch den tiefen Kot und spotteten der Müdigkeit der anderen. Das half. Lautes Gelächter belohnte die Kraftpille und vorwärts ging's

ohne Rast und Ruhe, bis kein Franzmann mehr sein Eulengesicht auf dem stattlichen Gemäuer sonnte.

So werden bis gegen 4 Uhr sämtliche Häuser, Gärten und Mauern vor der Stadtenceinte erobert. Weiter Terrain zu gewinnen aber ist diesen Kompanien unmöglich. In eine Linie aufgelöst, ohne Zusammenhang und ohne Reserven harren sie unter dem unaufhörlich rollenden Schnellfeuer des Feindes und gegen vielfache Offensivstöße heldenmütig aus.

Anders gestalteten sich die Dinge im Süden der Chaussee. Die hier selbständig vorgehende 2. Kompanie war in den Weinkulturen südlich des Parks Montmusard auf große feindliche Uebermacht gestoßen. Sie wurde auf die Defensive zurückgeworfen, nur mit Mühe behauptete sie ihren Standpunkt. Da gegen 2 Uhr traf das 2. Regiment auf dem Gefechtsfeld ein. Sofort übernahm es die Geschützbedeckung. Und die hierdurch freigewordene 7. und 8. Kompanie warfen sich nun unverzüglich in das Gewirr der Rebgärten, den Brüdern zur Hilfe. Bald sind sie am Feind. Kurz und heftig flammt das Schnellfeuer der beiderseitigen Schützen auf. Dann geht's Mann gegen Mann. Im wütenden Handgemenge wird der Feind zurückgeschleudert, wird die 2. Kompanie entlastet. Und Hand in Hand mit jauchzendem Hurra erstürmen nun die drei Kompanien die hochgelegene Westseite des Parks Montmusard. Zwei Züge giebt hier die 7. Kompanie an das Centrum ab, wo soeben Oberst von Wechmar aus der 1., 6., 11. Kompanie einen kompakten Kern gegen größere Unternehmungen des Gegners bildet. Die übrigen 2 1/3 Kompanien setzen die Offensive fort. Aber der Feind hat sich bedeutend verstärkt. Der Angriff stockt, ja die 8. Kompanie zur äußersten Linken wird von dreifacher Uebermacht fast erdrückt. Da wird ihr unerwartet Unterstützung von links her. Es ist die 9. und

12. Kompanie, die über Quétigny auf Mirande marschiert waren. Dicht hinter diesem Ort erhalten sie Feuer und stürzen sich sofort aus der Marschkolonne mit blanker Waffe auf den Feind, denselben, der auch die 8. Kompanie bedrängt. Er wird geworfen. In vollständiger Auflösung flieht er der Stadt zu. Aber dicht an seinen Fersen heftet sich der ganze linke Flügel. Bis an die Vorstädte dringt er nach in unaufhaltsamem Vorwärts. Doch der feindliche Widerstand hat sich verzehn-, verhundertfacht. Hinter jeder Mauer, aus jedem Haus, jedem Graben, von jedem Dache prasselt den Grenadieren eine Flut von Kugeln entgegen. Und ihr Anlauf gerät ins Stocken. Ein wütendes Feuergefecht entspinnt sich auf allernächste Entfernung. Dann raffen sich die $4^1/_3$ Kompanien noch einmal zu einer äußersten und jetzt erfolgreichen Anstrengung empor. Der Eingang in die Stadt wird erzwungen.

Erst in die Gärten, dann von Barrikade zu Barrikade, von Haus zu Haus wälzt sich der Kampf dem Innern Dijons zu. Denn hier tritt ihnen die Nationalgarde der Stadt entgegen; zahlreiche nicht uniformierte Bürger haben sich ihr angeschlossen, selbst Weiber griffen in wahnwitzigem Haß zum Mordgewehr. Nicht Menschen, nicht Soldaten, Raubtiere zermalmen sich hier mit krachendem Gebiß. In das Knattern des Massenfeuers, in das Singen und Pfeifen der aus allen Richtungen sich kreuzenden und niederklatschenden Kugeln, in das Sturmläuten der Glocken mischt sich der gellende Schrei des fanatisierten Pöbels, das brausende Hurra der begeisterten Grenadiere.

Nach schwerem Kampfe gelingt es dem Zuge der 7. Kompanie sich in mehreren großen Häusern festzusetzen und sich darin zu behaupten. Ein Zug der 8. Kompanie erzwingt mit größter Bravour den Eingang in die Vorstadt

St. Michel und kämpft sich mühsam bis an die Brücke bei der Ancien Bastion vorwärts. Die beiden anderen Züge brechen sich durch die Straße von Mirande Bahn und führen die Straße St. Lazare entlang ihren Stoß bis zum Platz St. Pierre. Die 9. und 12. Kompanie, die eng vereint geblieben, nehmen hintereinander drei Barrikaden mit dem Bajonett und ersteigen, um die große Sperre an der Porte Neuve zu umgehen, von den Dächern der angebauten Häuser die Bastion der alten Stadtbefestigung. So wird der Feind Schritt für Schritt in das Innere der Stadt zurückgetrieben.

Aber Dijon ist groß. Viel Heldenmut, viel Menschenleben wird es noch die Badener kosten, eh' der letzte Franzos aus dem letzten Schlupfwinkel vertrieben. Und schon ist die Angriffskraft der Brigade Prinz Wilhelm ziemlich erschöpft. Auch vom 2. Regiment sind bereits vier Kompanien in die Gefechtslinie vorgezogen worden. Die 3. und 4. sind hinter dem linken Flügel in die Vorstadt St. Michel eingedrungen. Die 6. und 7. haben sich als äußerster rechter Flügel von Norden her an die Stadt herangekämpft. Und sehnsüchtig schweifen die Augen des Oberstkommandierenden nach Osten, ob sich denn immer noch nichts von der Brigade Keller blicken lassen will, die doch schon vor Stunden zum schleunigen Anmarsch gemahnt worden. Ihre Artillerie war schon gegen 3 Uhr auf dem Gefechtsfeld erschienen. Aber unthätig stehen ihre Geschütze neben den anderen Batterien — bei dem Handgemenge in der Stadt liefe man Gefahr, die eigenen Leute zu treffen. Infanterie, Infanterie, deren bedarf's und deren allein.

Es ist 5 Uhr geworden. Schon ist die Sonne hinter dem düstern Wall der Côte d'Or versunken und Dämmerung umflort die Augen der Kämpfenden. Da endlich treffen

die Spitzen der Brigade Keller ein. Und im Eilmarsch sieht man sich die Kolonnen ihres Gros aus Varois entwickeln. Durch Kreuzung mit der preußischen Brigade Krug ist ihre Ankunft so sehr verzögert worden. Nun aber sind sie da, 5 stattliche Bataillone, denen der mühselige Marsch nur die Ungeduld gemehrt hat, den hartnäckigen Feinden mit Kolbenstößen die trägen Füße zu lupfen.

Aber General Beyer entschließt sich nicht mehr zur Fortsetzung des Kampfes. Nicht mehr? — Es ist zu spät geworden. Die sinkende Nacht macht ein Orientieren in dem Gewirr von Straßen und Gassen gänzlich unmöglich. Jede einheitliche Leitung würde aufhören. Zersplittert in hundert Winkel und Ecken der ausgedehnten Stadt müßten die eingedrungenen Truppen sich selbst, der Gunst und Ungunst des Augenblicks überlassen bleiben. Und man kennt nicht die wahre Stärke, man kennt nur den Fanatismus des um seine Heimstätte ringenden Gegners.

So werden gegen ¼6 die Befehle zum Abbrechen des Gefechts gegeben.

In langgezogenen Tönen rufen die Hörner zum Halten und Zurückgehen. Aber so leicht ist das nicht. Zu sehr haben sich die Grenadiere da drinnen festgebissen. Nur langsam vermögen sie ihre Eisenzähne aus dem zähen, zuckenden Leibe ihres Opfers zu lösen. Und doch vollzieht sich ihr Rückzug mit geradezu mustergültiger Ruhe und Präzision. Auch nicht ein unverwundeter Gefangener bleibt in den Mauern der Stadt. Schon eine halbe Stunde später ist das gesamte Leibregiment zwischen la Boudronnée und der Straße nach Gray vereinigt.

Noch einmal ist der Kampfeseifer der Feinde bei der unerwarteten Umkehr ihrer Peiniger hell aufgeflammt. Aber das Feuer unserer Artillerie, das nunmehr in seiner ganzen

Stärke erwacht, setzt ihrem ungestümen Vorgehen ein schleuniges Ende.

Nur im Norden kommt es noch zu einem kurzen Zusammenstoße. Dort treffen die 6. und 7. Kompanie des 2. Regiments bei ihrem Rückmarsch im dunklen Thalgrunde auf ein von Langres anmarschierendes feindliches Bataillon. „Halt! Wer da?“ — „Qui vive?“ Und mit wüstem Geschrei stürzen sich die Franzosen auf die deutsche Minderzahl. Aber ein energischer Bajonettangriff wirft die Rothosen über den Haufen. Unter dem Salvenfeuer des sich schnell ralliierenden Halbbataillons zerstäuben sie in alle Winde.

Das war das letzte Aufflackern des Kampfes. Nur die drei Batterien der Brigade Prinz Wilhelm unterhalten noch einige Zeit ein langsames Feuer auf die Stadt.

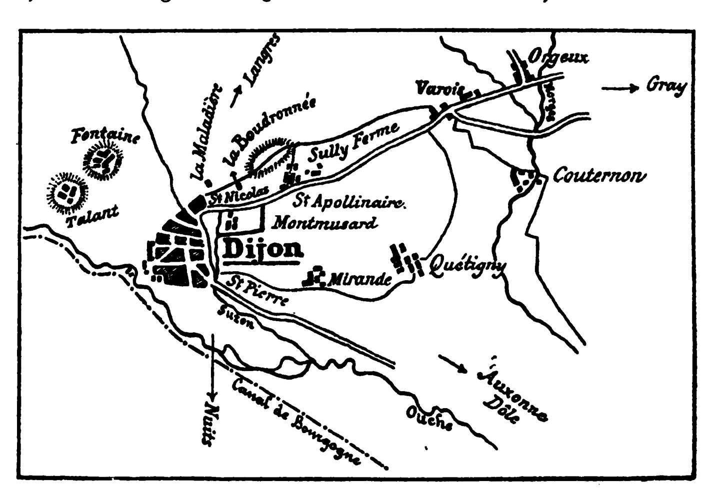
Das Gefecht ist beendet. Es hat herbe Opfer gekostet. 10 Offiziere, 258 Mann, fast der zehnte Teil der kämpfenden Truppen, decken tot oder verwundet die Walstatt. Allein auf die Leibgrenadiere, die fast den ganzen Kampf selbständig durchgefochten, entfallen davon 9 Offiziere und 172 Mann. Es ist ein Ehrentag des Regiments.

Ueber 100 Gefangene hat man gemacht. Und der Verlust an Leib und Leben ist bei den Franzosen gewiß nicht geringer als bei uns. Zählte man doch am folgenden Tage allein 208 Tote feindlicherseits.

Und doch hat das Gemetzel zu keinem wirklichen Erfolg geführt. Noch ist Dijon in französischem Besitz. Wird es sich uns am kommenden Tage so ohne weiteres ergeben? Wenn nicht — alle Vorbereitungen sind getroffen, es dann mit Gewalt dem badischen Löwen zu Füßen zu legen. Dicht vor der Stadt haben die Truppen enge Quartiere bezogen. Die Brigade Prinz Wilhelm um St. Apollinaire und Varois,

die Brigade Keller um Quétigny. Teile der letzteren zerstören noch in der Nacht die Eisenbahnen nach Lyon und Auxonne und nehmen sodann Stellung auf der Südseite der Stadt. So ist diese auch um die letzte Unterstützung betrogen. Der Gegner, der seine Kräfte verdoppelt hat, wird sie morgen allein finden.

Finstere Nacht hat sich über die Erde gebreitet. Nur in Dijon flammt es hier und da, wo unsere Brandgranaten gezündet, umheimlich auf. Und verworren klingt es herüber wie Hilfegeschrei und Geräusch Rettung schaffender Menschen. Düsteres Schweigen aber im deutschen Lager. Wo sie gingen und standen sind die Krieger zusammengesunken, sterbensmüde die einen von Eilmärschen auf grundlosen Wegen, erschöpft bis ins Mark die anderen nach einem siebenstündigen mörderischen Kampfe. Nur die Verwundeten stöhnen leise, die Biwakfeuer knistern und flackern, und die Wachen schreiten ihren eintönigen Gang in der Stille der Nacht . . .



Entree frei!

Als der Bibbes am anderen Morgen an das Erwachen streifte, da hatte er einen wundersamen Traum. Er war auf der Meß und stand da vor einer Bude, aus der Löwen, Tiger und anderes Ungetier ein gar grauenhaftes Gebrüll und Geschnauf ertönen ließen. Gern wäre er hineinmarschiert, um Herz und Auge an den schrecklichen Gebilden des Südens zu weiden, aber — er hatte kein Geld. Nicht einen Heller hatte er im Sack, das wußte er genau, denn wohl ein dutzend Mal hatten seine sehnsüchtigen Finger die Hosen-, Westen-, Jackensäcke durchwühlt ohne klingendes Ergebnis. Und immer verlockender erklang es aus der Wüstenbude, sogar Musik begann jetzt im Innern derselben zu bummern und däderädäten, und zu allem Ueberfluß sah er den Hümpele gravitätisch die hölzerne Stufenleiter zur Kasse emporklimmen, daselbst voll Selbstbewußtsein das Entree bestreiten und hinter dem Vorhang . . . .
„An die Gewehre! — Gewehr zur Hand! — Richt Euch!“
Instinktiv sprang der Bibbes in die Höhe, instinktiv griff er nach Tornister, Seitengewehr und Flinte, instinktiv schob er sich in die Reihen der Kameraden. Tiefe Stille war auf das rasselnde Durcheinander gefolgt. Sinnend schritt der Feldwebel vor der Front auf und ab.

„Kerls! Hääm! Kerls! Dijon hat heut Nacht kapituliert. Um 3 3/4 Uhr haben Abgeordnete der Bürgerschaft S. Excellenz in Varois das Nest übergeben. Der Feind drinnen ist heidi über die Berge. Dijon ist unser. Noch heute rücken wir ein. Häääm! — Ihr werdet Euch menschlich gegen die Einwohner betragen, ein Hundsfott, wer friedliche Bürger malträtiert. Für gute Quartiere und Ver-

pflegung wird gesorgt. Ihr sollt gute Tage haben, bis, bis uns Werder weiterleuchtet. Eßt Pfefferkuchen, sauft Burgunder, aber laßt die Mädels in Ruh, häm! Die Mädels, verstanden? Wem sie die Visasch verkratzen, marschiert ins Loch; merkt's Euch! Im übrigen ein Hurra dem siegreichen Gefecht von gestern und S. Excellenz, dem Generallieutenant von Beyer, der uns dazu verholfen."

Hurra! Hurra! Hurra!

„Weggetreten!" Und wie ein surrender Bienenschwarm löst sich der starre Wall der Grenadiere. Der Bibbes aber fällt dem Hümpele in die Arme und lacht dem Erstaunten ins Gesicht: „Jeses, bischt au hier un nit 'nein kumme ins Löwehaus?! Aber nach Dijon, weisch, do geh mer z'samme, do isch 's Entree frei!" —

Erst gegen Mittag erfolgte der Einmarsch der ungeduldigen Soldaten. Es regnete wieder in Strömen, und man wäre im Wassernebel wirklich an der Stadt vorbeigetappt, hätte man nicht die Eingänge von gestern her noch so gut gekannt. „Das Gewehr — über! Ohne Tritt — marsch!" und von Süden und Osten trappelten die Badener der Stadtenceinte zu. Dann aber mit strammem Schritt und klingendem Spiel durch die Thore in das Häusermeer der ehrwürdigen Burgunderstadt. Dicht gedrängt stand da hoher und niederer Pöbel zu beiden Seiten der Straße. Das witzelte und lachte beim Anblick der großen und kleinen Prussiens. Doch auch manch' schmerzliches „O mon dieu!" zwängte sich über die Lippen der Patrioten.

Die Quartiere waren bald verteilt. Sie waren gut oder schlecht, je nachdem. Die einen empfing ein duftendes, dampfendes Diner mit rotem Wein und ergebenen Gesichtern, die andern eine kahle, kalte Küche mit einem altersgrauen Kater in der längst verglommenen Asche. Aber wie es

auch zunächst um den Proviant bestellt sein mochte, jedenfalls war man unter Dach und Fach. Und bald war auch in den Federn, was nicht gleich vom Anbeginn zum Wacheschinden verdammt worden. Im Ofen brummte und knisterte ein heimliches Feuer. Auf die Straße klatschte der Regen, an die Fenster pöperlte er mit zudringlichen Fingern. Wohlgefällig aber reckten sich im lang entbehrten Bett die marsch- und gefechtsmüden Glieder der badischen Soldaten. Ah! —

Lang schliefen sie und fest, die Sieger vom 30. Oktober. Erst das Frühgeläut der Kirchenglocken rief sie aus tiefsinnigen Traumbetrachtungen. Bimbam! Bimbam! Bimbimbimbim! Bimbam! Große und kleine Glocken und Glöcklein surrten, schwirrten, brummten durcheinander. Es war ja der 1. November, war „Aller Heiligen". Wie feierlich klang das! So feierlich, daß der Michel unbewußt im Bett die Hände faltete und gleich einem reuigen Sünder die Augen auf die Bettdecke senkte. Ein schallendes Gelächter rief den Gottergebenen in diese schnöde Welt zurück. Und da sah er dicht vor seinen inbrünstigen Aeugelein — einen Stiefel, dessen Sohle nach oben gekehrt war. Die Kameraden hatten ihm den vor die Nase placiert, damit er erwachend sich an der Grundlosigkeit seiner Löcher weide. Mit einem Fluche sprang der Michel aus den Federn, mit noch einem wusch er sich die Landstraße aus dem Gesicht, und mit einem dritten bedeckte er von innen die Löcher seiner künstlichen Extremitäten.

Aber Soldatenflüche wollen wenig bedeuten, sie gehören zum Handwerk so gut wie der Kuhfuß und das Käsemesser. Im Grunde war's diesen und anderen Micheln der zwei badischen Brigaden an Aller Heiligen Morgen recht wohl ums Herz. Und ihre gute Laune fand während des Tages auch nun Gelegenheit sich noch zu bessern. Denn die dienst-

freien durften in Muße die Stadt besehen, und die war sehenswert genug.

Ja sehenswert war Dijon. Schon zur Römerzeit galt Divio, wie es damals hieß, als ansehnliche Stadt. Im Mittelalter nahm seine Bedeutung ständig zu. Als Residenz der mächtigen Herzoge von Burgund erreichte es den Höhepunkt seines Glanzes. Die alles gleichmachende Neuzeit hatte ihm zwar viel von seiner Größe genommen, aber noch immer zeugten die Reste der Stadtbefestigung, die prächtigen Kirchen, der stolze Herzogspalast von seiner einstigen Macht. Und wie ehedem floß der Handel, nunmehr auf eisernen Schienenwegen hier zusammen. Im Canal de Bourgogne war sogar eine neue silberne Verkehrsader erstanden. Und die Industrie hatte ein übriges gethan, der Stadt ihren verlorenen politischen Einfluß durch einen mehr socialen zu ersetzen. In ihrer ganzen Herrlichkeit aber prangte immer noch rings um die Mauern Dijons die Natur. Gegen Westen das rauhe, phantastische Bergland der Côte d'Or, gegen Osten, Süden, Norden die üppige Ebene Burgunds. Rebenpracht überall, an den Hängen des Gebirges wie auf den schweren Triften des Flachlands. Es war, als ob sich die Gottheiten des Genusses und der Fruchtbarkeit hier ein gemeinsames Eden errichtet.

Und in alledem durften die badischen Soldaten schwelgen. Ob sie das thaten! Ich glaube, es war keiner so dumm, am warmen Ofen zu frieren. Natürlich gingen die materiellen Genüsse voran. Die Umgegend genoß man ja beim Patrouillendienst und die schönen Kirchen — zu Hause. Die Leibesbedürfnisse fanden aber auch überall das beste Entgegenkommen. Ganz garnisonmäßig wurde täglich das Essen gefaßt, und zwar reichlich. An 20 deutsche Fleischer arbeiteten allein im Schlachthaus. Noch dampfend kam das

frische Fleisch den Hungrigen zu Händen. Nur für Brot hatte der einzelne selbst zu sorgen und für den Wein, insofern er den reglementsmäßigen Durst übertraf. Und diese kleinen Besorgungen übernahmen die Krieger gerne. Kamen sie doch auf diese Weise in Kneipen, die sie sonst vielleicht nur von außen angesehen. An Geld mangelte es ihnen gottseidank nicht; auf den langen, rastlosen Märschen hatte es sich zusammengeläppert und dazu kamen jetzt noch die häuslichen Liebeszeichen. Was ist in Dijon getrunken worden! Wenn Spatzen so alt würden, sie wüßten noch heut ein Lied davon zu singen; denn allen Eingeborenen standen ob des deutschen Durstes Haare und Federn zu Berge. Aber nicht nur dem Wein thaten unsere Leute alle mögliche Ehre, sie nahmen auch alle anderen Leibesgenüsse Dijons gnädigst in ihr tägliches Programm auf. Da waren an erster Stelle die weltberühmten Pfefferkuchen. Da war an zweiter Stelle der nicht weniger berühmte Cassis, d. h. Maulbeersaft, ein starkes geistiges Getränk, das mit Wasser vermischt getrunken wird. Da war endlich der Dijoner Moutarde, Mostrich oder Senf zu deutsch, der zu immer neuen Tafelfreuden reizte. Wie schmeckte nach all' diesen inneren Erlebnissen abends die Pfeife im warmen Quartier inmitten schwanklustiger Kameraden? Und da wurden denn auch Witze aufgetischt, wie sie nur ein Soldatenohr vertragen kann, das an Schlachtendonner gewöhnt ist.

„Wißt Ihr auch schon, daß ich jetzt perfekt Französisch kann?“ knüpfte der X aus Y, Dragoner und Wichser von Beruf, einen neuen Faden an die Unterhaltung. Allgemeines Gelächter und Hohngeschrei. „So, dann will ich's Euch beweisen. Wie würdest du z. B. ein Huhn verlangen, wenn es dich oder deinen Vorgesetzten danach gelüsten sollte?“ — „Ich würd's einfach stehlen ohne große Rederei!“ erwiderte

der also Angeredete. „Stehlen, ja, weil du nix Französisches weißt. Ich aber flattere mit den Armen und schreie auf französisch ‚kikeriki!‘ dann krieg ich's ohne Diebstahl.“ Ein brausendes Gelächter füllte die nächste Minute. „Ja und Eier machen mir nicht einen Deut mehr Mühe.“ „Legst sie selber,“ unterbrach ihn sein derbes Gegenüber. „Ganz und gar nicht, ich schreie wieder auf französisch ‚gakgakgak!‘ wobei ich mir ein Bündel Heu wie ein Nest unter die Hosen halte.“ Eine noch gewaltigere Lachsalve verschlang des Sprechers letzte Worte. Aber ohne sich einschüchtern zu lassen: „Und ein Pferd krieg ich alleweil beim Bauern, wenn ich hinterrücks an seine Hofthür stampfe, aus vollem Halse wiehere und französisch schreie: ‚hoppeldihopp!‘“ Jetzt kannte der Jubel gar keine Grenzen mehr, der Sprachheld wurde auf das eben angestochene Burgunderfaß gehoben und unter allgemeinem Freudengeheul zum Dolmetscher a. D. der ganzen Korporalschaft ernannt.

Aber nicht nur die Pfeife und die Unterhaltung mundeten nach so kräftigen Dejeuners, Diners, Soupers und Kneipen, vor allem schmeckte wieder die soldatische Arbeit. Womit nicht gesagt sein soll, daß man ihr letzthin aus dem Wege gegangen wäre. Aber es giebt doch gewisse kriegerische Verpflichtungen, deren man sich auf dem Marsche und in Gefechtszeiten kurzer Hand entledigt, weil sie von langer Hand vorbereitet sein müssen. Es ist das alles, was zur Reinlichkeit der Montur, Armatur und schließlich auch des Körpers gehört. Unterwegs findet man zu solchen Aeußerlichkeiten einfach keine Zeit. Und das strenge Auge der Vorgesetzten sieht da auch gern über kleine Mängel derart hinweg, wenn der „Mann“ nur schlagfertig ist. Ganz anders im Quartier, besonders wenn es, wie hier in Dijon, einige Zeit ständig ist. Da wird nicht nur das Essen wieder gar-

nisonmäßig gefaßt, da tritt auch der Kasernentrill wieder in seine Rechte. Die Soldaten, die ja nichts weiter zu thun haben, sind auch ganz einverstanden damit. Und vor allem mußte das in Dijon der Fall sein, wo die Augen der Stadtschönen mit dem strengen Blick der Kompaniemutter wetteiferten.

So wurde in den Mußestunden, die nicht den Göttern der Speisen und Getränke geweiht waren, genäht, gewaschen, geklopft, gebürstet, daß es auch einen steinharten Schmutzfink hätte rühren müssen. Und die Dijonesen halfen mit, wenigstens die kleinen unter denselben. Es waren das die Stiefelwichser, die an jeder Straßenecke einen offenen Laden hielten und nun mit einer wahren Wut über das glanzbedürftige Lederzeug unserer Helden herfielen. „Nix de wix, nix de wix, nix stiefledi wix?“ gellte es aus zahllosen Bubenkehlen den badischen Müßiggängern entgegen, und die kleinen Kerle ließen nicht ehe Ruhe, als bis irgend etwas Ochsen- oder Kälberfelliges ihrer Geschicklichkeit überantwortet worden. Ich glaube, sie hätten selbst die großen Trommeln gewichst, wenn sie nicht die martialischen Beckenschläger gefürchtet hätten. Daß aber die Soldaten von diesem Entgegenkommen der halbwüchsigen Erbfeinde auch gehörig Gebrauch machten, dafür sorgten zahlreiche Appelle zu allen möglichen Tageszeiten. Und so dauerte es nicht lange, da strahlten die Uniformen, die Gewehre, die Geschütze, da wieherten selbst die Streitgäule im Vollgefühl eines fleckenlosen Daseins.

Und zu all diesem inneren und äußeren Glanze bescherte der Himmel noch eine Reihe der schönsten Herbsttage, die man auch alle gemütlich durchkosten konnte, da man in Dijon sozusagen — auf dem Pfropfen saß.

Was? Pfropfen? Und das wäre das ganze strategische

Ergebnis dieser großen Expedition? Nicht das ganze. Mit Dijon hatte man eine Centralstelle für feindliche Heeresbildung in die Hand bekommen. Die Einnahme Dijons war auch ein gewaltiger moralischer Erfolg gewesen, der weit nach West- und Südfrankreich hinein seine deprimierende Wirkung äußerte. Dijon bot für künftige Unternehmen einen trefflichen Stütz- und Ausgangspunkt. Dijon war schließlich auch eine Speisekammer, die nicht von heut auf morgen leer zu schmausen war. Aber auf dem Pfropfen saß man dennoch, da man bei der geringen Truppenzahl unmöglich weiter greifen konnte.

Das 14. Korps, in einer Stärke von etwa 21,000 Mann mit 72 Geschützen, hatte die 12 Meilen lange Linie Dijon-Vesoul zu halten und dazu rückwärts die Verbindungen bis Epinal und Belfort zu sichern. Es mußte dabei Front machen gegen 3 Festungen, Besançon, Auxonne, Langres, mußte in Schach halten die Armee Garibaldis, die sich bei Dôle, eine Brigade Bonnet, die sich bei Chagny sammelte, und das Korps Cambriels, das der General Michel bei Besançon retablierte. Es standen ihm außer den Festungsbesatzungen Truppen in einer Stärke von 70,000 Mann mit 70 Geschützen gegenüber. Und der Haß der Bevölkerung stellte ihm obenein ungezählte Freischaren zwischen die weit auseinander gereckten Beine, die jedem kräftigen Fußtritt auswichen, um dann nur desto verbissener ihr Blutsaugerwerk zu betreiben. Fürwahr eine Fülle schwieriger Aufgaben für die kleine Zahl der Deutschen, deren Ausführung allein schon alle Ehre wert war und die doch nur — in der Defensive gipfelten. Insofern man in den gewonnenen Positionen vorerst ausharren mußte, saß man also auf dem Pfropfen. Vorerst! Aber das Ende dieses Vorerst war nicht abzusehen, da eine Unterstützung des

14. Korps nur durch die preußischen Truppen im Elsaß möglich war, diese aber noch vor die Mauern der Festung Neu-Breisach gebannt waren.

„So sitzen wir, so sitzen wir,
So sitzen wir alle Tage . . .“

hätte Werder singen können. Aber etwas Abwechslung kam doch in die Stillsitzerei durch die Ohrfeigen, die man von Zeit zu Zeit nach rechts und links austeilen mußte. Denn dank der Rührigkeit des Feindes behielt unsere gezwungene Defensive wenigstens noch einen offensiven Charakter. Und der Feind rührte sich nicht nur draußen in Kanonenschußweite, sogar mitten unter uns machte er sich heimlicherweise an unsern Bajonetten zu schaffen. In Dijon war's, wo er so keck sein Leben aufs Spiel setzte. Da begann er sein unheimliches Treiben mit etlichen Meuchelmorden an badischen Soldaten. Und gewiß hätte sich der Haß der dortigen Bevölkerung bis zur offenen Empörung entwickelt, wäre er nicht bei Zeiten scharf gezügelt worden. Das aber wurde er seitens des badischen Oberkommandos. Aufs strengste ließ dieses den Postendienst handhaben. Die Mannschaften durften nur truppweise und mit dem Gewehr ausgehen. Niemand durfte ohne besonderen Erlaubnisschein unsere Postenkette passieren. Und die Einquartierung der Truppen fand in einer Weise statt, die eine sofortige Konzentration derselben ermöglichte. Damit hatte man dem inneren Feind den Garaus gemacht.

Nicht so leicht wurde man mit dem da draußen „in Kanonenschußweite“ fertig. In der That viel näher kam er uns selten, als unsere Schlüsselbüchsen trugen, wollten ihm auch unsere Grenadiere und Musketiere hin und wieder eins auswischen, so mußten sie gar lange Beine machen. Es war eben wieder Kleinkrieg. Und besonders vom Süden

und Südosten Dijons, von Chagny und Dôle her, streckte derselbe seine mord- und raubgierigen Finger aus. Und von Tag zu Tag wurde das Franzosenpack zuversichtlicher. Sie fouragierten uns das liebe Brot und das noch liebere Fleisch vor der Nase weg, ja ließen sich schließlich sogar zu Ueberfällen unserer Vorposten herbei. So wurde der Außendienst der beiden Brigaden immer beschwerlicher und gefährlicher. Zwischen den Weinkulturen der Ebenen, in den Schluchten und Wäldern des Gebirges knallte es den ganzen Tag. Wehe der Patrouille, die sich nicht mit Vorsicht und Schläue bis an die Zähne panzerte!

Mit diesen Raufereien, deren bestes Ergebnis doch nur das eigene Leben sein konnte, war unseren Soldaten natürlich wenig gedient. Sie hielten sich nur immer etwas vom Halse, das sie selbst niemals an der Gurgel packen konnten. Und so begann trotz der Dijoner Stadtgenüsse allmählich eine gewisse Unzufriedenheit Platz zu greifen. Das Generalkommando, das ja selbst unter diesen Umständen nicht auf Rosen gebettet war, fühlte das auch heraus. Und den Verhältnissen zum Trotz entschloß es sich zu einem kräftigen Vorstoß, der, wenn er auch im Sande verlaufen mochte, doch etwas Bewegung in die trägen Geister bringen mußte. Einen guten Anknüpfungspunkt für strategische Unternehmungen gab die immer sicherer verbürgte Nachricht, daß die bei Dôle und Besançon gesammelten Streitkräfte des Feindes nach Westen abzufließen begannen. Ein kräftiger Stoß in südöstlicher Richtung würde also mitten in die Marschkolonne des Gegners treffen und diese weit nach Süden drängen, wenn nicht gar gänzlich auseinander splittern. Von diesem Gesichtspunkt aus erließ deshalb Werder am 10. November den Marschbefehl für das gesamte 14. Korps.

Prompt wurde derselbe am 11./12. November von den

einzelnen Heeresteilen ausgeführt. Die 2. Brigade und die Preußen stießen von Vesoul vor, die 1. und 3. Brigade von Dijon. In Dôle etwa sollte ihr konzentrischer Stoß die Rippen des Feindes treffen. Am 12. erreichte auch General Degenfeld Pesmes, überschritt General Beyer bei Pontailler die Saône. Und frontal ging nun die gesamte Kumpanei den Franzosen auf den Leib. Aber o jemine! man traf kaum noch die Fußsohlen des davon laufenden Franzmanns. Garibaldi und Genossen hatten sich noch rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Dôle war leer, nur ein paar zurückgebliebene Nationalgarden feuerten auf die rekognoszierenden Patrouillen. Man suchte nun wenigstens etwas von dem Erfolg der großen Expedition zu retten durch einen Anschlag auf die Festung Auxonne. Aber auch der mißlang. Das kleine Nest erwies sich als gut bewacht, vortrefflich armiert und dazu noch ziemlich unangreifbar gemacht durch die Ueberschwemmung der Saône-Wiesen. Da man mit Feldgeschützen unmöglich gegen die schwere Festungsartillerie aufkommen konnte, ließ man auch diesen Plan fahren und entschloß sich zur schleunigen Wiederbesetzung der aufgegebenen Positionen.

Wie haben die Dijonesen geguckt, als die Prussiens mit alter Arroganz wieder in ihren kaum gelüfteten Himmelbetten versanken! Und wie haben sie gespuckt, als mit den bereits bewährten Würgeengeln noch einige neue Bataillone eintrafen! Denn General Werder suchte wenigstens insofern Kapital aus der letzten großen Bewegung zu schlagen, als er fast das gesamte 14. Korps in diesen Tagen um Dijon konzentrierte. Die Kapitulation Neu-Breisachs, die am 10. November stattgefunden, ermöglichte das, denn nunmehr war auf baldige Unterstützung seitens preußischer Reservetruppen aus dem Elsaß zu rechnen.

Aber mit der Konzentration des Korps um Dijon war noch nicht, wie man meinen könnte, die Möglichkeit der weiteren Offensive nach Westen oder Süden gegeben. War die jetzt verfügbare Truppenzahl auch stark genug zu einem solchen Unternehmen, so hatte sie sich doch durch ihr Zusammenfließen im Westen um ihren festen Rückhalt im Osten gebracht. Erst wenn die preußischen Reservetruppen den Schutz der Etappenlinie übernommen, dann waren alle Hände frei für eine erdrückende Umarmung des immer frecher gewordenen Gegners.

Denn frecher in der That gebärdete er sich von Stunde zu Stunde. Und die schluchtenreiche Côte d'Or war es jetzt vor allem, aus der das Untier Kleinkrieg seine tausend und abertausend Fangarme streckte. Unsere vorgeschobenen Truppenteile kamen gar nicht mehr zur Ruhe; der Feind war überall und dank seinem vorzüglichen Spioniersystem auch meist grade da, wo wir ihn am wenigsten brauchen konnten. Ja geradezu ideal hatte der Franzmann seinen Spionendienst vervollkommnet. „Den Vorpostendienst der Franzosen versah dabei die Bevölkerung. Wie harmlose Spaziergänger: ein Knabe und dahinter ein älterer Mann, so trieben sich die Doppelposten auf Schußweite vor den deutschen Vorposten an den Berghängen und in den Reben umher, und oft versahen auch Frauen diesen Dienst. Hinter solchen Posten war von Dorf zu Dorf eine Kette von Läufern bereit gestellt, die die Meldungen von vorn rasch weiter beförderten. Es ist erstaunlich, wie prompt dieses Nachrichtensystem fungierte."

Da ist es nicht verwunderlich, daß es große und kleine Scharmützel nur so regnete. So hatten am 20. November einige Kompanien der Leibgrenadiere und 2 Geschütze der 3. leichten Batterie ein ziemlich heftiges Gefecht bei Nuits, in dessen Verlauf sie den auf den Höhen über der Stadt

postierten Feind in das Gebirge zurückwarfen. Am 22. nahmen Teile der Füsiliere des Leibregiments den Feind beim Chamboeuf am Kragen. Am gleichen Tage vereitelten das 2. Bataillon der Leibgrenadiere, eine Schwadron 2. Dragonerregiments und die 3. leichte Batterie einen Ueberfall auf Vougeot in zweistündigem siegreichem Gefecht. Auch im Norden und Nordwesten bekam man Fühlung mit dem Feind. Eine auf Sombernon detachierte Abteilung 4. Regiments hatte sich dort mit einem starken Franktireurhaufen herumzuschlagen. Selbst im Saône-Thal wollte es trotz dem Abzug der Hauptmasse des Feindes immer noch nicht geheuer werden. Am 20. November zwang das Auftreten von Franktireurbanden bei St. Jean de Losne zur Entsendung der Brigade Keller dahin, der es allerdings nach leichtem Gefecht gelang, jener Stadt Herr zu werden.

Ja leicht waren überhaupt mehr oder minder diese Gefechte alle. Aber im Verhältnis zu den jeweils disponiblen Streitkräften des 14. Korps waren sie doch aufregend genug. Und die Grausamkeit, an der es die empörte Bevölkerung unter für sie günstigen Umständen niemals fehlen ließ, drückte dem ganzen Krieg einen Stempel auf, für den der Ausdruck „blutig" kaum bezeichnend genug sein dürfte. Natürlich suchten unsere erbitterten Soldaten auch gelegentlich mal Revanche. Und so artete gar manches unserer Straf- und Requisitionskommandos zu einer bluttriefenden Metzelei aus.

Die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatz um Dijon wurden auf diese Weise immer unleidlicher. Es war Zeit, daß irgend etwas Entscheidendes geschah, das diesen Zuständen wenigstens vorläufig ein Ende machte. Und zum Glück schien die Gelegenheit hierzu nicht mehr fern, denn jeder Tag führte die 4. preußische Reservedivision, die am 12. Neu-Breisach verlassen hatte, näher an unsere Linien

heran. Wie wollte man dann den Franzosen das Fell gerben! Denn unser Generalkommando war überzeugt, es bedürfe nur einiger kräftiger Stöße auf die Konzentrationspunkte der feindlichen Soldateska, auf Chagny und Châlons im Süden oder Autun im Südwesten, um für längere Zeit vor dem ebenso hinterlistigen als feigen Gesindel Ruhe zu erhalten.

Ehe wir uns zu der von Grund auf veränderten Situation wenden, wie sie durch das endliche Eintreffen der Preußen geschaffen wurde, wollen wir einen kurzen Blick in das Kleinleben der Soldaten während dieser verrückten Zeit werfen. Ihr müßt nicht glauben, daß es da immer und überall so blutig herging. Der furor teutonicus*) blieb für den gelegentlichen Vorposten- und Patrouillendienst reserviert, im Quartier waltete die alte Gemütlichkeit ihres Amtes, ja im Gegensatz zu den äußeren Greueln machte sie sich häufig so breit, als es ihre Sitzverhältnisse nur irgend zulassen wollten.

Wenn der Zipfel aus Merdingen früh morgens in Dijon auf die Straße trat, dann fiel sein wie aller erster Blick auf — Esel. In langer Reihe standen sie, jedes Langohr einen zweirädrigen Milchkarren hinter den Waden, von den Thoren bis auf den Marktplatz. „Jah!“ rief dann der Zipfel aus Merdingen aus vollem Halse. „Jah!“ echote der nächste, der zweit-, der drittnächste Esel, und bald war die ganze Stadt ein einziges Jahgeschrei. Die Bäuerlein mochten ihre Esel noch so sehr hauen, „iah! iah!“ blieb auch deren Schmerzensgeschrei. Und nur die Lachsalven der ausgelassenen Soldaten mochten sich an Durch- und Eindringlichkeit mit den Jah-Konzerten der Eselein messen. — Wenn spät abends die Stiefel mit Bombenbogen in die finsterste

*) Deutsche Zorn.

Ecke des Quartiers geflogen waren, dann verschlang man die heimischen Briefschaften. O Jesses, was stand da alles zu lesen! Der eine sollte brav sein, der andere sich nicht erkälten, der dritte den Franzosen ja nicht zu nahe kommen, damit er nicht totgeschlagen werde. Das war ein Gelächter, untermischt mit Thränen und Seufzergeknall. Der vor den Franzosen gewarnte Rädle aber mußte Unendliches leiden. „Posten 1," kommandierte der Gefreite, „steht hinter dem Schilderhaus, kommt der Feind, schmeißt's über ihn und setzt dich drauf, bis die Ablösung euch beide in Nummer Sicher bringt." Und Kamerad Hämmerle, der allezeit übermütige, band dem schluchzenden Rädle gar den Stuhl ans Gesäß, daß er mit 6 Beinen ins Bett humpeln mußte. Wenn er nicht vorher noch einen Brief an den Schatz zu schreiben hatte, was des öfteren geschah. Dann blieb er mit Jammermiene vor dem vollen Tintenfaß und dem leeren Bogen sitzen, bis sich derselbe Hämmerle seiner erbarmte und — diktierte:

„Geliebtes Kind!

Es giebt hier viele Feinde, wiewohl wir schon manchen totgeschossen haben. Ich lebe noch, wie Du hörst, und es würde mich sehr freuen, wenn ich bis zu unserer Heirat leben bliebe. Nachher stehe ich, wie jetzt schon, in Gotteshand oder vielmehr in der Deinigen, die mich gewiß nicht fallen lassen wird. Wenn es Frieden ist, ist der Krieg und alle Angst beendet. Grüße alle Bauern, auch dem Kronenwirt seinen Knecht, der mir noch 2 Gulden schuldet und laß bald wieder etwas von Dir sehen Deinem hundemüden

Rädle."

„Die Unterhosen, die Du mir neulich geschickt, sind schon wieder zerrissen. Mit Gruß und Kuß der Obige."

„Auch das Dutzend Cigarren sind wieder alle, wiewohl ich nur eine geraucht habe, die mir der Schreiber dieses, mein lieber Stubenältester, offerierte. Wir wünschen neue."

Beim Diktat dieses letzten Satzes brach die ganze Bande in ein höllisches Gelächter aus, das nicht eher verstummte, als bis der Patrouillen-Unteroffizier donnernd an die Fensterladen schlug und die Uebermütigen mit dröhnendem Basse ans Schlafengehen gemahnte . . .

„Die Preußen sind da!" ging es am 23. November von Mund zu Munde. Und eine freudige Bewegung bemächtigte sich aller Kriegerherzen, denn nun endlich konnte es doch losgehen. Und daß es auch losgehen werde, davon durfte sich schon am gleichen Tage männiglich überzeugen. Fast zur selben Stunde, da die Spitzen der Reserve-Division Schmeling in Gray eintrafen, verfügte General Werder die enge Konzentration aller um Dijon versammelten Truppen. Jetzt, da ihm der Rücken gedeckt war, zog er seine Getreuen zu einem Hauptschlag zusammen, der schon am 25. in Chagny und Châlons auf die Häupter der Feinde fallen sollte. Aber noch ehe die Marschdirektiven für diese befreiende That ausgefertigt waren, fuhr ein Sturmwind durch die Blätter der Kriegsgeschichte und schlug ein neues Blatt auf, auf dem nicht stand ein „Vorwärts des 14. Korps", sondern

Garibaldi.

Schon mehr als einmal hat sich dieses Schmerzenskind der 70er Jahre meinen Lesern präsentiert. Wir hörten, schon zur Zeit der Ognon-Kämpfe, daß er bei Dôle sich mit der Bildung eines französischen Korps befasse. Wir hörten später, daß seiner unermüdlichen Thätigkeit diese Bil-

dung auch soweit gelungen, daß er sie mit Eilmärschen aus dem Bereich der deutschen Zündnadeln ziehen konnte. Und wenn ich später von einem Anschlag Werders auf Autun im Südwesten Dijons erzählte, so hätte ich hinzufügen sollen, daß derselbe auf das Korps Garibaldi gemünzt war, das sich in jenem Städtchen häuslich niedergelassen. In letzter Zeit hatte unser Generalkommando weniger von ihm vernommen, als von den französischen Truppenansammlungen um Chagny und Châlons sur Saône. Und deshalb war der erste befreiende Gewaltstoß nicht gegen den Abruzzenlöwen in Autun, sondern eben in jener direkt südlichen Richtung geplant worden. Jedoch Garibaldi, höchst unzufrieden mit dieser Unterschätzung seiner Fähigkeiten, beschloß, uns diesbezüglich eines besseren zu belehren, indem er — unserem Angriff zuvorkam.

Bereits seit dem 21. November bewegte er sich von Autun nordwärts. Der Ueberfall deutscher Etappentruppen in Châtillon sur Seine, der am 19. seinem braven Buben Ricciotti gelungen war, hatte den letzten Rest von Bedenken aus der Heldenbrust des Vaters gejagt. Er fühlte sich mit einemmal stark genug, den Erdenkloß aus seinen Angeln zu heben, wie viel mehr den kleinen Werder vor die Thür der Republik Frankreich zu setzen. Und so begann er hinter dem Schleier seiner weit vorgetriebenen Franktireurbanden mit 18000 Mann und 12 Geschützen den Marsch auf Dijon, der ihn schon am 24. bis auf 2½ Meilen südwestlich der Stadt näherte. Bumm! Bumm! Doch nein, so weit war er noch nicht, daß man schon in den Straßen Dijons seine Donnerbüchsen vernommen hätte, aber immerhin hatte er sich doch schon so dicht heran gemacht, daß ein geschmeidiger Expreßbote für den 25. ein Garibaldi-Diner im Burgunder Hof ansagen konnte. Donnerwetter wie fuhr das den Dijo-

nesen in die Beine! Sie waren gar nicht mehr im Hause zu halten, selbst die Weiber ließen Küche und Keller im Stich, um den Einzug des hungrigen Maccaroniheldden auf den alten Stadtwällen zu erwarten. Werder aber faltete in seinem Strategenkämmerlein die Hände und betete den alten, nur etwas modernisierten Brandenburger Spruch:

„Garibaldi, Garibaldi, hüte di;
Fangen wi di, so hangen wi di!" —

Unsere Soldaten wußten von dem Gewitter, das sich über ihren Häuptern zusammenzog, nichts. Und wenn wirklich einmal ein Franzmann in voreiliger Schadenfreude etwas von dem verabredeten Garibaldi-Diner verlauten ließ, so wurde diese grause Eröffnung mit schallendem Hohngelächter begrüßt. Daß Garibaldi näher kam, war ja möglich. Warum auch nicht? Er hatte sein großes Heer doch gewiß nicht zum Gänsestopfen gesammelt. Daß es dann zu einem Gefecht mit ihm kam, war noch möglicher, denn Werder pflegte sich Gesindel vom Leibe zu halten. Daß er aber dabei auch Hiebe bekam nach Noten, das war am allermöglichsten, sintemalen der 1. Paragraph im deutschen Kriegsgesetzbuch dem Hausherrn das Hausrecht garantiert. Raus damit, was nicht 'nein gehört! Und Garibaldi war der letzte, für den Werder in seiner derzeitigen Residenz einen Bratofen geheizt hätte. So sahen Badener und Preußen der Ankunft des großen Freischarenführers mit aller Ruhe entgegen. Sie wußten, ihr geniales Oberhaupt würde im Moment der Entscheidung schon den richtigen Gewehrgriff kommandieren.

Seltsam stach diese deutsche Ruhe von der hoffnungsfreudigen Beweglichkeit der Dijonesen ab, so seltsam, daß letztere selbst allmählich den Glauben an die Garibaldi-Mär' zu verlieren begannen. Und das vor allem, als auch der

25. November verging, ohne daß sich die kriegerische Situation irgendwie geändert hätte. Freilich, daß Garibaldi schon an gedachtem Tage seine beiden ersten Schlappen auf sein Fiasko-Konto schreiben konnte, war nicht mal gerüchtweise in die Stadt gedrungen. Denn unser Generalkommando war mit den Berichten vom Zurückweisen des feindlichen rechten Flügels bei Plombières und Corcelles les Monts nicht hausieren gegangen. Im Gegenteil, es verbarg diese Erfolge des 4. Regiments im Interesse der Ruhe Dijons und machte sich nur Wahrscheinlichkeitsnotizen über das, was daraus folgen würde. Denn trotzdem man nun den Feind ziemlich kräftig gefühlt hatte, war man doch über seine Stärke sowohl wie über seine Absichten noch völlig im unklaren. Um den Schleier des Garibaldi-Geheimnisses zu lüften, wurden deshalb für den 26. folgende Dispositionen getroffen. General Degenfeld sollte mit 3 Bataillonen, 2 Schwadronen und 1 Batterie gegen die nördlichen Teile der Côte d'Or in der Richtung auf St. Seine und St. Martin vorrücken und in Uebereinstimmung mit ihm von Corcelles les Monts und Fort Yon aus die Füsiliere Leibregiments und 4 Geschütze unter Major Betz, von Plombières aus die Füsiliere 2. Regiments mit 2 Geschützen und 1 Schwadron unter Major Wolff über Velars gegen Fleury avancieren. Stand Garibaldi wirklich komplett in der Nähe Dijons und hielt er nach den gestrigen Mißerfolgen seine Angriffstendenzen aufrecht, so mußten die ausgesandten Abteilungen mit ihm zusammenstoßen und Klarheit war geschaffen über das Wo? und Wie? der so verschrieenen südländischen Banden.

Der 26. November kam herbei wie alle Tage. Die Sonne stand auf und mit ihr die Menschen. Nur von den Dijonesen, die die ganze Nacht von Kampf und Sieg geträumt, litt es einen großen Teil schon vor Sonnenaufgang

nicht mehr im Bett. Schon nach dem ersten Hahnenschrei wichsten sie die Stiefeln und schon nach dem zweiten ließen sie ihre frostschlobbernden Beine von den alten Stadtmauern bambeln in nervöser Erwartung der großen Dinge, die da irgendwo im Westen geschehen mußten. Sie hätten im warmen Bett bleiben sollen, denn es geschah nichts, weder vor noch nach Sonnenaufgang. Selbst die schärfsten Ferngläser wußten im Westen nichts weiter zu entdecken, als hohe Berge und darüber den unendlichen Himmel. Und so blieb es am Vormittag, am Mittag, am Nachmittag. Weder rührte sich Garibaldi draußen noch der Werder drinnen. Wie alltäglich vollzog sich der Dienst unserer Wachen und Patrouillen. Wie alltäglich schniegelten und bügelten unsere Dienstfreien ihre Garderobe oder schlenderten in den Straßen herum. Wie alltäglich marschierte am Nachmittag die Wachtparade auf den Place d'Armes, um einige Stücke zum besten zu geben. Aber kaum waren die ersten Akkorde zur Freischützouvertüre erklungen, da knatterte wildes Gewehrfeuer von Westen her, Kanonen donnerten darein und helle Dampfwolken erhoben sich über fernen kampfüberfluteten Gefilden. „Garibaldi ist da!“ heulte es auf Straßen und Märkten, und zu Tausenden drängte sich die verzückte Bevölkerung auf die Wälle und an die westlichen Ausgänge der Stadt, während der dumpfe Trommelwirbel des Generalmarsches die deutschen Soldaten an die Gewehre rief.

Ist Garibaldi wirklich da? Wir werden es gleich erfahren, nur schnell angeschlossen dem 1. Bataillon der 3er und der reitenden Batterie, die soeben im Sturmschritt aus den Thoren hasten, um Vater Degenfeld beim Welschkorndreschen zu helfen.

Gefechte bei Pasques und Daix.

Wenn Garibaldi gewußt hätte, was freilich niemand vorher wissen konnte, er wäre gewiß in Italien geblieben oder wenigstens in Autun, wo ihn Werder sicherlich noch eine ganze Weile von Sieg und Ruhm hätte träumen lassen. Aber er wußte es nicht, und so schrieb er am Morgen des 26. November in sein Tagebuch:

„Heute gedenke ich zu siegen.
Garibaldi.“

Aber so vielversprechend der Tag auch begann, der Fortgang entsprach nicht ganz den Erwartungen. Schon am Vormittag erlebte sein rechter Flügel eine neue Auflage von gestern, d. h. eine Ohrfeige bis zur Bewußtlosigkeit. Er geriet in den Schußbereich der Geschütze des Major Betz und Wolff und wurde mit Glanz in das Ouche-Thal und gegen Lantenay zurückgedrückt. Etwas besser ließ es sich im Centrum an, wo Garibaldi selbst kommandierte. Etwa um 11 Uhr vormittags stieß dieses mit den Truppen Degenfelds zusammen. Auf den Höhen vor Pasques ließ Garibaldi sein Heer aufmarschieren und in vorzüglicher Ordnung, Eklaireurs vor der Front und auf den Flügeln, unter dem Schutze seiner 12 Geschütze gegen die Prussiens avancieren. Vor der Uebermacht mußten sich diese zurückziehen. Unter dem glücklichen Feuer seiner Batterie gelang es General Degenfeld ohne nennenswerte Verluste zuerst eine Defensivstellung hinter Prénois einzunehmen, dann die Höhe bei Hauteville zu erreichen. Nur langsam folgte Garibaldi auf der Straße nach Dijon gegen Darois. Und das Gefecht schien für heute beendet. Garibaldi, der ein hübsches Stückchen Terrain gewonnen, rieb sich wahrscheinlich vergnügt die Hände und sagte: „Morgen ist auch noch ein Tag!“ Und Degenfeld rüstete sich, ebenfalls im Hinblick

auf morgen, zum äußersten Widerstand in seiner vorzüglichen Verteidigungsstellung. Den Hauptteil seiner Truppen zog er bei Daix und Talant zusammen, das 1. Bataillon der 3er ließ er Hauteville besetzen und die Füsiliere desselben Regiments Vorposten auf den Höhen westlich gegen Darois beziehen.

So schien alles in vollster Harmonie, und die Nacht konnte ihren segensreichen Erdengang beginnen. Aber — man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Garibaldi rieb sich keineswegs vergnügt die Hände. Nachdem er nur Terrain, aber keinen Sieg gewonnen, schrieb er vielmehr in vollster Furie unter seine Morgennotiz: „Nun erst recht!“ Und dem entsprechend handelte er.

Noch hatten sich die Truppen Degenfelds nicht völlig in ihre neuen Stellungen gefunden, da plötzlich, gegen 6 Uhr abends, erfolgte ein letzter, furchtbarer Gewaltstoß der Garibaldianer. Ueberraschend, in tiefster Dunkelheit, bei strömendem Regen wurde er unternommen, seine Wirkung zunächst war zerschmetternd. Wie Spreu wurden die beiden ersten Kompanien der 3. Füsiliere auseinandergeweht, Major Widmann, ihr Kommandeur, fiel verwundet in die Hände des avancierenden Feindes. Aber im Nu hatte sich der Rest des Bataillons gesammelt, mit schlagendem Tambour und brausendem Hurra stürzte er sich auf die siegtrunkenen Franzosen. Auch das 1. Bataillon eilte jetzt im Laufschritt von Hauteville herbei und stellte sich quer über die Straße, rechts und links gliederten sich die Füsiliere an, und mit viergliedriger Salve wurde der anstürmende Feind zertrümmert. Es war eine schreckliche Situation. In Strömen fiel der Regen, in der ganzen Umgegend heulten die Glocken, mit den Jammerlauten der Verwundeten, die dicht vor unseren Bajonetten zusammenbrachen, mischte sich das Sturm-

geschrei der Franzosen, in das fremdartige Instrumente seltsam hineinklangen. Und immer wieder stürzten die feindlichen Haufen unter dem Absingen der Garibaldihymne aus der pechfinstern Nacht auf unsere feuerspeienden Bataillone. Bis auf 8 Schritt vor unserer Front lagen ihre Toten. Es war, als ob Garibaldi dem düsteren Schlachtengott ein Bittopfer von Männerleibern gelobt hätte. Aber alle diese heldenmütigen Angriffe zersplitterten vor den Mündungen unserer Gewehre. Und endlich zog sich der erschütterte Feind in sein geheimnisvolles Dunkel zurück. Tiefe Stille deckte den während einer Stunde so lärmend belebten Kampfplatz. Nur das Aechzen der hilflosen Verwundeten tönte noch lange schauerlich durch die schweigende Nacht.

Gewehr bei Fuß, in finsterer Ruhe hielten die Truppen Degenfelds zwischen Hautevillle und Talant, entschlossen, bis auf den letzten Mann ihren verantwortungsreichen Posten zu wahren.

Welche Aufregung aber in Dijon! Als die ersten Schüsse am Nachmittag von Prénois herübergeschallt waren, da hatte der Taumel begonnen. Als aber die Dijonesen keinerlei Zeichen von Unruhe oder gar Unordnung bei uns bemerkten, als sie selbst die Kapelle auf dem Place d'Armes ganz gemächlich weiter konzertieren sahen, wie wenn der Gefechtslärm da draußen uns gar nichts anginge, als schließlich auch der Kanonendonner vor den Thoren verstummte, da waren sie wieder gesetzt worden. Auf den Erfolg Garibaldis schien doch kein rechter Verlaß zu sein. Aber noch einmal loderten alle Leidenschaften der heißblütigen Burgunder auf, als in nächster Nähe der Stadt das tobende Nachtgefecht dröhnend erwachte. Da war Dijon anzusehen wie am Vorabend einer Revolution. Zu Tausenden wogten die Blusenmänner in den Straßen auf und ab. Und die

Fanale der Eingeweihten flammten auf in allen Vorstädten und von dort in langen, flackernden Reihen bis weit hinaus auf die öden Hänge der Côte d'Or. Man mußte sich deutscherseits auf alles gefaßt machen. Aber man war auch auf alles gefaßt. Die Truppen standen unter Gewehr, und schußfertig dräuten die Kanonen auf allen Plätzen, an allen Straßenknotenpunkten. Schleunigst wurden die Ordres für einen etwaigen Straßenkampf gegeben. Die stattlichen Gebäude der Mairie, das alte Burgunderschloß, die Reste der Stadtcidatelle wurden zu Stützpunkten der Ortsverteidigung bestimmt. Dem Maire aber wurde kategorisch die Vernichtung Dijons verkündet, falls die Bevölkerung revoltieren sollte.

Zu einem Aufstand kam es nicht. Aber während der ganzen Nacht standen die Truppen auf den Alarmplätzen, und für alle Fälle wurden die Bagagen auf den Höhen östlich St. Apollinaire gesammelt.

Was war das für eine Nacht! Es regnete fortwährend, es war kalt, und doch durften die Leute zunächst nicht untertreten, ja nicht einmal ihr Gepäck ablegen. Die Pferde zitterten vor Frost, bis auf die Haut fraß sich an den schlotternden Soldaten das kühle Naß. Und die dumpfen Stundenschläge der Turmuhren wurden wohl nie so sehr als die Hammerschläge der fühllosen Zeit empfunden, die unaufhörlich Gegenwärtiges zerbröckelt, um eine nicht minder zerbrechliche Zukunft aufzubauen. Erst gegen Morgen durften die Truppen notdürftige Unterkunft suchen in den nächst gelegenen Häusern. Auf kaltem Fußboden überfiel sie da ein kurzer, aufgeregter Schlummer, aus dem sie schon in aller Frühe der Trommelwirbel der Reveille weckte. Denn heute sollten endgültig die Würfel gerollt werden über das Schicksal Garibaldis und der Deutschen.

Schon am Abend zuvor, noch ehe man sich des letzten,

verzweifelten Gewaltstoßes der Garibaldianer versah, waren Dispositionen in diesem Sinne seitens des Generalkommandos getroffen worden. Das unerwartete Nachtgefecht hatte wenig daran geändert, denn die Aufgabe der deutschen Truppen blieb ja die gleiche, bestand nach wie vor in der Vernichtung Garibaldis. So konnten in frühester Morgenstunde die auf eine Schlacht zielenden Bewegungen des 14. Korps in gewohnter Exaktheit beginnen.

Die preußische Brigade Goltz sollte den Feind in der Front fassen, Brigade Keller, die seit dem 24. in nördlicher Richtung gegen Is sur Tille und Til Châtel aufklärte, sollte in die linke Flanke des Gegners fallen, und ein Detachement der 1. Brigade unter Oberst Renz durch einen Stoß in den Rücken der Garibaldianer deren Niederlage vollenden.

Schon um 6 Uhr morgens lösten die Preußen Brigade Degenfeld ab, welch letztere nach Abgabe ihre 3 Batterien an Goltz in das zweite Treffen rückte. Nach Austausch der Positionen blieb man vorerst stehen, um das Eintreffen Kellers in der Flanke Garibaldis zu erwarten. Um 8 Uhr war das geschehen, um 8 1/2 Uhr war Verbindung mit Keller hergestellt, und der Angriff konnte beginnen.

Ueber das Kampfgefild von gestern marschierten die preußischen Bataillone. Es war übersät mit Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Toten. Und je weiter man vorrückte, um so deutlichere Spuren von der völligen Deroute des Feindes. Sollten die gestrigen Gefechte wirklich so vernichtend für das stolze Garibaldi-Heer gewesen sein? Es schien kaum glaublich. Und doch, jeder Schritt vorwärts bestätigte es, bestätigte es schon insofern, als man keinem Schatten eines Garibaldianers begegnete. Zum mindesten hatte der Freischarenhäuptling all sein gewonnenes Terrain

wieder preisgegeben, und vielleicht gar .... „Bumm! Bumm!“ dröhnte es von der Avantgarde her in den Schatten der tiefer gelegenen Wälder, darinnen sich noch das Gros der Brigade erging. Ordonnanzen sprengten von vorn nach hinten, von hinten nach vorn. Im Galopp sauste Batterie auf Batterie an die Spitze der Brigade. Die Infanterie rangierte sich dahinter. Und es begann das zweite Gefecht bei Pasques oder Prénois, diesmal nur mit der Arrieregarde der Garibaldianer.

Der Kampf war bald entschieden. Um 11½ Uhr etwa wurde der erste Kanonenschuß bei Prénois gelöst, um 3 Uhr befand sich der Feind bereits in voller Flucht in die Schlupfwinkel der Côte d'Or. Und dieser schnelle Erfolg des deutschen Centrums war vor allem dem exakten Eingreifen des linken Flügels zu verdanken. Beim Hörbarwerden des Gefechts bei Prénois hatte Oberst Renz seinen Anmarsch beschleunigt und war nach glücklicher Ueberwindung der engen Gebirgsdefileen in Flanke und Rücken des vor Goltz retirierenden Feindes gestoßen. Dem konzentrischen Angriff der beiden deutschen Abteilungen konnten die wenigen Garibaldianer nicht widerstehen, nach kurzem Ferngefecht räumten sie Pasques und flohen in die westlichen Wälder. Allerdings versuchte ein frisch eingetroffener Franzosentrupp das Gefecht noch einmal zum Stehen zu bringen, als das feindliche Gros Pasques bereits geräumt hatte. Unerwartet fiel derselbe von Lantenay aus in die linke Flanke des Obersten Renz. Aber eine Linksschwenkung der 2. Füsiliere stellte die kühne Schar, bis auf 400 Schritt fuhr ein Zug der leichten Batterie Holtz an die feindliche Front, und unter den teilweise viergliederigen Salven der Infanterie und den Kartätschen der Artillerie brach auch dieser letzte heldenmütige Ansturm der Garibaldianer in sich zusammen.

Eine dichte Reihe von Toten und Verwundeten des Feindes bedeckte den Kampfplatz, während die Unseren fast ohne Verlust ihren Sieg errangen. Die weitere Verfolgung übernahm ein preußisches Bataillon und das 5. Regiment, das als Spitze der Brigade Keller in letzter Stunde auf dem Gefechtsfeld erschienen war. Sie säuberten die Waldungen und nahmen nach leichtem Scharmützel Lantenay und Fleury sur Ouche, wobei ihnen noch viele Gefangene in die Hände fielen.

Nur etwa 4000 Feinde hatten uns noch gegenübergestanden, der Hauptteil der Armee Garibaldis war schon in der Nacht zuvor in völliger Auflösung auf Autun zurückgegangen. Sie hatte an den beiden Tagen an 400 Tote und Verwundete und 200 Gefangene verloren. Ihre gänzliche Deroute nach diesem verhältnismäßig immerhin geringen Verlust war wohl auf Rechnung ihrer leicht zu erschütternden südländischen Natur und ihrer geringen Disziplin zu setzen. Was waren das aber auch für Truppen, die man sich gegenüber gehabt! Die Gefallenen und Gefangenen bezeugten, daß es ein Gemengsel von Vagabunden aller möglichen Nationalitäten gewesen, die nur die Hoffnung auf schnellen Erfolg und darnach auf recht üppige Beute zusammengehalten. Hier, und noch vielmehr bei der weiteren Verfolgung, bestätigten das selbst die französischen Bauern, die von der Raub- und Genußsucht dieser Vaterlandsretter Furchtbares zu leiden gehabt.

Wir aber freuten uns des leichten Erfolges. Nur 75 Mann hatte er gekostet, von denen allein 13 Tote und 39 Verwundete auf das 3. Regiment und das Nachtgefecht bei Daix entfielen. Die Truppen waren in bester Laune. Und nur daß Garibaldi selbst ihren Fingern entwischt, zwischen denen er schon rettungslos verloren geschienen, goß etwas

Essig in den Wein ihrer Siegesbegeisterung. Thatsächlich hatte ihn nämlich nur ein leicht begreiflicher Irrtum der Unseren vor persönlicher Gefangenschaft bewahrt. Während des letzten Gefechtes sah die Abteilung des Obersten Renz ein pferdebespanntes Etwas hinter einem Hügel, das man für ein feindliches Geschütz hielt. Sofort nahm es Batterie Holtz aufs Korn und schoß mit einem ausgezeichneten Treffer die ganze Bespannung zusammen. Und was war dieses geschützähnliche Etwas in Wirklichkeit? — Der Wagen Garibaldis, der wegen eines Gichtanfalles nicht zu Pferde steigen konnte. Wie man jetzt erfuhr, hatten aus Mangel an Ersatzpferden seine Anhänger das Gefährt eigenhändig in Sicherheit bringen müssen. Wie leicht hätten sich also die Unseren des alten Unruhstifters versichern können! Aber sie wußten eben nicht, welche Kostbarkeit sie mit geschickter Hand um ihre Bewegungsfaktoren gebracht hatten. Und so mußten sich die Nachsichtigen mit dem Nachsehen zufrieden geben; dafür aber erklang nur um so trotziger ihr nagelneuestes Spottlied, als sie spät abends durch Dreck und Regenwetter in ihre Quartiere stampften:

„Garibaldi, Garibaldi,
Geh' ham zu deiner Aldi!"

Garibaldi zum anderen Mal.

Am Abend des 27. November schien Garibaldi erledigt. Und unsere Soldaten waren so müde von den letzten Strapazen, daß sie nicht einmal mehr von ihm träumten. Aber als der 28. November in die Fenster guckte, da stand der Räuberhauptmann schon wieder vor der Thüre, d. h. nicht er selber, sondern sein martialischer Schatten, was aber

schließlich dasselbe bedeuten wollte. Denn unter Garibaldis Schatten haben wir nicht mehr und nicht minder zu verstehen, als die Befürchtung seiner Rückkehr. „Befürchtung? Aber was könnten wir denn Besseres wünschen?! Dann erhielte er zum zweitenmal Schläge und damit pasta!" Allerdings, Schläge würde er gewiß auch dann wieder erhalten. Aber Schläge austeilen erfordert Zeit und Kraft und Menschenblut, und von diesen drei Ingredienzien des Sieges haben wir gerade nur so viel übrig, als nötig ist, uns die Genossen Garibaldis vom Leibe zu halten, die in Chagny, Auxonne, Langres und Gott weiß wo sonst noch ihre verderblichen Fäden spinnen. „Aber immerhin ist es doch nur eine Befürchtung!" Gewiß! Und wir müssen sogar gestehen, daß die am 28. unternommenen Rekognoszierungen eher geeignet waren, diese Befürchtung zu entkräften. Denn sie stellten fest, daß der Rückzug Garibaldis auf Autun ein vollständiger war. Allein — der kluge Mann baut vor. Und niemals wird sich uns eine bessere Gelegenheit bieten, den Alten endgültig aus dem Wege zu schaffen, als jetzt, wo er schon halbwegs im Jenseits ist. Also — ehe er wieder zu Kräften kommt — vorwärts! ihm nachgesetzt, ihn gepackt an der schon halb verschmachteten Gurgel, ein letzter Aufschrei und — Garibaldi hat geendet. Wir aber können uns mit voller Kraft den andern Gegnern zuwenden, die Frankreich uns so unermüdlich vor die Schwerter stellt.

Die Aufgabe der gänzlichen Vernichtung Garibaldis fiel der Brigade Keller zu. Sie hatte zu den Erfolgen des 26./27. November am wenigsten beitragen dürfen, von ihr also war die größte Freudigkeit der That zu erwarten. Und in dieser Erwartung täuschte sich Werder nicht.

Am 29. November, 11½ Uhr vormittags, trat die Brigade von Pasques aus ihren Vormarsch an. Voran

als Avantgarde das 1. Bataillon der 5er, eine Schwadron und 1 Batterie. Hinterdrein als Gros der Rest des 5. Regiments, 2 Bataillone des 6., das 3. Dragonerregiment und 2 Batterien. Als linke Flankendeckung der Marschkolonne fanden des weiteren 2 Bataillone der Leibgrenadiere unter Oberst Wechmar Verwendung.

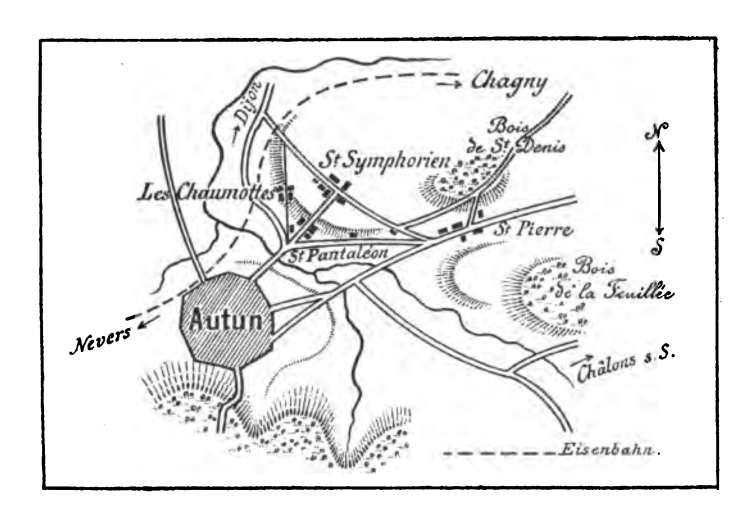
Nach leichtem Avantgardenscharmützel westlich Pont de Pany wurde in später Nacht das hochgelegene Sombernon erreicht. Hier bezog die Brigade enge Alarmquartiere. Auch am folgenden Tage vollzog sich der Vormarsch ohne größere Behelligung. Nur einige Wegabgrabungen und etliche verlassene Schanzen stellten sich als tote Hindernisse entgegen. Die Landesbewohner waren äußerst freundlich. Sie begrüßten uns fast als Erlöser. Ihr Mund bestätigte, was wir bereits vermuteten, daß die Garibaldianer nur Gesindel waren, das dem offenen Land durch seine Raubgier mehr schadete, als es Frankreich durch seine Kriegstüchtigkeit nützte. An augenscheinlichen Beweisen ihrer brutalen Lebensart fehlte es nicht. Unter dem Federvieh ihrer Schutzbefohlenen hatten sie z. B. reine Massenschlächtereien veranstaltet. Und wie Indianer auf dem Kriegspfad hatten sie die Federn der geraubten Hühner, Gänse und Enten ihre ganze Rückzugslinie entlang gestreut. Die Marschrichtung war deshalb für die deutschen Verfolger nicht zu verfehlen. Und als diese am Abend des 30. November die Gegend von Rouvre sous Meilly erreichten, da waren sie ihren Opfern schon dicht auf den Fersen. Um diese aber auch bald möglichst am Kragen zu kriegen, brach die Brigade am 1. Dezember schon um 3 Uhr in der Frühe wieder auf. Bei Arnay le Duc konzentrierten sich die bisher in lange Marschkolonnen auseinander gezogenen Truppen. Und nach Detachierung des 1. Bataillons der 6er, einer Schwadron

und einer Batterie zur Verbindung mit dem Detachement Wechmar ging es, nunmehr in enger Geschlossenheit, auf Autun.

Man merkte, daß man am Feinde war. Ueberall sah man größere und kleinere Trupps fliehender Garibaldianer, und immer höher häuften sich ihre weggeworfenen Waffen und Monturen in unseren Bagagewagen. Ungeduld malte sich auf den Gesichtern unserer Soldaten, und immer länger wurden ihre Schritte. In den Fingern aber begann es ihnen zu jucken, als ob in jedem einzelnen ein Ameisenhaufen sein Erntetänzchen abhielt. Daß Garibaldi zu seiner Aldi hamgehen sollte, kam jetzt keinem mehr in den Sinn. Man wollte ihn haben, halten und dann ....

Mittag war's, als die eilfertigen Soldaten sich zu kurzer Rast herbeiließen. Grade eben brach die Sonne durch die graue Wolkenwand und übergoß mit fahlem Schein die winterliche Erde und — eine Stadt. War das Autun? Ganz nahe lag sie, einen langen Bergzug hinaufgebaut. Schlanke Türme und stattliche Regierungsgebäude ragten über den umfangreichen Häuserkomplex. Vor ihr, im Grunde, ein ansehnlicher Bach. Diesseits einige kleinere Häuserbündel gleich starken Vorposten einer bedeutenden Feindesmacht. War das Autun? Es war Autun. Die Brigade stand vor dem Ziel ihrer dreitägigen Wünsche. Aber kein Feind schien darinnen. Garibaldi schien in den öden Schluchten des Charolais-Gebirges, an dessen steilen Nordabfall sich die Stadt lehnt, verduftet. Nun so gab's wenigstens mal wieder anständige Quartiere, denn in dem Riesennest mußte doch Platz zu finden sein für eine ganze Legion solcher germanischen Teufel. Und schon begann der Magen wieder sein altes unzufriedenes Gebrummel, da — knallte es an allen Ecken und Enden. Eine Dragonerpatrouille war angeschossen worden,

und gleich darauf heulten 12 feindliche Geschütze von den Höhen südlich und von einem alten Wall nordöstlich der Stadt herüber in unsere Kolonnen. Autun war besetzt, stark besetzt. Der letzte Garibaldi-Rummel konnte beginnen.



Das Gefecht bei Autun.

Bei dem plötzlichen Auftauchen einer so zahlreichen Artillerie war unsere Spitze unwillkürlich in eine rückflutende Bewegung geraten. Aber nur einen Moment, dann funktionierte der kriegerische Apparat so exakt wie nur je zuvor. Unsere beiden Batterien protzten bei der Vorstadt St. Symphorien ab und nahmen mit gewohnter Seelenruhe den Fehdehandschuh der französischen Kanoniere auf. Und ein Artilleriegefecht entspann sich nun zwischen den gleich starken Gegnern, das seinesgleichen suchte in den Annalen der 14er. Doch dabei blieb es nicht. 2 feindliche Infanteriebataillone entwickelten sich aus dem Bois de la Feuillée und

schritten zum Sturm auf die Vorstadt St. Pierre. Mit leichter Mühe wurden sie durch die Füsiliere 6. Regiments und ein Halbbataillon der 5er zurückgewiesen. Gleiches Schicksal hatten zwei weitere Vorstöße von St. Pantaléon und les Chaumotte her auf unsere Positionen. Und nun erhob sich auch unsere Infanterie zu einem ersten gewaltigen Stoße. Wie das Donnerwetter stürzten sich das 1. Bataillon und die 8. Kompanie der 5er von St. Pierre her in den Wiesengrund, durchwateten im feindlichen Kugelregen den brusttiefen Bach und wirbelten bis auf 800 Schritt an die französische Artillerieposition heran. Hei wie fuhr da das badische Blei zwischen die Beine der fränkischen Kanoniere! Und sie hätten ihnen gewiß das Schießen für ihr ganzes Leben verleidet, wäre nicht plötzlich eine starke feindliche Infanteriemasse in ihrem Rücken erschienen. Aus dem Forêt Royale stürmte diese, 3 Bataillone stark, gegen ihre Rückzugslinie. Und so blieb den wackeren 5er nichts übrig, als sich das Kanoniergemorde zu verkneifen. Rückwärts ging's, zum zweitenmal durch den eisigen Bach und den Kugelregen, bis St. Pierre. Da setzten sie sich fest, da wiesen sie durch vernichtendes Feuer den konzentrischen Angriff jener 3 Bataillone und anderer aus der Stadt nachdrängender Infanteriemassen zurück. In voller Auflösung suchten die so energisch avancierten Franzosen den Schutz der heimischen Häuser. Zu diesem Rückzug Hals über Kopf hatte unsere dritte Batterie nicht unwesentlich beigetragen, die soeben mit dem linken Seitendetachement auf dem Gefechtsfeld eingetroffen war. General Keller hatte nunmehr seine ganze Brigade vereinigt, er konnte sich zu einem Hauptschlag auf den zähen Gegner entschließen. Aber noch ehe es dazu kam, verlief das Gefecht im Sande. Die feindliche Artillerie, die schon zuvor von unseren Batterien zum einmaligen Stellungswechsel gezwungen

worden, verstummte nach Explosion eines Protzkastens vollständig. Und die feindliche Infanterie zog ab. Schon bald nach Beginn des Gefechts hatte man einige Bataillone auf der Straße nach Châlons marschieren sehen. Jetzt schien auch der Rest in mehreren Eisenbahnzügen nach Süden zu verduften. Unsere Kanoniere nahmen die langen Wagenreihen zwar trefflichst aufs Korn, aber da war kein Halten mehr, der Angstteufel selbst schien die welsche Maschine zu heizen. Das ganze hatte überhaupt den Charakter eines Rückzugsgefechtes getragen. Und als solches hatte es der alte Garibaldi nicht ungeschickt geleitet, denn — der Rückzug war ihm ja gelungen. Vernichtet war er also nicht, und Autun war noch nicht das Ziel unserer Wünsche.

Ja wenn man nur erst Autun gehabt hätte! Aber es erwies sich immer hier noch so stark von feindlicher Infanterie besetzt, daß seine Wegnahme durch Sturm unverhältnismäßige Opfer fordern mußte. Unverhältnismäßige, denn voraussichtlich würden es die Franzosen im Laufe der Nacht freiwillig räumen. Es wurde also die Besetzung der Stadt auf den folgenden Tag verschoben, und nur um dem Feind jede Illusion betreffs unserer Absichten zu benehmen, wurden noch während des Abends einige Brandgranaten hinüber geworfen . . . . .

Die Nacht war hereingebrochen. Unsere Truppen, denen das Herz im Leibe weh that vor Kälte, Hunger und Uebermüdung, wankten in die Notquartiere, die man ihnen in den engen Vorstädten angewiesen. Ruhe lag über Stadt und Land. Nur das zischende Geräusch der Brandgranaten und der dumpfe Krach der noch thätigen Geschütze unterbrach von Zeit zu Zeit die wohlthuende Stille. Da — es

mochte etwa 11 Uhr sein in der Nacht — rief das grausame „Raus!“ von neuem an die Gewehre.

Was ist geschehen? Ist ein frischer Feind erschienen im Rücken, in der Flanke oder sonstwo? Hat sich Garibaldi zu einem letzten verzweifelten Schlage aufgerafft? Ist Dijon in Gefahr? Nichts von alledem. Aber soeben war der strikte Befehl Werders eingetroffen, umzukehren, da sich bei Nuits so starke feindliche Kräfte gezeigt, daß eine Konzentration des Korps unumgänglich erschien. Und schon am 3. Dezember spätestens wurde Brigade Keller wieder in Dijon erwartet.

Donnerwetter, da hatte uns Werder ein schönes Nachtsüpple eingerührt! Garibaldi aufgeben, Autun aufgeben, und dazu noch am 3. Dezember in Dijon sein, d. h. drei Tagemärschen in zweien absolvieren! Einen Augenblick lang standen alle Brigadegedanken auf dem Kopf. Dann aber „Kehrt! Marsch!“ In einer Stunde begann der 2. Dezember, er mußte uns schon wieder in nördlicheren Regionen sehen. Es war eines der schönsten Beispiele deutscher Disziplin, daß Truppen, die drei Tage angestrengt marschiert waren und am dritten gekämpft hatten, noch vor dem vierten Tage wieder in Bewegung waren, um das bisher Geleistete noch einmal in halber Frist zu leisten, und das mit selbstloser Aufopferung des Erfolgs ihrer bisherigen Mühen, d. h. Autuns, d. h. Garibaldis.

In wenigen Minuten war die Brigade marschfertig. Und noch vor Mitternacht zogen ihre dunklen Kolonnen wieder nordwärts auf den Straßen, die man vor wenigen Stunden erst mit Herzen voll Siegeshoffnung passiert hatte.

Um 1/2 2 Uhr wurde Dracy St. Loup erreicht, wo man Halt machte, um die geringen Kräfte der Truppen nicht schon auf der ersten Wegetappe aufzureiben. Thüren

und Fenster waren in dem ausgestorbenen Ort verrammelt, mit Kolbenschlägen mußten sich die todmüden Soldaten Eingang verschaffen in die unwirtlichen Bauernstuben, in denen sie wortlos zusammensanken. Schon um 6 Uhr in der Frühe des 2. Dezember wurde weitermarschiert bei bitterer Kälte. In Arnay le Duc ein zweiter Halt. Die Truppen konnten sich kaum noch auf den Beinen halten. Seit mehr als 24 Stunden hatten sie den Tornister nicht abgelegt, auch zu essen hatte es fast nichts gegeben, denn nicht einmal den geringen Vorrat von Brot und Speck, den man im Beutel trug, hatte man genießen können, da er steinhart gefroren war. Schon nach kurzer Rast hieß es von neuem „An die Gewehre!“ Und zum dritten Male setzten sich die braven Krieger in Marsch mit Gesichtern, die sich verzerrten vor Schmerz in den halb erfrorenen Füßen. Und so ging es ruhelos fort, den ganzen Tag, ohne Speise und Trank und ohne Erholung, bis die düstere Nacht die wilden Wege verschleierte. In Rouvre sous Meilly rückte man gegen Abend in die alten Quartiere. Und da erwartete die erschöpften Soldaten endlich wieder eine volle Nachtruhe und ein warmes, reichliches Essen. Sie hatten kaum noch Kraft genug, ihre Kartoffelsuppe hinabzustürzen, dann lagen sie bewußtlos, wo sie eben zitternd gestanden.

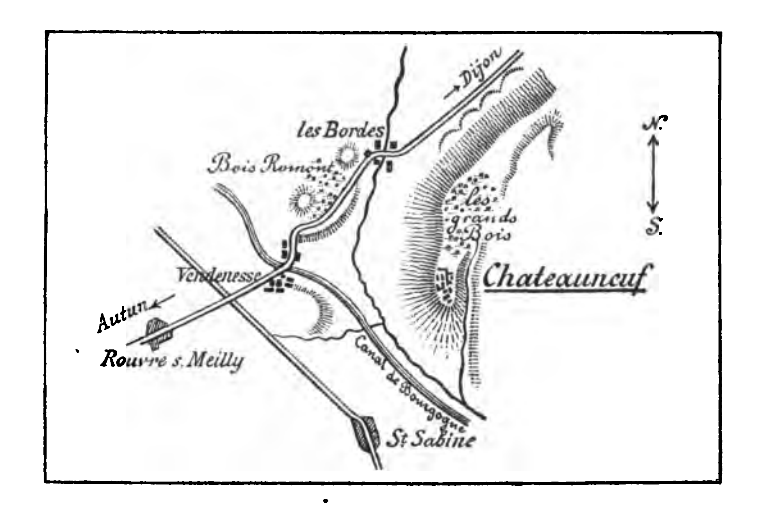
Der 3. Dezember begann mit starker, durchdringender Kälte, aber auch mit Sonnenschein. Und die Truppen, in denen die lange Nachtruhe wieder alle Lebensgeister erweckt, rüsteten ihr karges Morgenmahl mit der alten Ausgelassenheit, des Soldaten besten und unentbehrlichsten Begleiter. Noch waren die 5er Füsiliere mit dem Rühren ihrer Kartoffelsuppe beschäftigt, da meldete einer ihrer Alarmposten den Marsch eines Truppenkörpers östlich des Kantonnements.

Alles stürzte heraus, um die seltsame Erscheinung zu beäugeln. Und richtig, etwa eine halbe Stunde entfernt zog ein langer, dunkler Heerstreifen nach Norden. Wer mochte es sein? Bei dem ungewissen Morgenlicht waren die Uniformen der Marschkolonne absolut nicht zu erkennen. Die verschiedensten Meinungen kreuzten sich. Wenn nur ein Dragoner bei der Hand wäre, um hinüberzureiten. Aber die Reitersleute waren noch alle striegelnd und zügelnd in ihren Ställen. Franzosen werdens doch nicht sein!? A bah! es sind gewiß von den Unsern. Das Detachement Wechmar muß ja von dorther kommen. Das ist's. Natürlich! Wär's zum Beunruhigen, unsere aufmerksamen Offiziere hätten schon längst Alarm schlagen lassen. Und beruhigt kehrten die Füsiliere zu ihren übersprudelnden Töpfen.

Um ½8 Uhr marschierte die gesättigte und ausgeruhte Brigade weiter. Der Magen knurrte nicht mehr und die Gelenke funktionierten wieder. Dazu die Hoffnung, noch heute im fetten Dijon zu sein. Kein Wunder, daß sich die Beine lupsten, als hätten sie seit Monden im Schraubstock gestanden.

Die Straße senkt sich etwas zum Canal de Bourgogne, an dessen Ufern das Oertchen Vendenesse liegt. Dahinter erhebt sich ein steiler, oben bewaldeter Bergzug von etwa 500 Fuß Höhe, auf seiner Südseite gekrönt von dem Dorfe Châteauneuf, das sich anmutig wie eine alte Schloßruine lagert. Nachdem die Straße bei Vendenesse den Kanal passiert, windet sie sich westlich um die starre Anhöhe und überschreitet etwas weiter nördlich bei les Bordes das Flüßchen Ouche. Die Strecke zwischen den beiden Flußpassagen ist also ein Defilee, das von Châteauneuf aus vollständig beherrscht wird.

Die vorausgesendete Wagenkolonne hat die Brücke bei



Vendenesse bereits passiert. Das 1. Bataillon und die 11. und 12. Kompanie der 5er sind soeben südlich Vendenesse eingetroffen. Während die Nachzügler des langen Trosses sich schwerfällig über die Brücke schieben, machen sie eine kurze Rast. Die Feldpost ist ausgegeben worden, und um die zusammengesetzten Gewehre stehen Mannschaften und Offiziere, eifrig mit der Lektüre der heimischen Briefe und der eingelaufenen Zeitungen beschäftigt. Es ist ein echtes und rechtes Manöverbild, um das die reizende Natur, der blaue Himmel und die strahlende Sonne einen prächtigen Rahmen winden. Wer hätte da an den Ernst des Krieges gedacht?!

Plötzlich aber eine Rauchwolke auf der Höhe von Châteauneuf und krachend saust eine Granate über die Köpfe der ahnungslosen Musketiere. Noch eine und wieder eine. Jetzt auch Gewehrfeuer. Rasselnd und rollend fährt es von der Anhöhe herab. Der ganze Waldrand da oben ist

in einem Augenblick hinter einer Wolkenwand verschwunden, aus der tausend Blitze herniederzucken, nicht anders, als ob ein längst erstorbener Vulkan sich plötzlich seiner höllischen Kräfte bewußt geworden. Und wie unter der Gewalt eines entsetzlichen Naturereignisses stäuben auch die eben noch so friedlichen Soldatengruppen auseinander. Eine Verwirrung sondergleichen. In das Donnern, Krachen, Heulen, Zischen der feindlichen Geschosse klingt schrill das Angstgeschrei der mitten in das Defilee eingekeilten Trainbegleiter, tönt gellend der Kommandoruf der deutschen Offiziere und verworren das Geräusch der sich ralliierenden Bataillone.

Aber nur einen Augenblick, dann ist deutsche Disziplin Herr geworden über eine der furchtbarsten kriegerischen Situationen. Ein Feind hat sich uns in den Weg gestellt. Er hat den Vorteil einer gewaltigen Position für sich, vielleicht auch den einer weit überlegenen Stärke. Aber der Vorteil der Ueberrumpelung ist ihm schon verloren gegangen in dem Moment, da wir uns selbst wiedergefunden. Sollten deutscher Heldenmut und deutsche Entschlossenheit ihm nicht auch den Rest seiner Ueberlegenheit rauben können?! Schon in der nächsten Stunde wird sich das erweisen in dem Kampf, der sich nunmehr entspinnt.

Um Leben und Ehre.

Im Galopp rasseln die beiden Batterien des Gros heran, protzen ab südlich und westlich Vendenesse und beginnen auf Châteauneuf und die Berghänge ein mörderisches Feuer. Dröhnend jagt die dritte Batterie über die Kanalbrücke und mitten durch den feindlichen Kugelregen bis les Bordes, von wo sie den Waldsaum da oben mit einem Granatenhagel zersplittert. Dicht hinter ihr her haben sich die Musketierbataillone der 5er in das Defilee gedrängt,

von les Bordes bis Vendenesse ziehen sich ihre Kompanien aus einander, und mit brausendem Hurra, das für einen Augenblick alle Geräusche der Schlacht verschlingt, stürmen sie in langer Linie die Anhöhe hinan, von der Granaten, Shrapnels und Flintenkugeln herniederrauschen gleich einem zerstäubenden Wasserfall. Der Weg ist steil, glatt gefroren und leicht mit Schnee bedeckt, und nicht die geringste Deckung bietet er gegen das mähende Schnellfeuer der Franzosen. Aber laß fallen, was fällt! Die Höhe und der Wald müssen genommen werden, soll nicht die ganze Brigade dort unten ihr Grab finden. Auf Händen und Füßen klimmen die wackeren Musketiere empor. Immer näher, immer näher schrauben sie sich an den Waldrand und die Leiber ihrer entsetzlichen Feinde. Und jetzt — ein jauchzender Siegerschrei: die 2. Kompanie links, die 7. rechts haben die Höhe erreicht, die 5., Teile der 6., die 3., die 1. schließen sich ihnen unmittelbar an, und mit gefälltem Bajonett stürzen die Braven in die tödliche Nacht des Gewälds. Ein Kampf auf Leben und Tod beginnt in den heiligen Hallen des Waldes. „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten ist's zu nennen." Hin und her wogt das Gefecht. Schritt für Schritt nur können die Unseren avancieren, denn der Feind weiß, was für ihn auf dem Spiele steht. Aber schon hat seine Artillerie unseren Granaten weichen müssen, und endlich bricht auch seine halsstarrige Infanterie unter dem metzelnden Bajonett und dem zermalmenden Gewehrkolben der 5er zusammen. Noch einmal kommt der Siegeslauf der Unseren zum Stehen, als plötzlich eine feindliche Batterie in ihrer linken Flanke erscheint, in deren mächtigem Schutz die welschen Schützen von neuem avancieren. Aber mit einer Linksschwenkung bieten die 5er dem Feinde die Front und in einem einzigen Anlauf wird der verwegene Feind

zertrümmert. Die Bahn ist frei. Nach Süden hinauf in das hoch gelegene Châteauneuf, nach Osten hinab in das Wiesenthal eines kleinen Baches ist der Gegner gedrückt. Und Schritt für Schritt, unter beständigem Feuergefecht ziehen sich die siegreichen Musketiere den Kamm der Anhöhe entlang nach Norden. Das 1. Bataillon der 6er nimmt sie hier auf, und der Rest der 5er, der Rest der Brigade ist gerettet.

Denn der tollkühne Sturm der Musketiere hat erreicht, was er erreichen sollte: Das ganze Heer hat hinter dem Wall ihrer Leiber das enge Defilee passieren können. Vorweg der Train, dann die Kavallerie, dann die Batterien und schließlich als Arrieregarde die Füsiliere der 6er, die zuletzt noch einen Gewaltstoß feindlicher Infanterie von Süden her mit rauschendem Salvenfeuer aus der Lisiere von Vendenesse zu parieren verstanden — so hatte sich der Durchzug der Brigade während des erbitterten Waldkampfes dort oben vollziehen können. Der letzte Mann hat die Ouche-Brücke bei les Bordes passiert. Ein schwacher Nachstoß des Feindes wird von dem Schnellfeuer des 1. Bataillons der 6er auf der Höhe und den Granaten einer bei les Bordes aufgefahrenen Batterie zurückgewiesen . . . .

Der Kampf um Leben und Ehre ist beendet. Siegreich ist man daraus hervorgegangen. Aber für das Leben und die Ehre des Ganzen haben 166 wackere Männer ihr Herzensblut gießen müssen über die öden Hänge des Berges und das bleiche Moos des Waldes bei Châteauneuf. Und nicht genug: bei dem stürmischen Vorwärts hatte man nicht einmal die wunden Helden mitnehmen können, in denen der Lebensfunken noch nicht erloschen war, mit 4 Aerzten und 31 Sanitätsmannschaften fielen sie in die Hände des grausamen Feindes. Sie wurden in ihrem hilflosen Zustand von

den wütenden Franzosen mit unerhörter Brutalität behandelt. Ein neues Zeugnis, daß alles was uns die Republik gegenüber zu stellen wußte, nur rohe Banden waren und zusammengelaufenes Gesindel. Und da tritt uns, wie von selbst, die Frage auf die Lippen, mit wem haben wir's denn eigentlich bei Châteauneuf zu thun gehabt? Waren es Garibaldianer? Waren es frische Truppen aus den mehr westlichen Landesteilen Frankreichs? Oder waren es gar die Truppen aus Nuits und Chagny, um derentwillen ja der ganze plötzliche Rückmarsch der Brigade Keller befohlen worden? Es waren von den letzteren. General Cremer war auf die Kunde von der exponierten Stellung unseres Detachements mit 8—10 Geschützen und etwa 5000 Mann von Beaune herbeigeeilt, um uns in den Schluchten der Côte d'Or zu vernichten. Fast waren wir ihm zu schnell marschiert. Erst kurz vor uns hatte er die Höhe von Châteauneuf gewinnen können. Und seine Kolonne war es gewesen, die die 5er Füsiliere im Morgengrauen dieses blutigen Tages nach Norden marschieren gesehen. Aber eben nur die Füsiliere hatten es gesehen, und diese hatten in ihrer Harmlosigkeit die Meldung unterlassen. Unsere Führung konnte den feindlichen Anschlag nicht einmal ahnen, denn noch in der Nacht zuvor hatten Requisitionskommandos Châteauneuf durchstreift und das Dorf und die Anhöhe ebenso unbesetzt gefunden wie eine um 4 Uhr morgens ausgesendete Patrouille. Und so war den Franzosen zwar die Ueberraschung gelungen, den Sieg aber hatte ihnen deutscher Heldenmut auch diesmal wieder zu entreißen vermocht.

Und dieses Bewußtsein, selbst unter den mißlichsten Verhältnissen wieder Herr der Situation geworden zu sein, schwellte denn auch die Brust der badischen Soldaten mit freudigem Stolze. Und wie sie jetzt mit eilfertigem Schritt

auf der Straße nach Dijon dahinzogen, da geschah, was zu geschehen pflegt nach Ueberwindung großer Leibesgefahren: die so lange von schwerer Sorge bedrückte Brust machte sich Luft in Worten unbändigsten Uebermuts. Nicht der Angst der Mühen, des geflossenen Heldenbluts gedachte man in diesen ernsten Stunden behaglicher Sicherheit, Erinnerung schien nur geblieben an die drolligen Scenen des erbitterten Gefechts.

Wie komisch war die Angst der französischen Bauern gewesen, die sich bei unserer Bagage befanden! Wie hatten sie geschrien und lamentiert, als sie so plötzlich in den Kugelregen ihrer eigenen Landsleute geraten! Hatten sie nicht auf ihre Gäule geschlagen, als ob sie geradeswegs in den Himmel zu fahren gedächten mit Speck und Salz und Brot und allem Irdischen, was sie Kellers Fürsorge aufzuladen geheißen?! Und unter unseren eigenen Leuten, welche Fülle komischer Ereignisse hatte auch da die plötzliche Ueberrumpelung gezeitigt! Gar viele wurden ihrer erzählt, belacht, verspottet. Aber keins hat sich wohl dem Gedächtnis der Teilnehmer tiefer eingeprägt, als das Kanonenfieber des alten Frei, des Beckenschlägers der 5. Regimentsmusik. So lange die Kapelle noch vor Vendenesse im sicheren Straßengraben lag, hielt seine kriegerische Entschlossenheit so ziemlich zusammen. Als aber der große Moment kam, da auch die Meister in Dur und Moll hinter den Kameraden her die gefahrvolle Enge bei Châteauneuf passieren mußten, da war es um sein bißchen Heldentum geschehen gewesen. „Alt bin ich, ein Gatte bin ich, ein Vater bin ich, Kinder habe ich!" schrie er in einem fort wie ein Besessener, während er schweißtriefend in Rollmopsgestalt neben der großen Trommel einherhüpfte, hinter der er sich geborgen glaubte auch gegen die dickste feindliche Kanonenkugel. Und nicht eher beruhigte sich „Mosjeh Zinn=

radebumm", als bis er in französischen Schützenaugen so klein geworden wie eine Erbse in Kirchturmshöh'.

Unter solchen Scherzen verging die Zeit. Und man wußte nicht wie, da roch es schon wieder nach Dijon, nach seinem Cassis und Moutarde, seinem Pfefferkuchen und Burgunderwein, seinen Bratöfen und seinen himmlischen Federbetten. Wie gern hätten sich die wackeren Streiter „nasführen" lassen in des Wortes örtlichster Bedeutung! Aber die Füße wollten nicht mehr mit, besonders da die letzten Wegstunden im frisch gefallenen Schnee zurückgelegt werden mußten. Und so machte man mit Einbruch der Nacht Halt in Velars, um welches die Brigade Alarmquartiere bezog.

Die Reise nach Süden war für die Kellerschen Truppen äußerst anstrengend gewesen. In 5 Tagen waren sie eine Wegstrecke von 48 Stunden marschiert und hatten dabei an 2 Tagen gefochten. Sie hatten Garibaldi energisch an den Ohren gepackt und General Cremer einen schlagenden Beweis gegeben von der Unbesieglichkeit deutscher Truppen. Sie hatten sich in jedweder kriegerischen Lage, auf mühevollem Marsche und im verzweifelten Gefecht als pflichtgetreue Soldaten bewährt. Vollauf verdienten sie also das warme Lob ihres Kommandeurs. Und es war nicht mehr als billig, daß man ihnen am 4. Dezember die Quartiere Dijons anwies zur Erholung von Heldenthaten, zur Kräftigung für Heldenthaten. Denn noch lange sollte das Vaterland all ihrer Kräfte bedürfen.

Eingeschneit.

Es war Winter geworden in diesen Tagen, Winter in der Natur und Winter in den Herzen der Menschen. Die Unternehmungslust des 14. Korps, die bald nach dem Ein-

treffen der Division Schmeling so prächtige Blüten getrieben, war wieder eingegangen. Zu keiner einzigen Frucht hatte sie es gebracht. Denn wie hoch man auch die Erfolge gegen Garibaldi anschlagen mochte, es waren doch nur partielle Siege gewesen in der Defensive. Sie hatten immer nur einen Gegner getroffen, und auch den nicht bis ins Mark. Sie hatten deshalb nicht einmal den Besitz Dijons zu einem unbestrittenen gemacht, wie viel weniger zur Erweiterung der Wirkungssphäre des kleinen deutschen Heeres beigetragen. Des „kleinen" deutschen Heeres, darin wurzelte auch fernerhin die Gebundenheit des so sehr der Offensive zuneigenden Werder. Er konnte nicht mit voller Kraft Schläge austeilen, nach zwei, drei Himmelsrichtungen zugleich mußte er jeweils die Wucht seines Willens zersplittern. So hatte er sich des Garibaldi nicht völlig entledigen können: im Momente der Entscheidung mußte er die siegesgewisse Rechte zurückziehen, um sie der bedrängten Linken zu Hilfe zu führen. Denn ein gleichzeitig mit der Brigade Keller auf Nuits vorgegangenes Detachement der 1. Brigade hatte sich vor einem überlegenen Feind auf Dijon zurückziehen müssen. So konnte er auch jetzt sich zu keinem entscheidenden Gewaltstoß aufraffen, denn zu gleicher Zeit mußte er den Rücken entblößen durch Detachierung des Gros und der Division Schmeling nach Belfort und die Brust schwächen durch Abgabe der Brigade Goltz zur Cernierung der Festung Langres. Von seinem kleinen Heere blieb ihm nur noch ein kleiner Teil: die badische Division. Und diese 16000 Mann mit 54 Geschützen reichten gerade noch hin, Dijon in der Defensive zu behaupten.

So mußte die Kampffreudigkeit in den Herzen der deutschen Soldaten notgedrungen verglühen, sie mußte erstarren zu dem kalten Eise der Erwartung. Und gleich als

ob alles Geschaffene unter dem Banne der starken menschlichen Seele stünde, so fesselte sich jetzt auch die thatenfreudige Natur durch die eisigen Ketten des Winters.

Es wurde bitter kalt. Bäche und Flüsse gefroren, und unaufhörlicher Schneefall sperrte die Straßen und Steige. Unsere Truppen aber leerten den Wermutstrank des Krieges bis auf die Neige.

Schnee und Frost wären ja wohl noch zu ertragen gewesen, aber im Gefolge des Winters stellte sich auch der ärgste Feind des Soldaten ein, der Mangel. Die Zufuhr von Lebensmitteln wurde immer beschwerlicher, immer unzulänglicher. Die Wagenkolonnen, die aus der Heimat Kriegsbedarf und Proviant brachten, kamen auf den glatten Wegen nur langsam vorwärts, ja blieben oft tagelang im Schnee stecken. Und was so an heimischen Lieferungen ausblieb, war durch Requisitionen keineswegs zu ersetzen. Im Gegenteil, auch die Requisitionen lieferten nicht mehr die gewohnte Ausbeute. Das Land rings um Dijon war ausgesogen, das wenige, was die Bauern noch besaßen, brauchten sie selber. Mochten die Requisitionskommandos noch so weit streifen, überall schrie es ihnen verzweifelt entgegen: „nixe du Fleisch, nixe du pain, nixe du tout!“ *) Ja einige überängstliche Bäuerlein schrieben gar „petites véroles“ d. h. „schwarze Blattern“ mit gewaltigen Kreidebuchstaben an ihre Thüre, um unsere Naturforscher abzuschrecken, oder banden sich ihr letztes Brot, ihren letzten Schinkenknochen um den Leib und legten sich bauchwehshalber ins Bett, wo sie sich geheiligt glaubten wie der Mörder am Altar der Klosterkirche. Daß den Bauern solche Streiche nichts genützt, beweist unsere Kenntnis derselben. Aber auch wir hatten schließlich wenig

---

*) Kein Fleisch, kein Brot, überhaupt nichts.

davon, denn es war doch nicht angebracht, einem Schinken-rest zuliebe den verzweifelten Bauern zum Franktireur zu stempeln. So wurde der Mangel in Dijon immer drückender. Das frische Fleisch ging ganz aus. Nur noch Speck und gedörrtes Hammelfleisch konnten den Mannschaften geliefert werden, und auch von diesen trockenen Speisen schließlich nur noch halbe, ja gegen Mitte Dezember nur noch Drittels-Mundportionen. Menschen und Tiere litten unendlich. Denn auch Heu wurde immer seltener und Stroh war nur noch in einzelnen Halmen zu haben.

Hätte man nur wenigstens mit dem leeren Magen beim warmen Ofen bleiben können! Die behagliche Ruhe und der Gottseidank nie versiegende Burgunder hätten dann gewiß die Lebensgeister noch recht lange in künstlicher Frische erhalten. Aber davon war gar keine Rede. Die exponierte Stellung des kleinen Kontingents zwang zur äußersten Wachsamkeit. Und so dicht Werder auch die Division an Dijon heranziehen mochte, der Umfang des Postenkreises blieb immer noch ein gewaltiger für die geringe Truppenzahl. Von den oft meilenweiten Requisitionskommandos zu geschweigen, die doch immerhin einen Magenzweck verfolgten, mußten täglich Patrouillengänge unternommen werden nach allen Richtungen der Windrose. Und wie anstrengend waren diese! Sie führten durch mehreren Fuß tiefen Schnee, sie führten durch eiskalte Bäche. Sie erschöpften Mann und Roß bis zum gänzlichen Versagen der Kräfte. Zu welch komischen Mitteln nahm man da seine Zuflucht, um sich gegen die barbarische Kälte zu schützen! Was einer hatte an Hemden, Unterhosen, Unterjacken, Strümpfen, das zog er auf den Leib. Jeder wollene Lappen, der aufzutreiben war, wurde um Nase, Ohren, Hals geschlungen. Eine Zeit lang trug sogar männiglich eine französische Zipfelmütze unter dem Helm, wobei

es dann vorkam, daß ein ganzes Bataillon taub war gegen die Befehle seiner Offiziere. Aus diesem Grunde wurde die Zipfelmützmanie später auch verboten. Aber auch ohne Zipfelmützen bot eine solchergestalt vermummte Heerschar einen kreuzwunderlichen Anblick. Und die Reiter schossen dabei den Vogel ab. Denn zwei, drei Garibaldianerteppiche um den Leib gewickelt, einen weiteren Teppich in Dütengestalt über den Helm gestülpt, die Steigbügel dick mit Stroh umwunden und auf den „schottisch karrierten" Rücken eine Chassepotflinte gehängt — wer hätte unter solcher Kriegerkarikatur wohl einen badischen Dragoner vermutet?! Aber alle diese Gewaltmaßregeln halfen gegen die unverschämte Kälte nur so lange, als sie selbst warm waren. Eine Stunde auf den Beinen oder gar im Sattel, und der Frost hatte sich durchgefressen bis auf die Knochen. Und diesem Schüttelfrostfieber unterlagen alle, nicht bloß diejenigen, welche Posten standen oder Patrouille gingen, auch diejenigen, die um Dijons Kamine saßen. Denn was in der Stadt war, mußte allmorgendlich um 5 Uhr auf den freien Plätzen in Bereitschaft stehen, und zwar mehrere Stunden lang bei einer Kälte von 14—18 Grad. Die armen, abgezehrten Pferde waren dann am erbärmlichsten anzusehen, sie schrieen laut vor Hunger und Frost, und gar manches brave Schlachtenroß fand in diesen Tagen ein unrühmliches Ende.

Zum Glück war der strenge Winter dem Feinde ebenso peinlich als uns, ja vielleicht noch peinlicher. Und so ließ er uns ziemlich ungeschoren. Besonders in den Tagen vom 6.—10. Dezember, wo es unausgesetzt schneite, war der Krieg so gut wie eingeschlafen. Beide Teile waren eingeschneit, man bewegte sich nur in der Nachbarschaft und träumte sich den Gegner über alle Berge.

Aber so verdient sich auch der Schnee machte als Friedensstifter, so sehr verleugnete er andererseits seinen himmlischen Ursprung in seiner Eigenschaft als undurchsichtiger Schleier. Denn in dieser Eigenschaft nahm er Partei für die Franzosen. Wir konnten in der winterlichen Abgeschlossenheit auf keine besonderen Schliche denken. Nach wie vor mußten wir mit denselben Mitteln rechnen, denn unser einziger Genosse war der Mangel. Die Franzosen aber konnten hinter dem dichten Schneeschleier ungestört und unbeobachtet ihre Zurüstungen zur Revanche betreiben. Und das thaten sie denn auch, so viel es nur die harte Jahreszeit zulassen wollte. Wir sollten des Erfolges ihrer heimlichen Thätigkeit bald inne werden.

Denn um die Mitte Dezember begann der gestrenge Herr Winter sein Gesicht in freundlichere Falten zu legen, Tauwetter trat ein, und wie sich dergestalt die Wegeverhältnisse besserten, erschien auch der Feind wieder auf der Bildfläche, und jetzt in Achtung, beinahe Furcht gebietender Stärke. Das Heer Cremers bei Nuits war auf 30000 Mann und 5—6 Batterien, dasjenige Garibaldis bei Autun auf 20000 Mann und 3 Batterien angewachsen. Und das gerade in der Zeit, da sich die deutschen Heerverhältnisse in Dijon am mißlichsten gestaltet. Denn gerade in diesen Tagen hatte die Abgabe der Brigade Goltz und des Gros' der Division Schmeling stattgefunden, war die Besatzung Dijons auf das äußerste Maß, auf die badische Division, reduziert worden. Das nunmehrige Mißverhältnis zwischen der Stärke der beiden Gegner machte sich denn auch bald geltend. Die badische Division konnte nur noch mit Aufbietung aller Kräfte die immer energischeren Stöße der feindlichen Vortruppen abwehren. Und General Schmeling gelang es nur durch beständige Kreuz- und Quermärsche seiner

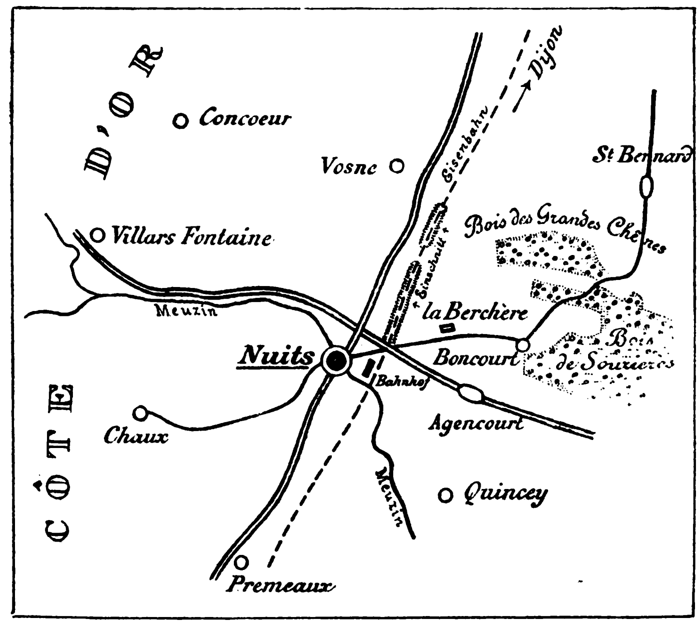
paar Bataillone, den Rücken der badischen Division frei zu halten. Aber wie lange noch? Nur so lange, als es dem Gegner nicht einfiel, sich zu konzentrieren und uns durch einen Gewaltstoß mit mehr als dreifacher Uebermacht ein Ende zu machen. Da gab es nur einen Ausweg: selbst den Feind anzugreifen und ihn einzeln zu schlagen, ehe er sich zu einem furchtbaren Ganzen zusammenballen konnte. Und diesen Ausweg betrat Werder, wiewohl er sich nicht verhehlte, daß er auch gegen den einzelnen Feind bedeutend in der Minorität sein würde. Auf Nuits richtete er sein Auge. Da stand sein fähigster, sein stärkster, sein nächster Gegner. Denn Nuits war nur wenige Meilen von den Thoren Dijons entfernt, und dort kommandierte General Cremer über mehr als 30000 Mann.

Der 18. Dezember wurde zur Ausführung der verwegenen That bestimmt. Nicht einmal die ganze badische Division war dazu verfügbar. Denn man mußte Dijon besetzt halten, um sich den Rücken zu sichern und den Rückzug zu garantieren. Zur Disposition des Generals Glümer, der seit kurzem die badische Division befehligte, standen demnach nur die 1. und 2. Infanteriebrigade, die Kavalleriebrigade und 6 Batterien in einer Gesamtstärke von 12 Bataillonen, 7 Schwadronen und 36 Geschützen, d. h. zwischen 10000 und 11000 Mann. Man ging einer großen Gefahr entgegen, aber man ging ihr eben entgegen, und „wer wagt — gewinnt".

Nuits.

Als die Kunde von etwas Besonderem, das da irgendwo, irgendwie geschehen sollte, unter die Soldaten kam, da freuten sie sich unbändig. Denn was auch die hochwohl-

löbliche Generalität im Sinne führen mochte, Gutes, Schlechtes, Großes, Kleines — es machte doch den bestehenden Jammerverhältnissen ein Ende. Dijon mit allem, was drum und dran hing, hatten sie allmählich gründlich satt bekommen. Und als deshalb in frühester Morgenstunde des 18. Dezember Hörner und Trompeten an die Gewehre riefen, da ging ein Aufatmen durch das reisige Heer, als ob es im Geschwindschritt eine unendliche Höhe erstiegen und nun hinabschaue in das liebliche Land der Verheißung.



In 4 Kolonnen erfolgte der Vormarsch der Glümerschen Truppen. Das Gros, 8 Bataillone, 7 Schwadronen, 5 Batterien, marschierte über Longvic, Saulon la rue und Boncourt, Major Unger mit 1 Bataillon und 1/4 Schwadron auf der Lyoner Chaussee, Major Arnold in gleicher Stärke über

Concoeur, General Degenfeld mit 2 Bataillonen, 1/2 Schwadron und 1 Batterie über Villars Fontaine. Beim Gros befand sich General Glümer und Werder.

Schon vor 6 Uhr morgens fand der Ausmarsch statt. Um 8 Uhr war das Gros bereits in Longvic versammelt. Das Leibregiment, 1 Leibschwadron und Batterie Holtz übernahmen die Spitze, und vorwärts ging's .... wohin? — „Bataillon soll chargieren! Geladen!" donnert es die Kolonnen entlang. Es geht in den Kampf. Und ist nicht heut Sonntag, wo's doch immer ein Tänzchen giebt? Und hat nicht Major Wolff seinen Grenadieren zugerufen: „Leute, heut fliegen wieder unsere Kreuze, seht zu, daß Ihr welche erwischt?" Und siehe, geht da nicht die Sonne blutigrot im fernen Osten auf, als wollte sie dem ganzen Erdkreis sagen, daß heute Menschen bluten müssen für ein großes Glück? Kein Zweifel: heut wird es nachten, doch — durch Nacht zum Licht.

Das Wetter ist mild. Südwestwind streichelt freundlich das Gesicht. Und einen Goldstrom gießt die Sonne über die Côte d'Or, Begierde weckend nach ihrem köstlichen Besitz. Vergnügt ziehen die Truppen einher, denn alles deutet auf ein Ende voller Glück.

Eine halbe Stunde ist das Gros marschiert, da plötzlich Flintengeknatter von vorn. Die Dragonerspitze ist von einer französischen Patrouille aus Saulon la rue beschossen worden. Mit leichter Mühe wirft die 9. Kompagnie der Leibgrenadiere den Feind aus dem Nest. Und weiter! Aber langsamer geht's jetzt voran. Das hügelige, mit einzelnen Waldparzellen besetzte Terrain mahnt zur Vorsicht. Und seltsam auch: alle Ortschaften auf dem Wege sind von ihren Bewohnern verlassen. Verstummt sind die Gesänge, verstummt die munteren Gespräche der Soldaten — man

empfindet den Feind. Vor St. Bernard eine halbstündige Rast. Dann taucht die Avantgarde in das Bois des Grandes Chênes; nur noch wenige Schritte und Boncourt ist erreicht. Aber kaum ist der Wald zur Hälfte durchschritten, da prasselt Gewehrfeuer aus dem hoch gelegenen Dorfe. Boncourt ist besetzt. Sofort entwickelt Major Betz seine Kompagnien: rechts der Straße die 12., auf ihr die 9., links durch das Bois de Souzières die 10. und 11. Langsam avancieren sie in dem Hochwald, durch dessen weit auseinander stehende Stämme die Häuser des Dorfes schimmern. Bis an den Südrand. Massenhaft klatschen hier die feindlichen Kugeln gegen Baumstämme und Aeste. Aber alle zu hoch, viel zu hoch, und die Füsiliere lachen. Hinter sie auf eine Waldblöße braust Batterie Holtz. In hohen Bogen schleudert sie ihre Brandgranaten in das Dorf, und bald lodern die Flammen aus dem Schlupfwinkel des Feindes. Auch die Grenadierbataillone sind jetzt herangekommen. Sie reihen sich den Füsilieren an. Die Trommeln wirbeln, ein kräftiges Hurra hallt durch den ragenden Wald. Und in einem Anlauf wird Boncourt genommen. Der Feind, der es nur in Bataillonsstärke besetzt hielt, eilt in weiten Sprüngen über das Feld von dannen.

Unsere Soldaten machen Halt und blicken nach Westen. Einige tausend Schritt entfernt liegt dort auf freiem Felde die Ferme la Berchère. Hohe Mauern und ein tiefer Wassergraben umziehen einen Park und einen Komplex massiv gebauter Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Mehrere feste Türme krönen die Umwallung, und ringsum ist freies Schußfeld. Es ist eine äußerst feste Position. Und dort hat der aus Boncourt geflüchtete Feind Aufnahme gefunden von einem weiteren Bataillon und zwei Franktireurkompanien. Er scheint willens sich zu verteidigen.

Die Avantgarde rangiert sich von neuem zum Gefecht. Batterie Holtz fährt auf und beginnt ihr Feuer, die Füsiliere entwickeln sich zu beiden Seiten der Straße von Boncourt, das 2. Bataillon zieht sich in weitem Bogen nach rechts. Zum zweiten Male rasselt der Sturmmarsch und mit brausendem Hurra stürmen die Grenadiere über das freie Feld auf das Bollwerk des Feindes.

Ein wütendes Feuer knattert aus Park und Gebäuden, aus jedem Fenster, jeder Dachluke, hinter jedem Baum hervor sprüht und prasselt es. Und das 2. Bataillon besonders erleidet namhafte Verluste. Aber immer näher rücken die Braven, dichter und dichter schließt sich ihr Feuerkreis. Schon zischen ihre Kugeln durch Thüren und Fenster der Ferme. Nur noch 150 Schritt. Die Grenadiere greifen zum Bajonett. Da entsinkt dem Feinde der Mut. In völliger Auflösung stürzt er durch die westlichen Ausgänge auf Nuits. Die Ferme la Berchère ist unser. 60 unverwundete Franzosen sind gefangen.

Es ist 1 Uhr. Eine Pause tritt ein. Die Kompanien entwickeln sich in langer Linie gegenüber Nuits: rechts das 2. Bataillon, weiter südlich die Füsiliere, auf dem linken Flügel bei Agencourt das 1. Bataillon der Leibgrenadiere. Alles ist bereit zu einem dritten entscheidenden Stoße. Da heißt es: „Halt!“ — Warum? Unsere Flügelkolonnen haben den Kampfplatz noch nicht erreicht, und erst mit ihrer Hilfe kann ein umfassender Angriff den Feind zertrümmern, der unangreifbar fast sich vor Nuits gelagert.

Denn, unersichtlich den ungeduldigen Grenadieren, liegt etwa 700 Schritt diesseit Nuits ein Eisenbahneinschnitt. In einer Tiefe von 7—10 Fuß, einer Länge von mehreren Tausend Schritt furcht er die Ebene, die gänzlich flach von der Berchère zur Stadt hinüberzieht. Auf 1000

Meter hat die französische Infanterie, die den Einschnitt besetzt hält, rasantes Schußfeld, während sie selbst doch völlig geborgen ist. Ein Frontalsturm in dem obenein noch morastigen und mit Draht durchflochtenen Rebenpfählen überzogenen Terrain ist also so gut wie aussichtslos, wenn er nicht von gleichzeitigen Stößen in Rücken und Flanke des Verteidigers begleitet wird. Und dazu sind die Kolonnen Degenfeld, Arnold, Unger bestimmt, ihrer also müssen wir harren. Und darum „Halt!“

Die Zeit vergeht langsam, träge. Eine Viertelstunde reiht sich an die andere. Aber kein echoweckender Schuß will uns die Ankunft der Kameraden verkünden. Immer ungeduldiger werden die Soldaten: sie sehen ja nicht den Verderben drohenden Eisenbahneinschnitt, sie sehen nicht die Masse seiner Verteidiger, sie sehen nur Nuits wehrlos vor sich ausgebreitet. Aber immer sorgenvoller werden auch die Offiziere. Je mehr die Zeit vorrückt, um so mehr tritt ja der Vorteil des umfassenden Angriffs zurück hinter dem Nachteil allzu geringer Siegesfrist. Denn nicht in einem Anlauf wird man solcher Stellung Herr, es wird Stunden brauchen, und nur noch wenige, dann geht der kurze Wintertag zur Rüste. — Bereits 2 Uhr. Und noch keine Nachricht von den Kameraden. Nicht einmal eine Dampfwolke hebt sich über die freien Hänge der Côte d'Or zum Zeichen, daß eine der Kolonnen in Aktion getreten. Und immer neue Verteidiger strömen dem Einschnitt zu. Deutlich sieht man es mit dem Fernglas. Von der Höhe des Gebirges steigen sie herab, Bataillon auf Bataillon, von Norden wälzen sie sich heran in langer Kolonne. Jede Minute verstärkt die feindliche Position und mindert doch die Zeit, sie zu gewinnen. Unser Zaudern muß enden. Jetzt oder nie. Die Kameraden lassen uns im Stich, so müssen wir der eigenen Kraft ver-

trauen. Vorwärts zum Sturm! Und ist's verwegen auch, dem Mutigen — hilft Gott.

Die Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, Kommandos ertönen die lange Linie hinunter. Und während Batterie auf Batterie vor der Berchère abprotzt und 30 Feuerschlünde ihre heulenden Todesboten nach Nuits entsenden, ordnen sich die Reihen der Leibgrenadiere zum Sturm. Schützen voran, die zweiten Züge in kleinen Soutiens, die dritten in Linie mit loser Fühlung: so avancieren sie mit donnerndem Hurra gegen den unsichtbaren Feind.

Schon nach wenigen Schritten zischen ihnen Chassepotkugeln entgegen. „Aber wo stecken denn die Franzosen? — Etwa . . . im . . . Eisenbahneinschnitt?!“ Mit einemmale enthüllt sich den Ahnungslosen die ganze Größe der Gefahr, der sie entgegengehen. Aber noch ehe sie den grausigen Gedanken recht ausgedacht, da rauschen auch schon die Todeswogen über ihnen zusammen.

Eine dünne Rauchwolke hebt sich über den Einschnitt, von tausend kleinen Funken durchzittert — und pfeifend fährt die erste Salve über das Feld. Vom Bahnhof im Süden bis hinaus über die Höhe der Berchère im Norden in einer Breite von etwa 2000 Schritt liegen Franzosen Kopf an Kopf in dem Einschnitt. Die Patronen an den Rand geschüttet, das weittragende Gewehr auf die Brustwehr gelegt, den Leib in der Vertiefung geborgen, so schauen sie, Liniensoldaten, Mobilgarden, Franktireurs, hohnlachend dem Sturmversuch der Badener zu. Bis zu ihnen dringt keiner, nimmermehr!

Und wieder flackert es auf und immer wieder, als ob sich die Irrlichter der weiten Welt dort drüben ein Stelldichein gegeben. Und schon beginnt der Tod seine Runde durch die Reihen der Grenadiere.

Das Leibregiment ist nicht mehr allein, das 2. Regiment ist auf die Flügel des langen Treffens gezogen worden, rechts das 1. und 2. Bataillon desselben, links die Füsiliere. In edlem Wetteifer drängen sich die Märtyrer der Pflicht in den immer dichter prasselnden Kugelregen.

Wahrhaft betäubend schmettert jetzt das Schnellfeuer der Franzosen herüber. Als ob der Fürst der Hölle alle tausend Teufel mit Peitschenschlägen an ihr menschenmordendes Verrichten zwänge. Unerschöpfliche Blei- und Eisenmassen quellen aus dem verhängnisvollen Grund. Das ist ein Pfeifen und Rauschen, in scharf dahin klingendem Getön furcht es die Luft, huscht es über die blut- und schlammbedeckte Erde.

Kein Kommandowort ist mehr zu verstehen. Nur die Hörner rufen immer und immer wieder zum Anlauf. Längst hat sich alle Ordnung bei den Badenern aufgelöst. Zu 6 oder 8 schließen sich die Grenadiere aneinander. Hier führt ein Offizier, dort ein Unteroffizier, dort ein alter Soldat. Truppweise ziehen sie das Feuer des Feindes auf sich, truppweise werfen sie sich nieder, bis der Tod über sie hinweggebraust, dann ein kurzes „Auf!" und von neuem stürzen sie vorwärts, 10 oder 12 Schritt, dann kommen die ersten Kugeln, gleich darauf zu Hunderten, aber schon wieder liegt die Abteilung, nur wer gesäumt, fällt ihrem Heißhunger zum Opfer. Aber wieviele versäumen den richtigen Augenblick! Denn an Augenblicke klammert sich hier das ganze Leben. Und wie viele werden noch im Liegen dahingerafft!

Ein seltsames Bild ist es, dieses ruckweise Vorwärts der Grenadiere. Gleich Krähenvölkern bedecken ihre Häuflein den Grund, hier auffliegend, dort sich wieder setzend. Und seltsam vor allem ist der Gegensatz zwischen der Ruhe unsrerseits und dem tobenden Gefechtslärm da drüben. Hier kein

Kommando, selten ein Schuß. Dort Kommandos über Kommandos und wahnsinniges Geschieße in fieberhafter Hast, zwischenhinein laute Hornsignale und daraufhin ein Schnellfeuer auf der ganzen feindlichen Linie, so daß minutenlang bei uns alles daliegt. Dann plötzliches Abbrechen des Feuers: sie sehen ja niemanden mehr und meinen, alles sei vernichtet. Aber im selben Augenblick, wie aus dem Boden gewachsen, steht unsere ganze Linie und — stürmt vorwärts. Ein gellender Wutschrei der Franzosen, und von neuem ihr wahnsinniges Geschieße.

Ueber die Infanterie hinweg aber der tobende Kampf der Geschütze. Auch der Feind hat Batterie auf Batterie demaskiert. Am Bahnhofe stehen sie, die Straße nach Premeaux entlang, und die Côte d'Or emporsteigend auf der Straße nach Chaux. Das ist ein Sausen, ein Krachen, ein Getöse, als ob der Tod, eine Riesengestalt, über das Gefilde schritte und mit wahnwitzigem Lachen, das sich donnernd am Himmelsgewölbe bricht, seine felsigen Knochen auf der starren Erde zersplittere.

Neue Unterstützung haben die braven Badener erhalten. Die Füsiliere 3. Regiments sind dem linken, 2 Kompanien des 2. Bataillons dem rechten Flügel zu Hilfe geeilt. Nur noch ein Halbbataillon 3. Regiments steht jetzt in Reserve. Mit frischer Kraft aber rüsten sich die Stürmer zum Sprung über die letzte Lücke.

Näher und näher schrauben sich die Bataillone an den Feind. Immer hastiger, immer verzweifelter wird sein Geschieße. Schon fühlt er den heißen Atem der Grenadiere im Gesicht. Wut und Angst schnüren ihm die Kehle zusammen. Zitternd nur handhabt er noch sein glühendes Chassepot. „Schnellfeuer! Schnellfeuer!" schreien die französischen Hörner, krächzen heiser die französischen Offiziere.

Eine Feuersbrunst wälzt der entsetzte Verteidiger zwischen sich und den unheimlichen Angreifer. Aber dichter, immer dichter sieht er ihn vor sich. Mit dem letzten Rest von Kraft reißt er den Yatagan von der Seite und stößt ihn neben das dampfende Flintenrohr. Noch einen Schuß. Noch einen. Dann — ein furchtbares Gebrüll, und mit einem letzten Satz springt es ihm durch Rauch und Flammen an die röchelnde Gurgel. „Hurra! Hurra!“ Brausend wälzt sich der deutsche Schlachtruf von Flügel zu Flügel, in sein Tosen verschlingend den Donner der Geschütze und das Rollen und Knattern des Massenfeuers der Infanterie. „Hurra! Hurra!“ Der Einschnitt ist erreicht. Und wie der Waldbrand über die dürre Heide fährt, so rast das endlich entfesselte Schnellfeuer der Badener durch die Glieder der schreckerstarrten Franzosen. Haufenweise erliegen diese den Kugeln und haufenweise zerschmettern sie Kolben und Bajonett im wutgestachelten Nahkampf. Was nicht flieht, wird erbarmungslos niedergemacht, und was flieht, zu Hunderten zusammengeschossen auf dem freien Feld vor den Mauern der Stadt.

So rächen sich die Badener für die entsetzlichen Verluste dieser zweistündigen Attacke. Denn zwei Stunden hat sie gewährt, und mehr als 800 brave Soldaten decken tot oder verwundet die Siegesbahn.

4 Uhr. Die Hörner rufen zum Sammeln und zu neuem Gefecht. Denn noch ist Nuits selbst nicht bezwungen, und schon senkt sich die Nacht vom Himmelszelt.

Dichte Rauchwolken wälzen sich über die Stadt, Flammen züngeln in das kalte Abendlicht. Aber über die brennenden Gebäude, das Sinnbild der zerbrechenden Feindesmacht, tobt noch ruhelos das Feuer der französischen Geschütze. Auf der Straße nach Chaux sind sie aufgefahren

in langer Reihe, und von den unnahbaren Felsenhängen schleudern sie Granate auf Granate in den dicht besetzten Eisenbahneinschnitt. Und unter ihrem Schutz beginnt auch die französische Infanterie von neuem zu avancieren. Vor den Mauern der Stadt haben sich ihre Bataillone ralliiert. Von Beaune her hat soeben die Eisenbahn ein frisches Regiment gebracht. Im Eisenbahneinschnitt, an der Stätte unseres Ruhms, gedenken sie uns rückstoßend zu begraben. Aber während unser linker Flügel, das Füsilierbataillon 2. Regiments, die Hilfstruppen aus Beaune mit einem einzigen Schlage zertrümmert, schmettert Batterie Porbeck, die bis dicht an den Einschnitt gejagt, den Feind vor den Thoren von Nuits zusammen. Wehklagend entschwindet er in den Straßen der Stadt. Ihm nach aber das 1., das 2., das 3. Regiment. Mit brausendem Hurra stürzen sie über das leichenbesäte Blachfeld, rechts schließt sich Bataillon Unger an, das sich endlich zu uns Bahn gebrochen, weiter westlich Bataillon Arnold, das soeben von der Höhe des Gebirges gestiegen*), und von Osten und Norden wird der sterbende Feind mit eisernen Armen umklammert. Vergeblich ballt er sich einmal und noch einmal an den Eingängen der Stadt zusammen. Das mörderische Feuer unserer Infanterie reißt seine Schlachthaufen immer wieder auseinander. Und als ein letzter Sturmlauf die Unsern in das Innere der Stadt geführt, da endlich muß der heldenmütige Widerstand der Franzosen verröcheln. Wehr und Waffen werfen sie von

---

*) Kolonne Degenfeld war südlich Villars Fontaine auf einen weit überlegenen Feind gestoßen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, über den tief eingeschnittenen Meuzin-Bach auf das steile Plateau von Chaux zu klimmen, zog sich die Kolonne auf Dijon zurück.

sich und wie Wahnsinnige stürzen sie hinaus in Wald und Gebirge und in die düstere Nacht.

Nuits ist unser! Wir haben gesiegt!

Es ist 5 Uhr. Die badischen Truppen sammeln sich. Der Gedanke an Verfolgung taucht auf. Aber man muß ihn fallen lassen; die Soldaten sind allzu erschöpft, es ist Nacht und die Côte d'Or hat schwierige Wege. Nur ein Teil der Truppen hält Nuits besetzt, die übrigen biwakieren auf dem Schlachtfeld. Noch kann man die Verluste nicht ermessen, aber daß sie groß sind, das bezeugen die klaffenden Lücken der Bataillone. Doch auch der Feind hat nicht nur die Schlacht verloren, vom Eisenbahneinschnitt bis in die Straßen der Stadt ist der Boden mit seinen Toten und Verwundeten geradezu übersät. Und dazu hat er über 500 Gefangene eingebüßt. Das Heer Cremers — darüber ist kein Zweifel — hat heut einen tödlichen, wenn nicht gar den Todesstoß empfangen.

Schwarze Nacht hat sich über das Kampfgefild gebreitet. Nur über dem brennenden Nuits liegt ein rötlicher Schimmer, aus dem von Zeit zu Zeit hohe Flammengarben gen Himmel fahren gleich flehenden Menschenhänden, die verzweifelt nach den Füßen der Gottheit greifen. Schweigend sitzen die Sieger um die flackernden Biwakfeuer. Sie frieren, sie hungern und sie gedenken der Toten, der Toten.

Und ferne, wo er zu Hause,
Da sitzet im Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und spricht: „Gewiß ist er tot!“

Da sitzt die weinende Mutter,
Die seufzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehen um Elf!“

Dort starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
Und ist er dahin gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!"

Feiertage.

Am 19. Dezember kehrten die Badener nach Dijon zurück. Denn der Zweck ihres Vormarsches nach Süden: die Vernichtung ihres nächsten und stärksten Feindes, der war erreicht. In der That, vernichtet war er. Mehr als 1500 Krieger verlor er durch Tod und Verwundung, und 16 Offiziere 633 Mann durch Gefangenschaft. Was noch übrig geblieben von dem stattlichen Heere, das war erschüttert bis ins Mark. Nur wenige Truppenverbände hielten noch zusammen, und diese waren, selbst nach Aufnahme der Brigade Ricciotti, nicht mehr aktionsfähig. Einen großen Sieg hatten die Badener errungen, groß vor allem im Hinblick auf die Stärke und Stellung des Gegners, den sie zu überwinden gehabt. Denn das Unerhörte war geschehen, daß die Minderzahl die Mehrzahl überwältigt in einer schier unangreifbaren Stellung. Und deshalb besonders erregte die Kunde von der Niederlage bei Nuits die größte Bestürzung in ganz Frankreich. Den wohl disziplinierten Truppen Deutschlands gegenüber kam man wieder einmal zum ganzen Bewußtsein seiner Ohnmacht.

Aber teuer hatten auch die Badener ihren herrlichen Sieg bezahlen müssen. Auch sie verloren fast 1000 Mann an Toten und Verwundeten, von denen allein auf die beiden Grenadierregimenter 708 Mann entfielen*). Und in alle

*) 18 Offiziere 325 Mann verlor das Leibregiment, 19 Offiziere 346 Mann das 2. Grenadierregiment.

Kreise hatte die Hand des Todes gegriffen. Unter den Toten befand sich der heldenmütige Kommandeur des 2. Regiments, Oberst von Renz, und unter den Verwundeten der Divisionskommandeur, Generallieutenant von Glümer und Prinz Wilhelm von Baden. Selbst die Artillerie, von der heut einzelne Teile, wie Batterie Porbeck, ihr Aeußerstes gethan, hatte einen Verlust von 1 Offizier, 50 Mann und 57 Pferden zu verzeichnen. Der letzte Advent hatte gar blutige Wunden geschlagen hüben wie drüben.

Die Stadt Dijon war sehenswert gewesen an diesem furchtbaren Schlachtentag. Zum zweiten Male bot sie das Bild eines Volkes am Vorabend der Revolution. Denn wie damals, als Garibaldi vor seinen Thoren erschienen, war es bereit gewesen, uns im Falle einer Niederlage gänzlich zu vernichten. Die 3. Brigade, die es während des Gefechts bei Nuits besetzt hielt, hatte sorgenvolle Stunden zu verleben. Aber früher noch hatte die Kunde von der entsetzlichen Niederlage die Herzen der Bevölkerung erreicht, als die Wächter, die wir ihnen gelassen. Und ein Schrei der Wut, der Verzweiflung, des Schmerzes hallte durch die ganze Stadt, in den sich nur vereinzelt noch ein Laut des Zweifels mischte. Die Unglücksraben hatten ja noch nie umsonst geschrieen! Aber wenn wirklich noch ein Fünkchen Hoffnung glühte, es mußte erbleichen im Tageslicht des 19. Dezember. Da kamen die Wagenkolonnen der Verwundeten, da kamen die Gefangenen, Trupp auf Trupp, da kamen unsere sieggekrönten Bataillone.

O Erde, burgundische Erde, wovon bist du so rot?
In deinen edlen Reben liegen viel Helden tot.

Was für ein dunkler Streifen die Schienen dort entlang?
Das Auge sieht es mit Grausen, der Fuß hemmt seinen Gang;

Da hat mit deutschem Mute die badische Garde gestürmt
Und Leichen über Leichen am Bahndamm aufgetürmt.

Da liegen die schwarzen Gesellen von des Südens Legion,
Da lieget Frankreichs Hoffnung, so mancher Mutter Sohn;
Da liegt die rote Schärpe, mit Schlamm und Blut bespritzt.
Die Schärpe, die noch gestern so manches Hirn erhitzt,
Die Augen starren gebrochen, die Stirnen stumm und bleich,
Ja, jetzt im kalten Tode sind alle „frei und gleich". —
Da liegt auch der blonde Deutsche, das Haupt vom Helm beschwert,
Des dunklen Schwarzwalds Tanne ihm nimmer Weihnacht beschert.
Nun bricht der Abend trübe über Dijon herein,
Da rückt mit klingendem Spiele die badische Garde ein,
Mit dumpfem Ton dazwischen schlagen die Trommeln an,
Gelichtet sind die Reihen, es fehlt der vierte Mann. —
O Erde, burgundische Erde, wovon bist du so rot?
In deinen edlen Reben liegen viel Helden tot.

(Theodor Fontane.)

Ja zerronnen war der kurze Freiheitstraum Dijons, zerronnen vor unserem herrlichen Sieg wie flüchtiger Morgennebel vor dem strahlenden Tagesgestirn. Und der Einzug der siegreichen Bataillone in die zum dritten Mal erstrittene Stadt wurde zum ersten Feiertag der Division in dieser festbewegten Jahreszeit.

Andere Feiertage sollten ihm folgen. Aber wie jenen ersten mußten sich die Badener auch jeden fürderen verdienen durch doppeltes Tagewerk. Wenn daheim ein großes Fest vor den Thoren steht, dann wird Haus und Hof gesäubert, wird das Geschäft bestellt und das beste der Gewänder gerichtet für ein würdiges Auftreten an den Tagen des Herrn. Und nicht anders war's hier in der feindlichen Fremde. Auch die badische Division hatte Haus und Hof, hatte ein Geschäft und ein funkelndes Feierkleid. Dijon und Umgebung war zu säubern von offener Gewalt und tückischer Hinterlist. Rastloser Krieg war zu führen mit denen, die nicht einmal der herrische Tod zu zwingen vermocht, das

schartige Schwert aus der ungeübten Hand zu legen. Und scharf zu halten war die eigene Wehr, der Badener bestes und einziges Festgewand. Und mehr denn je war dies alles zu betreiben vor dem lieblichen Weihnachtsfest, denn mehr als je trachtete der finstere Feind uns zu verderben. Wir hatten bei Nuits ein Frankenheer zertrümmert. Aber nicht anders war's, als hätten wir dem Weltmeer einen Trunk entschöpft. Der kühlte unsern Thaten-, unsern Siegesdurst, der nahm dem Wogenschwall ein Wellenhaupt. Aber fort und fort rauschte und rollte der Ozean, schlug seiner Wasser Wucht an unser schwaches Wehr, sich Wege wühlend zwischen Block und Brett. Denn Feinde ringsum jetzt und immerdar.

Die Truppen des General Goltz hatten nach endlosen Gefechten am 19. Dezember endlich Langres fest cerniert. Aber während sie vor den Wällen der Festung auf die Ankunft schwerer Belagerungsbatterien harrten, mußten sie gleichzeitig Front machen nach außen gegen das Volk in Waffen. Die Truppen des General Schmeling hatten am 17. Dezember ein ernsthaftes Gefecht mit etwa 3000 Franktireurs bei Pesmes. Schon am 19. erschien der geschlagene Feind von neuem in vermehrter Zahl, um sich von neuem blutige Köpfe zu holen. Im Ouche-Thal zeigte sich wieder Garibaldi mit überlegenen Kräften und zwang uns zur Entsendung einer größeren Kolonne unter Major Röder auf St. Seine und Lombernon. Im Süden Dijons wuchs der Feind von Tag zu Tag, und immer dreister drängten seine Scharen an den Postenkreis der Division. Und selbst im Westen der Côte d'Or schien sich der Feind zum ersten Mal in großen Massen zu bewegen.

Da hieß es: „Augen, Ohren auf, Gewehr im Anschlag Nacht wie Tag, und unaufhörlich tasten in die wilden Weiten!

Immer mühevoller wurde der Dienst der Division und immer strenger wurde er gehandhabt. Besondere Vorschriften wurden für die Nachtpatrouillen erlassen. Die Dragoner mußten die Hufe ihrer Pferde umwickeln und den Säbel hoch hängen. Näherten sie sich einem Dorfe, so mußten sie absteigen, an die Häuser heranschleichen und in die Fenster gucken, ob sich nicht etwa feindliche Krieger dort niedergelassen. Die Infanterie wurde vor allem als Schleich- oder Horchpatrouille verwendet. Seitwärts der Straßen im Gebüsch oder in den Weinreben mußte sie sich da verbergen und die Unternehmungen des Gegners belauschen. Das war äußerst beschwerlich, denn stundenlang hieß es regungslos ausharren im tiefsten Morast, im höchsten Schnee, in eisiger Kälte. Und diese drei zähen Widersacher des Soldaten lösten sich im Dezember mit hartnäckiger Regelmäßigkeit ab. Das Tauwetter um die Mitte des Monats verwandelte die fette Ebene Burgunds in einen grundlosen Morast. Und als bald darauf der Winter wieder in seine Rechte trat, da häufte sich meterhoch der Schnee auf der steinhart gefrorenen Erde. In Dijon selbst nahm der Dienst immer strengere Formen an, raubte er immer mehr von den an sich schon karg bemessenen Ruhestunden. Vor jedem Quartier mußte nachts ein Alarmposten stehen, für dessen Vorhandensein natürlich die ruhebedürftigen Insassen des Hauses zu sorgen hatten. Und der Postenkreis um die Stadt wurde angesichts des immer bedrohlicheren Andrangs feindlicher Scharen gegen Ende des Monats verdoppelt.

Doppelt überhaupt war das Tagewerk der Division in diesen letzten Dezembertagen, aber sie verdiente sich auch was sie damit erstrebte — Ruhe am Weihnachtsfest.

Als die Sonne am Abend des 24. Dezember hinter der Côte d'Or versunken war, da wurde Dijon zu einer deutschen

Stadt. Fast in allen Häusern, in denen deutsche Soldaten lagen, brannte der Weihnachtsbaum. Geschenke verbargen sich unter seinen dunkeln, duftenden Aesten, sehnsüchtig hervorlugend gleich Bräuten, die am Hochzeitstag des Freiers harren. Ringsum Gesichter, in denen Neugier, Glück und Wehmut kämpften. In der Ecke auf weiß gedecktem Tisch eine dampfende Punschbowle, umgeben von Gläsern, Tassen, Töpfen, die sie heut unermüdlich füllen sollte. Und draußen, die lüsterne Nase breit an die Fensterscheiben gedrückt, das Gesicht des Alarmposten. Nach kurzer, erhebender Ansprache des Würdigsten der Genossenschaft fand die Verlosung der kleinen Geschenke statt. Dann kam die Kneipe ohne Ende und mit ihr der deutsche Rundgesang. Was für Augen machten die Dijonesen, als sie all die Herrlichkeiten sahen! Sie murmelten etwas von deutscher Sentimentalität. Aber schließlich setzten sie sich doch dazu und waren fröhlich mit den Fröhlichen. Ja als der Punsch seinen kurzen Erdenlauf beschlossen, da ließen sie sich's nicht nehmen, zehnmal ihre „letzte“ Flasche der allgemeinen Glückseligkeit zu opfern. So wurde das Christkind auch diesmal zum Geiste der Versöhnung, wie es vor tausend Jahren schon gewesen.

Nicht allen Kriegern freilich war so liebliche Weihnacht beschieden. Die auf Vorposten waren oder Patrouille gingen, mußten sich mit der wehmütigen Erinnerung begnügen. Aber eine heiligende Kraft birgt solches Erinnern, es erhebt den Menschen über die Kleinlichkeiten des Lebens, es macht ihn besser, die Liebe feiert ein stilles Fest in seinem Herzen, und wo ist Liebe schöner als im haßerfüllten Krieg?! Und wenn der Krieger auf einsamer Wacht zum Himmel schaute, dann war es ihm, als ob die ganze Welt sein Weihnachtsbaum geworden, an den der Herrgott eigenhändig Sternenlichter hängte. Und als Weihnachtsgeschenk stand

er selbst darunter, stand sein junges, hoffnungsvolles Leben, das in dem mörderischen Krieg verschont geblieben. Da erfüllte heiße Dankbarkeit sein Herz, und von Einem weiß ich, der faltete die frosterstarrten Hände und betete, wie ihn einst die Mutter gelehrt:

„Danke dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Amen!“

Die Weihnachtstage vergingen in voller Ruhe. Aber es war nicht die sanfte Ruhe nach gethaner Arbeit, sondern die Ruhe vor dem Sturm. Den Soldaten freilich wurde das weniger bewußt. Beim Generalkommando jedoch häuften sich von Stunde zu Stunde die Nachrichten über eine bevorstehende Hauptaktion der Franzosen. Am 24. Dezember meldete der deutsche Gesandte in Bern, daß die Eisenbahn Lyon—Besançon vom 23. ab für Militärtransporte reserviert worden sei. Am 25. meldete General Treskow, der Kommandeur der Belagerungstruppen vor Belfort, daß 25000 Franzosen zum Entsatze der Festung heranzögen. Aufgefangene Briefe aus dem Süden trösteten die „unglücklichen“ Bewohner Dijons mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens, d. h. mit der Zusicherung, daß unsere Tage daselbst gezählt seien. Die Dijonesen selbst machten gar keinen Hehl daraus, daß wir demnächst im Sacke säßen, wenn wir nicht vorzögen, schleunigst zu verduften. Kein Zweifel, es war etwas Größeres im Werke, als jemals gegen uns unternommen worden. Fragte sich nur: was? Aber auch darüber brachte schon der zweite Weihnachtstag Klarheit. Da meldete General Treskow, daß der Feind bereits Clerval, l'Isle sur le Doubs und Rougemont besetzt habe, mit andern Worten, daß er sich hinter unserem Rücken zu einem Stoß auf unsere Verbindungen mit Deutschland konzentriere. Mit einem Male war der Schleier zerrissen, den

der Feind über seine gewaltigen Zurüstungen gebreitet. Jetzt hieß es handeln, kraftvoll, schnell, gewandt, oder — wir waren abgeschnitten und verloren.

So wurde der 26. Dezember zum dritten Feiertage unserer Soldaten. Denn da schlug die Stunde, die sie zu ihrer größten That berief und zu der größten einer in dem großen Kriege. Um die Mittagsstunde des 26. Dezember erging an sämtliche Truppen des 14. Korps der Befehl zum Rückmarsch nach Vesoul. Nur nach Vesoul. Aber dieser Gewaltmarsch ohnegleichen sollte nicht eher ein Ende finden, als bis er an die Schwelle des Vaterlandes streifte, um dort gleich einem wilden Bergesstrom ins sturmzerwühlte Meer der Schlacht zu rauschen.

Auf, nach V e s o u l!

Marsch, Marsch!

Denn die Franktireurs von allen Seiten
Wollen uns den Paß abschneiden,
Es wär' ja besser, wir hätten Frankreich
Noch niemals gesehen,
Ach wie wird's uns noch gehen!

Schwermütig war das Lied, das in diesen Tagen seltsamer Weise wieder auftauchte, nachdem es zwei Menschenalter lang in den Gemütern der Deutschen geschlummert. Unsere Großväter hatten es einst gesungen, als sie 1812/13 unter den Trümmern der großen Napoleonischen Armee die eisigen Gefilde Rußlands verließen. Und nun wurde es wieder gesungen unter ähnlichen Verhältnissen und mit ähnlichen Empfindungen. Denn wie damals mußte man schwer Errungenes preisgeben, und wie damals durch einen Rückzug

in Eis und Schnee. Freilich der Ausgang sollte diesmal ein anderer sein, als in jener Schreckenszeit: er stempelte den Rückmarsch des 14. Korps zu einem strategischen und taktischen Erfolg ersten Ranges. Aber wer wußte das vorher? Und selbst wer es hoffte und glaubte, konnte sich der den bitteren Empfindungen verschließen, die das Preisgeben einer mit Blut erstrittenen Position erweckt?! Er konnte es nicht. Und darum der stille Ernst der Truppen, als sie aus den Thoren Dijons marschierten, darum ihr schwermütiges Scheidelied.

Bei St. Apollinaire sammelte sich die Division gegen Mittag des 27. Dezember. Noch einen letzten Blick auf die Stätten so vieler Mühen und Kämpfe, aber auch so vieler herrlicher Erfolge, auf die tausend Flecken, Dörfer, Städtchen, in denen die Badener trotz aller Not doch so heimisch geworden, auf das prächtige Dijon, das so lange „unser" gewesen, und auf die ragende Côte d'Or, in deren Schluchten wir so oft um Leben und Tod gewürfelt. Noch einen letzten warmen Gruß den Brüdern, die dort für Deutschlands Ruhm den Heldentod gefunden, und

> Den Fuß in den Bügel — wer reitet mit?
> Dem Erbfeind gilt der kühne Ritt!
> Den Säbel geschwenkt, in die Weichen den Sporn!
> Mit uns ist Gott und sein heiliger Zorn.

Voran zog die 2. Brigade, demnächst die Kavallerie und Artillerie, dann die 1. und als Arrieregarde die 3. Brigade. Auf endlosen Wagenkolonnen schlossen sich die Verwundeten der Division an. Und doch hatte man nicht alle mitnehmen können. Viele waren überhaupt nicht transportabel und viele andere hätten bei der grimmigen Kälte schon auf der ersten Wegetappe ihren Tod gefunden. Jammervoll war der Abschied von den Zurückbleibenden gewesen, sie fielen ja in

Feindes Hand, und von der war wenig Schonung zu erwarten. In der That schleppten die Franzosen später einen großen Teil unserer wunden Soldaten nach Südfrankreich, unbekümmert, ob sie transportfähig waren oder nicht, und das nur, um Gefangene zu zeigen. O eitles, unbarmherziges Volk, konnte dich das Strafgericht Gottes überhaupt schwer genug treffen?!

In der Gegend um Mirebeau machte die Division in später Abendstunde Rast. Am 28. wurde der Marsch bis Gray fortgesetzt, am 29. sollte Vesoul erreicht werden.

War der Marsch schon in den ersten Tagen keineswegs annehmlich gewesen, so übertrafen seine Schwierigkeiten am dritten Tage alles bisher Dagewesene. Die Kälte war entsetzlich. Ein rauher Wind fuhr über die öde Winterlandschaft, aus deren starrem Einerlei nur hier und da die Giebel einer eingeschneiten Ortschaft emporragten. Spiegelglatt waren die Wege gefroren, so daß Reiter und Kanoniere zu Fuß gehen, ja letztere an steilen Stellen die schweren Geschütze selbst ziehen mußten. Und dabei nicht Speise, nicht Trank. Der Wein war in den Flaschen, Brot und Speck waren in den Beuteln gefroren. Viele Soldaten wurden marschunfähig und mußten zurückbleiben. Und noch mehr Pferde fielen. Die treuen Tiere thaten bis zum letzten Atemzug ihre Schuldigkeit, bis sie sich auf einmal hoch aufbäumten und dann sterbend zusammenbrachen vor Hunger, Kälte und Mattigkeit. Scharen von Raben begleiteten das Heer mit widerlichem Gekrächz, und wie eine schwarze Wolke fielen sie über die Pferde her, wenn sie kaum unter dem Gnadenstoß ihrer Herren verendet waren. So zahlreich stürzten diese braven Kampfgefährten, daß die Saône-Brücke bei Soing eine Zeit lang von ihren Kadavern gesperrt war.

Und trotz Hunger, Kälte und Mattigkeit keine Ruhe, keine Rast. Vesoul sollte und mußte heut erreicht werden, und wie weit, wie weit war das?! Nicht ein einziges Mal wurden die Gewehre zusammengesetzt. Nur von Zeit zu Zeit ein kurzer Halt, wenn wie bei Soing der Weg verstopft war oder die Artillerie da vorn ihre Kanonen auch gar nicht mehr vom Flecke kriegen wollte. Dann weiter ohne Schritt, ohne Tritt, stolpernd und fallend und wieder stolpernd und wieder fallend, und je näher der Abend kam, um so langsamer, um so verzweifelter — der Weg wollte doch auch gar kein Ende nehmen. Es wurde Abend, es wurde Nacht, und immer noch kein Vesoul. Düster zog die düstere Kolonne über das fahle Schneegefild. Da, ein dumpfes Rollen wie ferner Schlachtendonner. Hochauf richten sich die zusammengesunkenen Kriegergestalten. Sind wir am Feind? Nein! Aber die Avantgarde passiert die Saône-Brücke. Und neues Leben fährt in die gebrochenen Gestalten. Nun wissen sie, ihr Ziel ist nahe. Und strammen Schritts erledigen sie den Rest des grauenvollen Weges. Um Mitternacht wurde Vesoul und Umgegend erreicht. Gleich Toten sanken Mann und Roß an ihrem Ziel zusammen.

Es war erreicht, das ferne Ziel. Es war erreicht trotz Kälte und Entbehrung, erreicht durch einen Marsch von 14 Stunden. 105 Kilometer hatten die badischen Truppen in den drei Tagen seit ihrem Ausmarsch aus Dijon zurückgelegt, davon allein am letzten Tage 50 Kilometer. Aber es war erreicht. Das weit auseinander gereckte Korps hatte sich binnen 3 Tagen zusammengeschoben um eine Position, die jeden Schritt des Feindes beherrschte. Stieß er direkt von Besançon nach Norden, so verlegten wir ihm mit geringer Verschiebung unserer Truppen sämtliche Anmarsch-

straßen. Ging er über Dijon vor, so reichten wir General Zastrow im Norden die Hand und faßten ihn in Front und rechter Flanke. Zog er nach Osten zum Entsatz von Belfort, so war's ein Leichtes, sich ihm vorzuschieben. Jeden Plan des Gegners konnten wir jetzt durchkreuzen, fragte sich nur, welchen Plan er hatte.

Als wir so eilend Dijon verließen, da hatten wir zunächst für unsere Verbindungen gefürchtet. Die waren nun gesichert durch das ganze Korps. Denn auch die Preußen unter Goltz und Schmeling waren um Vesoul versammelt. Dann waren Besorgnisse für Belfort aufgetaucht. Aber mit den ersten alarmierenden Bewegungen des Feindes in der Richtung des oberen Doubs hatte es sein Bewenden gehabt. Was wollten nun die Franzosen eigentlich? Bei Besançon sammelten sie sich in großen Massen, bis Lyon hinunter rührten sie unermüdlich die Werbetrommel und in dem aufgegebenen Dijon hatten sich Cremer und Garibaldi niedergelassen. Ja was wollten sie? Kein entscheidender Schritt verriet ihre Absichten. Und es blieb nur der Vermutung Raum, daß sie auf weitere Verstärkung harrten.

Nun so harrten wir auch. In unserer beherrschenden Stellung konnten wir uns das schon erlauben. Und Verstärkung war uns schließlich ebenso von Nöten wie dem Feinde.

Freilich mit dem Verstärken war's eine eigene Sache. Wir hatten nichts Rechtes mehr zum Verstärken. Was noch in Deutschland stand, reichte grade zur Bewachung der französischen Gefangenen. Und was noch im Elsaß disponibel gewesen, das hatte sich der Treskow vor Belfort zu Gemüte geführt. 8 Bataillone und 2 Batterien Landwehrtruppen unter General Debschitz waren diesem zu Hilfe gezogen und deckten, so gut es ging, den Rücken der

Belagerungstruppen. Dennoch ward dem 14. Korps wenigstens eine kleine Unterstützung. 1 preußisches Reserve-Jägerbataillon, 1 sächsische Reservebatterie, das 1. Bataillon des 6. badischen Regiments und die Rastatter Ausfallsbatterie stießen dazu. Dadurch wuchs die bei Vesoul versammelte Macht des General Werder auf 33½ Bataillone, 26 Schwadronen und 108 Geschütze an. Eine ansehnliche Macht, um so mehr als die Truppen in diesen Tagen der Erwartung Zeit fanden zur Erholung von den letzten furchtbaren Strapazen, und somit schlagfertig waren um die Wende des bedeutungsvollen Jahres wie nur je zuvor.

Um die Wende des Jahres! Wie ein Dieb in der Nacht ist uns das große Kriegsjahr 1870 entschlüpft, wie ein Dieb in der Nacht steht 1871 auf der Schwelle der Zeit. Einen großen Schlüsselbund hält es in der Hand und ein unruhig zitterndes Kerzenlicht. Welche Geheimnisse wird es erschließen, wem wird es leuchten auf dem engen Lebenspfad? Es winkt, es lächelt, hoffnungsfreudig treten wir zu ihm heran. Da bläst es mit übermütigem Lachen sein kleines Licht aus, und schaudernd erwachen wir im kalten Morgengrauen des 1. Januar, der von 365 bangen Fragen 1 erledigt — durch uns. Ja nur durch uns. Denn nur durch kühne That wird man des harten Schicksals Herr und Meister.

Und zu kühnen Thaten sollte bald Gelegenheit werden. Der Feind hatte endlich sein starres Schweigen gebrochen. Am 5. Januar waren wir hinter ihm.

Bis zu diesem Tage hatten zahlreiche Rekognoszierungen kleinsten und größten Maßstabes kein greifbares Resultat ergeben. Aber am Abend des 4. Januar trafen weit hinausfühlende Kavalleriepatrouillen auf stärkere feindliche Truppenkörper, und am 5. entwickelte der Gegner gewaltige

Streitkräfte gegen Vesoul. Auf der ganzen Linie stießen unsere Vortruppen mit den heiß ersehnten Franzmännern zusammen, und es regnete die allerschönsten Gefechte. Bei Echenoz le Sec, bei Levrecey, bei Mont le Vernois, bei Dingsda und Weißnichtmehr: überall knallte und hallte es, als ob Berthold Schwarz Geburtstag feierte. Das 3., 4., 5., 6. Regiment, selbst die Etappentruppen, sie allesamt brachten solide Schäflein ins Trockene. Und als Werder am Abend vergnügt diese Schäflein musterte, da entpuppten sie sich als 500 Gefangene vom 18. französischen Korps. Und die Schäflein begannen zu reden kleinlaut über die größten Dinge. Und sie redeten von einer gewaltigen Armee, die hinter ihnen stände, und von einem gewaltigen Feldherrn, namens Bourbaki, der hinter der gewaltigen Armee stände, und von dem Anschlag dieser beiden Gewaltigen auf unsere Heimstätte, auf — Vesoul. Hoppsah! nun wußte man doch, woran man war. Und Werder hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine ganze Armee dicht um Vesoul zusammenzuraffen zu einem Widerstande bis auf die Knochen.

Noch ehe der 6. Januar helle geworden, hatte das 14. Korps die Stadt Vesoul mit eisernen Armen umklammert. Es war ein Anblick für die Götter, wie viel mehr für die Franzosen. Denn sämtliche Werderianer hatten sich in dem engen Raum einer Meile zusammengedrängt. Hand in Hand standen der Preuße, der Badener und der schmunzelnde „Herr Jäsis" aus Sachsen, und in allen Dialekten Deutschlands wurde gelobt, den Bourbaki in den Durgeon-Bach zu schmeißen, sollte es ihn nach einem kalten Bade gelüsten. Denn der Durgeon-Bach lag vor unserer Front, und über den mußte also Bourbaki setzen, wenn er uns nahe zu kommen trachtete. Aber Bourbaki trachtete nach nichts. Er schien sich in Muße auf den Verbleib seiner 500 Schäf-

lein zu besinnen. Und das 14. Korps ehrte das Schweigen des großen Mannes, indem es sich ebenso schweigend mit noch größeren Dingen beschäftigte. Und das waren — die Magazine Vesouls. Da man sie doch über kurz oder lang aufgeben mußte, so wollte man wenigstens so viel wie möglich mitgehen heißen. Und so erlaubte Werder den Zunächststehenden das Greifen. Was wurde da nicht alles gegriffen! Speck, Fleischkonserven, Kaffee, Cigarren, Tabak, Schnaps — wer kennet ihre Namen?! Und wie wurde zugefaßt! Aus jeder Tasche guckte eine Wurst, aus jedem Knopfloch eine Cigarre, barrikadenweise bauten sich die Behälter der Stinkadores auf den Tornistern auf, und wie werdende Weltkugeln ballten sich die Brotbeutel an der hinkenden Hüfte. Bourbaki hoch! Denn ohne sein Dräuen wäre das 14. Korps wohl nie zu solcher Razzia gekommen.

Aber ohne sein Dräuen wäre das Korps auch nicht zu den anderen Razzias gekommen, die sich im Gefolge des 6. Januar ergingen. Denn da Bourbaki nicht kam, so mußte er doch irgendwo geblieben sein. Und das mußte der Werder wissen, und so ließ er am 7. und 8. emsiglich rekognoszieren. Was machten da die Magazinplünderer lange Beine! Als wollten sie dem Schauplatz ihrer gestrigen und vorgestrigen Brüder- und Lüderlichkeit für alle Ewigkeit entrinnen. Und doch konnten sie's nicht erspringen. Bourbaki war verschwunden und mit ihm sein getreues Heer. Und alles, was man über ihn und es in Erfahrung zu bringen wußte, war — ihr Abmarsch auf Belfort. Alles? Grade genug, uns den Geschmack an den erbeuteten Liebescigarren zu verderben. Denn nun hieß es zum zweiten Male die unschuldigen Füße gedreht wie Windmühlenflügel, hieß es zum zweiten Male

Marsch, marsch!

Meine Füße thun mir weh,
Mich juckt der große Zeh'
Und auch im kleinen beißt's herum,
Als ginge drin Bourbaki um:
O jeh, o weh, o jeh!

Dies das „schwermütige" Lied, das den zweiten Gewaltmarsch einleitete. Es roch etwas nach Galgenhumor. Und der war allerdings über Werders Unterthanen gekommen. Denn zum ersten Mal waren sie sitzen geblieben, und das ist nicht bloß für junge Mädchen eine unangenehme Neuigkeit. Aber dem Bourbaki wollte man das Sitzenlassen anstreichen. Auch er sollte nun mal das Nachsehen haben, aber noch viel gründlicher, als wir am 6. Jänner. Und so schwenkten schon am ersten Marschtage die Preußen nach rechts und stießen südwärts in des Feindes Marschkolonnen. Ei wie flogen da die Franzosen auseinander, gleich einem Wespennest, in das der Werder einen Stein geworfen. 500 hatten dabei das Unglück, geradenwegs in unsere Gefangenensäcke zu schwirren, die übrigen freilich begannen zu stechen. Und da die Preußen sich das nicht gefallen ließen, sondern mit Händen und Füßen auf die kleinen Peiniger losschlugen, so wurde Villersexel zum Schauplatz eines blutigen Gefechts. Mehr und mehr Truppen führte Bourbaki in den Kampf, und als der Abend kam, da hatte er die Genugthuung, Herr der Position zu sein. Aber an der Position lag Werder nix, ihm kam's nur darauf an, daß der Feind soviel wie möglich Truppen aus der Marschkolonne zum Gefecht formiere. Dann verlor er 1) die Zeit des Aufmarschs, 2) die Zeit des Gefechts, 3) was nachher kommt, und letzteres war am kostspieligsten. Denn hatten Aufmarsch und Gefecht 1 Tag gebraucht, so

erforderten das Nachsehen, die Enttäuschung und die Wiedereinrenkung der schwerfälligen Marschkolonnen deren 3. Und Werder, der natürlich hinter einem dichten Vorpostenschleier längst verduftet war, hatte 4 Tage Vorsprung bei dem Wettlauf auf Belfort gewonnen. Und so geschah's. Am 11. Januar stiegen wir ins Thal der Lisaine, aber erst am 15. der Feind. Und was wollten diese 4 Tage bedeuten?! Wir hatten Zeit im Ueberfluß, uns zwischen das belagerte Belfort und die gewaltige Entsatz-Armee Bourbakis zu schieben, und nicht nur das: wir konnten die Stellung, in der wir den Stoß des Feindes abzuwehren gedachten, fortifikatorisch zu einer uneinnehmbaren gestalten. Und das alles war die Frucht der „Niederlage" bei Villersexel*), des besten Streichs, den Werder jemals den Franzosen gespielt.

Am 11. Januar hatte also Werder sein Korps so ziemlich im Lisaine-Thal versammelt. Bumm! bumm! hallte wieder der Donner des schweren Belagerungsgeschützes zu uns herüber. Den Truppen ward ganz straßburgerisch zu Mute und zuweilen kam's ihnen wohl vor, als hätten sie die vier Monate voller Mühen, Kämpfe und Siege nur geträumt. Aber aus solchen Illusionen weckte sie immer bald zweierlei: einmal die sakrische Kälte, von der sie damals keine Ahnung gehabt, und dann das Bewußtsein einer ungeheuren Gefahr, die sich wie nie zuvor über ihren Häuptern zusammenzog. Denn wie gewaltig das anrückende Feindesheer war, davon hatte nicht zum mindesten das erbitterte Gefecht bei Villersexel Zeugnis gegeben. Und was wollte dieses Heer? Es wollte erst uns, dann die Belagerungsarmee vor Belfort zertrümmern, die Festung entsetzen, und dann . . . . man durfte den Gedanken nicht ausdenken, barg

*) Zu einem Siege bauschten es nämlich die Franzosen auf, wiewohl sie nur am Abend ihre alten Stellungen gewannen.

er doch zuviel Jammer und Herzeleid — dann fielen seine Horden in deutsches, in badisches Land, um Rache zu nehmen für alles, was ihm der Deutsche bisher angethan. „Nimmermehr!“ rief dann der Krieger aus, wenn er bis zu diesem Punkte in seinen trüben Betrachtungen gekommen war. „Nimmermehr!“ rufen auch wir: noch ist Werder da und sein ganzes Korps, noch der Treskow und sein Belagerungsheer, und noch haben wir Tage lang Zeit, uns zu dem Widerstand aufs Aeußerste zu wappnen. Und so wollen wir die Tage nützen, als wären es nur Minuten einer Galgenfrist. Schaffen und schürfen wollen wir uns eine Position, so furchtbar wie sie noch kein Frankenauge geschaut, und aushalten wollen wir darin bis auf den letzten Mann.

Die Schlacht an der Lisaine.

Die Welt mag zerreißen
Die Schwüre wie Spreu;
Ich weiß ein Wort wie Eisen,
Es heißt: Soldatentreu!

Was ist die Lisaine? Es ist ein Bach, der einige Kilometer westlich der Festung Belfort von Norden nach Süden streicht. Nur ein Bach, aber doch durch die Richtung seines Laufes ein ernstes Hindernis für einen anstürmenden Feind. Durch die Beschaffenheit seines östlichen Ufers aber wird er geradezu ein nasser Graben vor den Bastionen einer gewaltigen Festung. Denn ein langer Höhenrücken zieht an seiner linken Seite hinunter, der sich nur einmal, in der Mitte etwa, bis zum Niveau des Wassers herabsenkt. Das ist das Defilee, durch dessen Enge die Straße und die Eisenbahn von Belfort herüberkommt, und

an dessen Ausgang, wie ein detachiertes Forts, Héricourt liegt. In dieser starken Stellung wollten wir uns dem Feind in den Weg legen. Es galt, ihre natürliche Festigkeit durch künstliche Fortifikationen auf das äußerste Maß zu verstärken.

Dazu verwendete man die nächsten Tage. Für unsere Artillerie wurden Geschützemplacements auf dem Höhenzuge eingeschnitten. Besonders beherrschende Punkte, wie die Erhebungen über Héricourt, über Montbéliard und Schloß Montbéliard selbst, wurden mit schwerem Belagerungsgeschütz besetzt*). Die Brücken über die Lisaine wurden abgebrochen, oder doch zur Zerstörung vorbereitet. Die Dörfer an ihrem Rand wurden zur zähen Verteidigung eingerichtet. Schützengräben wurden ausgeworfen. Die mangelhaften Verbindungswege auf der Anhöhe wurden ausgeholzt, verbreitert, fahrbar gemacht. Endlich wurden die Geschütze selbst eingefahren und die Truppen auf der langen Linie nach Zweckmäßigkeit verteilt.

Denn sehr lang war die Verteidigungslinie**), und das war eine ihrer Schwächen. Gelang es dem Feind, den Feuerkreis unserer Geschütze in Massen zu durchschreiten und bis an die Bajonette unserer dünnen Infanterielinie zu dringen, so war alles zu fürchten. Denn bei der Größe der Entfernungen vermochte man einen bedrohten Punkt kaum rechtzeitig zu unterstützen. Auch die Verteidigungskraft des rechten Flügels ließ vieles zu wünschen übrig.

*) Man entnahm dem Belagerungstrain vor Belfort im ganzen 37 Geschütze. 18 wurden an den bezeichneten Punkten placiert, 3 weitere brachte man noch in der Nacht zum 17. Januar bei Chalonvillars in Position, die 16 übrigen dienten zur Sicherung unserer linken Flanke zwischen Montbéliard und der Schweizergrenze.

**) Allein die engere Verteidigungsstellung Frahier-Montbéliard hatte eine Längenausdehnung von 2 Meilen.

Da trat auch auf feindlicher Seite Berg und Wald bis dicht an die Ufer der Lisaine heran, so daß unsere Artillerie feindlicher Annäherung kaum entgegentreten konnte. Und nun kam noch als wundester Punkt hinzu, daß die Festung Belfort in unserem Rücken lag. 15000 Franzosen hielten es besetzt unter einem tüchtigen Kommandanten. Von den hochgelegenen Forts aus konnten dieselben alle Bewegungen im Thal der Lisaine beobachten. Und es lag nur zu sehr im Bereiche der Möglichkeit, daß sie bei günstiger Gelegenheit ihren Cernierungsring durchbrachen und unsere dünne Verteidigungslinie von hinten packten.

Und dennoch, Soldaten sowohl wie Offiziere waren voller Vertrauen auf ihre noch stets bewährte Kraft. Und es war ja auch, ganz abgesehen von Vorteilen und Nachteilen der Stellung, ein ganz stattliches Sümmchen deutscher Helden zu Schutz und Trutz hier versammelt. Außer den Cernierungstruppen des General Treskow, der Kavallerie-Brigade, die den äußersten rechten Flügel, dem Detachement Debschitz, das die linke Flanke deckte, einem badischen Bataillon, das in den Vogesen Straßen zerstörte, waren zur Verteidigung der Hauptlinie Frahier-Montbéliard vorhanden: 41 $^1/_2$ Bataillone, 20 Schwadronen, 122 Feld- und 18 Belagerungsgeschütze, im ganzen etwa 38000 Mann mit 140 Geschützen. Und was waren das für Truppen! Keine besseren konnte es geben auf dem weiten Erdenrund. Sie alle hatten die Leiden und Freuden des harten Kriegs kennen gelernt, im Marsch und Gefecht hatten sie ihren Mann gestellt, tausend Mal hatten sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt, tausend Mal hatten sie es gewonnen, der Stolz auf hundert Siege über den Feind und über die eigene Schwachheit erhob ihr Selbstbewußtsein ebenso, als es sie den immer und immer wieder geschlagenen Feind verachten ließ. Und nun kam

noch eins hinzu, was auch den Schwächsten zu einem Helden stempeln mußte: sie standen an der Schwelle des Vaterlandes, mit ihren Leibern deckten sie die teure Heimat, deckten sie die Lieben, die sie ins Leben geleitet, die sie im Leben begleitet. Wer mochte da am Erfolge des großen Unternehmens zweifeln?! Ganz Deutschland schaute vertrauensvoll auf Werder und sein wackeres Korps. Es sollte sich dieses Vertrauens würdig erweisen.

Der Feind hatte erst am 11. Januar die so unfreiwillig bei Villersexel verzögerte Bewegung nach Osten wieder aufgenommen. Langsam nur kamen seine schwerfälligen Kolonnen wieder in Marsch. Erst am 13. trafen sie auf unsere weit über die Lisaine vorgeschobenen Posten und drängten sie zurück. Am 14. formierten sie sich endlich vor unserer Front. Am 15. war ihr Angriff zu erwarten. 140—150000 Franzosen mit 360—400 Geschützen standen uns gegenüber. Fast vierfach also waren sie uns überlegen. Wir aber warfen die größere Tüchtigkeit und den Vorteil der Stellung in die Wagschale des Erfolgs. Sollte sie sich dennoch dem Feinde zuneigen? —

15. Januar.

In voller Klarheit brach der 15. Januar, ein Sonntag, über der mit tiefem Schnee bedeckten Landschaft an. In aller Frühe ertönten die französischen Alarmsignale auf der ganzen Linie. Der große Augenblick war also gekommen. Mit feierlicher Ruhe harrten die deutschen Truppen auf den Beginn des Kampfes. Die Geschütze standen schußbereit, die Mannschaften unter Gewehr, Pioniere hieben das Eis der Lisaine auf; das Thermometer zeigte 14° Kälte.

Mit seiner Artillerie begann der Gegner den bedeutungs-

vollen Schlachttag einzuläuten. Batterie auf Batterie demaskierte er auf den kahlen Höhen des westlichen Thalrandes, und bald zog sich eine einzige Feuerlinie von Couthenans im Norden bis Montbéliard im Süden. Leise zitterte die Erde, und in den Menschenherzen begann die Sorge ihre düsteren Schwingen zu regen.

Unter dem Schutze ihrer Kanonen entwickelte sich dann die französische Infanterie. Etwa gleichzeitig stießen Abteilungen derselben auf dem rechten Flügel gegen Luze, im Zentrum gegen Tavey und auf dem linken Flügel gegen Montbéliard vor. Gegen Luze blieb es bei einer leichten Demonstration, im Zentrum gelang es ihnen die Avantgarde der 4. Reservedivision auf Héricourt hinabzudrücken, vor Montbéliard warfen sie in verlustreichem Kampfe die preußische Landwehr aus ihrer Vorpostenstellung bei Dung und Bart auf die Stadt zurück. So recht ernst aber war es den Franzosen mit ihren Angriffen noch nicht. Ersichtlich waren sie erst dabei, ihre Sturmkolonnen auf den Hauptangriffspunkten zu konzentrieren.

Gegen Mittag war das geschehen, und nun stürmten sie mit wilder Energie auf der ganzen Front gegen die deutsche Stellung vor. Aber kaum in den Bereich der deutschen Geschütze getreten, stockte auch schon ihr Angriff. Reihenweise wurden ihre Krieger von den furchtbaren Geschossen unserer Artillerie niedergemäht, nur versprengte Haufen gelangten wohl einmal bis an die Mündungen der Zündnadelgewehre, vor denen auch sie dann elend zusammenbrachen. So zerschellten all ihre Angriffe auf Béthoncourt und Héricourt. Und nur unter ungeheuren Verlusten vermochten sie die preußische Landwehr in Montbéliard zum Abzug hinter die Lisaine zu nötigen.

Etwas ernster ließ es sich an bei

Bussurel.

Dieser Ort liegt jenseits der Lisaine und war daher von den Unsern nicht besetzt. Nur hinter dem Eisenbahndamm diesseits des Flusses hatte Landwehrbataillon Danzig Stellung genommen, und auf einer Waldblöße oberhalb Bussurel standen die Musketierbataillone 5. Regiments und 2 badische Batterien in Reserve.

Stunde für Stunde hatten sie schon da oben geharrt und sich des prächtigen Ausblickes gefreut, der sich von hier über einen großen Teil des Schlachtfelds eröffnet. Schon verzweifelten sie daran, heute noch dabei sein zu dürfen, und mißmutig sahen sie den Erfolgen ihrer Kameraden zu.

Da, bald nach 3 Uhr, sprengt es den Abhang hinan auf schaumbedeckten Rossen: 2 Ulanen sind's, sie bringen die Bitte des Bataillons Danzig um Unterstützung. Hui, welch ein Leben kommt da in die Badener! Die Gesichter, die sich eben noch angegähnt, hellen sich auf wie eitel Sonnenschein. „An die Gewehre! — Umgehangen! — Aufgesessen! — Bedienung aufsitzen!" überstürzen sich die Kommandos. Und rechts das 1. Bataillon mit der leichten, links das 2. mit der schweren Batterie geht's holter di polter den Berg hinab, so schnell es die engen Wege in dem dichten Gehölz nur zulassen. Drunten aber vorm Walde, Donner und Doria! als ob's Wallnüsse vom Himmel regnet, so rasseln und prasseln die blauen Bohnen um Protzkasten und Pickelhauben. Die aber schert's wenig. Im Nu haben die 5er Kompaniekolonnen formiert und in 2 Treffen, Schützen voran, stürmen sie vorwärts bis an den steilen Thalrand der Lisaine. Und erst die Artillerie! Aufgefahren, abgeprotzt, gerichtet und — krach! saust die erste Granate in den

dichtesten Schwarm der Franzosen. Hurra! rufen die Musketiere in Ermanglung bessrer Beschäftigung, denn ihre Zündnadeln haben zu kleine Beine für die Entfernung. Und hurra! rufen die Kanoniere aus reinster Eitelkeit. Und bumbs! rufen die Geschütze eins nach dem andern. Den Franzosen aber wird schwül zu Mut. In zwei dichten Tirailleurlinien, dahinter Soutiens und geschlossene Bataillone sind sie, 2 Brigaden stark, gegen Bussurel vorgegangen. Schon packten sie den paar Landwehrleuten nach der Gurgel, da ein tosender Krach, ein schauriges Schmerzgeheul — und im Blute wälzen sich gliederweise ihre leichtfüßigen Tirailleure. Und wieder saust es in sie hinein und immer wieder mit entsetzlicher Sicherheit. Auseinander wirbeln ihre Kompanien und Bataillone und rückwärts stürzen sie halsüberkopf in die schirmenden Waldschluchten. Nur wenigen gelingt es, sich in den Gebäuden Bussurels festzusetzen.

An diese aber machen sich nun die 5er. Die 5. Kompanie besetzt die Mühle an der gesprengten Lisaine-Brücke und feuert lustig auf die Eindringlinge drüben im Dorf. Die 1. und 2. Kompanie gehen nördlich über die gefrorene Lisaine und schmeißen den Feind aus dem Bois de Chanois. Die 5 übrigen werfen sich hinter den Bahndamm neben die Danziger in Erwartung der Dinge, die — nicht mehr kommen sollen.

Denn trotz aller Bravour vermag der Feind das Schußfeld unserer Geschütze nicht zu durchschreiten. Umsonst läßt er Batterie um Batterie anfahren, um unsern paar Donnerbüchsen das Maul zu stopfen. Die badischen Kanoniere halten aus, und die feindliche Artillerie gänzlich ignorierend, zerfetzen sie jeden Infanteriehaufen, der in den Bereich ihrer Geschosse tritt. 18 Mann, 24 Pferde verliert allein die schwere Batterie. Aber kaltblütig wie der 15. Januar selber

reitet Hauptmann von Froben auf seinem schweren Braunen im Kugelregen auf und ab und erteilt seine Befehle wie auf dem Manöverfeld. Und wie er, so seine Leute. Granaten und Shrapnels platzen in der Batterie. Prasselnd fahren die Eisenstücke durch den Pulverdampf. In den Lärm der aufschlagenden Geschosse zittern die Schmerzensschreie der Verwundeten. In Schnee und Blut wälzen sich die zerschmetterten Rosse, die Deichseln zerbrechend, zu wirren Knäueln ballend die Stränge der Bespannung. „Schnellfeuer!“ kommandiert Hauptmann von Froben. Und als ob sie der Tod erst das Schießen gelehrt, so wettert's noch einmal so wild in die Reihen der Franzosen, die ihre gelichteten Bataillone immer wieder den leichenbesäten Abhang hinuntertreiben. Laßt ab, laßt ab, ihr werdet's nimmer erringen!

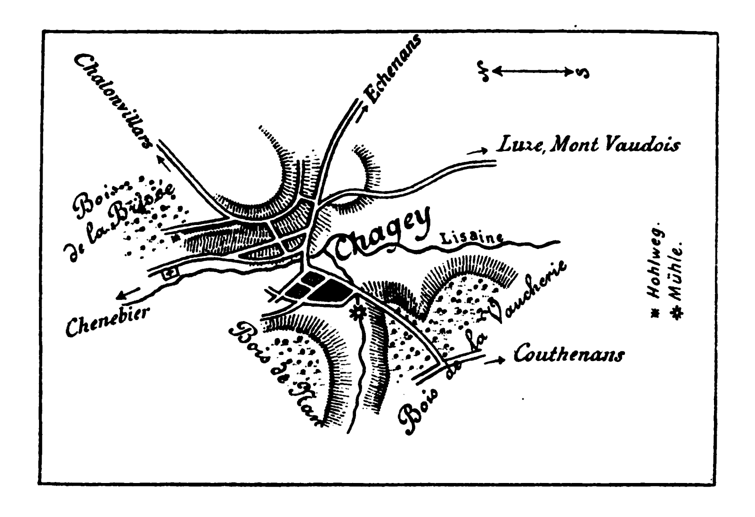
Und endlich sehen das auch die Franzosen ein. Matter und matter wird ihr Feuer. Bald fährt ihre Artillerie ab. Und mit dem glänzenden Wintertag versinken auch ihre Infanteriekolonnen in den düsteren Wäldern. . . .

Noch weit gefahrdrohender aber gestalten sich eine Zeit lang die Verhältnisse bei Chagey. Hier war der Schwerpunkt des heutigen Kampfes.

Gefecht bei Chagey.

Chagey liegt auf beiden Ufern der Lisaine, grade da, wo sich das bisher enge Flußthal gegen den mittleren und unteren Lauf hin zu weiten beginnt. So ist es nach Süden offen, nach allen andern Richtungen von Bergen eingeschlossen. Und diese Berge sind, besonders im Westen, von dichten Waldungen bedeckt, die dem Feinde ungehinderte Annäherung gestatten. Dies und der Mangel jeglicher Geschützbedeckung machen es zu einem schwer zu verteidigenden Punkte.

Major Lang, der es mit dem 2. Bataillon 3. Regiments



besetzt hält, hätte daher bedenklich mit dem Kopf schütteln dürfen, als ihm die Weisung ward, Chagey „unter allen Umständen" zu behaupten. Aber er kannte ja noch nicht die Gesinnung des Feindes, der, in der Meinung Chagey sei unser äußerster rechter Flügel, hier einen entscheidenden Stoß beabsichtigte. Und so traf er vertrauensvoll seine Dispositionen. Der 7. Kompanie übertrug er die Sicherung gegen Süden, der 8. gegen Westen, die 5. und 6. behielt er geschlossen im Dorfe; dieses selbst ließ er zum äußersten Widerstand herrichten.

Der Vormittag war vergangen, und noch hatte man vom Feinde nichts bemerkt. Nur der gewaltige Kanonendonner, der ununterbrochen das Lisaine-Thal heraufdröhnte und in tausendfachen Echos von den Bergwänden zurückhallte, mahnte beständig an die Nähe eines übermächtigen und erbitterten Gegners. Bald sollte das Bataillon seine Furchtbarkeit am eigenen Leibe erfahren.

Gegen 2 Uhr meldeten die auf Béverne entsandten Patrouillen das Herannahen starker feindlicher Abteilungen, und schon eine halbe Stunde später entwickelten sich zwei französische Bataillone gegen den in das Bois de la Vaucherie vorgeschobenen Zug der 7. Kompanie. Der Zug geht auf seine Kompanie und mit dieser unter beständigem Feuergefecht auf das Dorf zurück. Hinter ihnen her der Feind. Aber nur nicht so hitzig, Franzos! Hast du auch die 8. Kompanie um Erlaubnis gefragt, da drüben am Walde de Nan? Oder wenigstens die 6. am Südausgang von Chagey? Scheint nicht. Denn prasselnd schlägt das Salvenfeuer der beiden Kompanien in den ungedeckt über das Wiesengelände hastenden Feind ein. Er stutzt und eiligst zieht er seine Frostnase unter die Tannenzweige zurück. Nur noch verschämt wagt er die Storchbeine am Waldrand zu präsentieren. Jetzt aber bricht's von Süden über die 3er herein: feindliche Artillerie hat sie von Couthenans her aufs Korn genommen. Und unter deren Schutze stürmt auch frische Infanterie den Rothosen vor Chagey zu Hilfe. Kaum aber haben sich die französischen Bataillone im Thalgrunde entwickelt, da sausen auch schon die ersten Granaten unserer Batterie bei Luze in ihre Reihen, und noch ehe sie Chagey mit den Augen berührt, hat sie der mörderische Eisenhagel gänzlich zertrümmert. Hei, was sie da die Beine geworfen, als wollten sie sich auf den eigenen Köpfen herumtanzen!

Die Musketiere atmen auf. Ein Angriff ist abgewiesen. Wird's damit sein Bewenden haben? Mit Nichten. Die neuen, und zwar Zuavenbataillone, wirft der Feind in die Wagschale des Erfolges. Durch das Bois de Nan stürmen sie diesmal, weil hier der bis an das Dorf führende Wald vor unserer furchtbaren Artillerie sichert, und mit Ungestüm stoßen sie von der Höhe herab auf die 8. Kompanie. Fech-

tend ziehen sich die Vortruppen derselben zurück. Ein Zug besetzt eine vorwärts gelegene Mühle, die beiden andern im Verein mit der herbeigeeilten 5. Kompanie machen Front gegen die aus dem Wald vorbrechenden Bataillone. Schnellfeuer! Aber nichts vermag die Zuaven aufzuhalten. Schon haben sie die Mühle umringt. Aufs äußerste sind die tapfern Verteidiger gefährdet. Ein energischer Vorstoß dreier Züge macht ihnen Luft. Doch aufs neue werden sie umdrängt. Und nur mit Mühe halten sich auch die andern. Das Zündnadelgewehr thut Wunder. Aber so oft auch die Franzosen unter dem wütenden Schnellfeuer der Kompanie auseinanderfluten, immer wieder rollen die roten Reihen zusammen. Und auch das Chassepot reißt Lücke um Lücke in die kleine Schar der Verteidiger. Und immer neue Bataillone führt der Feind auf den Kampfplatz. Durch einen allgemeinen Vorstoß gedenkt er die stiernackigen Musketiere zu beugen. Gellend rufen die französischen Hörner ihr en avant! en avant! Von rechts und links rückt er heran, unzählig, unaufhaltsam, während die Granaten einer unweit der Mühle aufgefahrenen Batterie inmitten der badischen Stellung krepieren. Mit dem Mute der Verzweiflung werfen ihnen die Musketiere ihre letzten Patronen ins Gesicht, dann greifen sie zum Bajonett. Und ein erbittertes Handgemenge entspinnt sich um die Häuser und Gehöfte des Dorfes. Weiter und weiter greift der Feind. Schon sind einzelne Abteilungen des Bataillons zersprengt. Chagey ist verloren! — Da, im Momente der höchsten Gefahr wird den braven Badenern Hilfe.

Landsleute sind's, das 1. Bataillon 6. Regiments. Im Eilmarsch, ja teilweise im Laufschritt haben sie den Mont Vaudois umgangen, sind sie quer über den Wiesengrund auf Chagey losgestürmt. In Kompaniekolonnen mit donnerndem

Hurra dringen sie jetzt in das Dorf ein. Die 1. Kompanie bleibt als Reserve bei der Mairie. Die 4. eilt unserm rechten Flügel zu Hilfe. Die 2. schiebt sich zwischen die 7. und 8. an der Südwestlisière ein. Die 3. überschreitet die zugefrorene Lisaine südlich Chagey, jagt 3 von Couthenans anrückende feindliche Bataillone durch Flankenfeuer in das Bois de la Vaucherie und versucht sich an die Ausläufer dieses Waldes heranzuschießen. Der Bataillonsadjutant der 6er sammelt die Versprengten, postiert sie im Kirchhof, in einzelnen Gebäuden und einem nach Norden führenden Hohlweg und läßt das Bois de Nan wirksam unter Feuer halten. So haben die Badener auf allen Punkten die Offensive wieder gewonnen.

Vor dem plötzlichen Anprall der Kompanien weicht der Feind aus dem Dorfe und flüchtet sich in die Wälder. Ihm auf den Fersen die vereinten Bataillone. Der linke Flügel bemächtigt sich mit größter Bravour einer ausspringenden Ecke des Bois de la Vaucherie. Der rechte faßt nach heftigem Kampfe Fuß im Bois de Nan. Im Centrum bildet sich aus der 2., 7. und Teilen der 8. Kompanie eine Sturmkolonne. Mit Hurra stürzt sie auf die bei der Mühle aufgefahrene Artillerie und jagt sie von dannen. Und weiter stürmt sie auf das Bois de la Vaucherie. Fast hat sie es erreicht. Da füllen sich die Waldränder dicht vor ihr und rechts im Bois de Nan mit dichten Tirailleurschwärmen. Ein verheerendes Kreuzfeuer prasselt in ihre Glieder. Sie muß zurück. Notdürftig findet sie Deckung in Ackerfurchen und hinter Bäumen. Auch die 3. Kompanie links wird in die rückläufige Bewegung verwickelt: unter schweren Verlusten muß sie das kaum errungene Waldstück wieder aufgeben.

Bedeutend hat sich der Feind verstärkt. Bourbaki selbst jagt seine jungen Grenadiere in die Bajonette der Badener.

Massenhaft wälzen sie sich aus den Waldschluchten auf unsere weichenden Kompanien. Zum zweiten Male strecken sie ihre beutegierigen Hände nach den Giebeln des Dorfes, da — ein donnerndes Halt aus 8 badischen Feuerschlünden. Batterie Leiningen und ein Zug der 5. schweren sind auf der Höhe östlich Chagey aufgefahren: mit einem wahren Wutgeheul sausen ihre Granaten in den vorwärts stürmenden Feind. Er stutzt, gerät in Unordnung. Und als nun gar unsere Infanterie Salve um Salve in seine aufgelösten Linien schleudert, da verliert er jegliche Fassung: von panischem Schrecken gepackt stürzen die Franzosen rückwärts in den schützenden Wald. — Das war das letzte Aufflackern ihrer Kampfeslust. Die so machtvoll angerollte Sturmwoge der Schlacht zerspritzt hier in ein unregelmäßig knatterndes Schützengefecht.

Aber während so Centrum und linker Flügel über die Abwehr des Gegners nicht hinauskommen, gelingt es dem rechten, den Feind Schritt für Schritt das Bois de Nan hinaufzudrücken. Noch ein kräftiger Stoß der 5. Kompanie und pardautz! fliegt er über den Kamm der Anhöhe hinüber. Hurra! sie fliehen. In völliger Auflösung eilen die Rothosen den jenseitigen Hang hinunter.

Und nun kommt auch ihr rechter Flügel in Gefahr; die Unsern können ihn flankieren. Da bleibt ihm nichts übrig, als ebenfalls das Feld zu räumen. Langsam zieht er sich aus seiner Position am Waldrande zurück.

Das Feuer verstummt. Nur vereinzelt blitzt hier und da noch ein heimtückischer Schuß aus dem dunklen Tannengewäld. Das Gefecht ist beendet.

Wir haben gesiegt, hier wie überall; wir haben Chagey behauptet „unter allen Umständen“. Aber mit welchen Opfern! 5 Offiziere, 105 Mann hat das 2. Bataillon 3. Regiments

verloren, etwa 60 das 1. der 6er. Freilich, allein an 200 Tote hat auch der Feind auf der Walstatt gelassen. Und zu vielen Hunderten mögen sich seine Verwundeten dort drüben im eisigen Schnee krümmen. Denn schauerlich hallt ihr Jammergeschrei, ihr Aechzen durch die düstere Nacht, so schauerlich, daß uns der Jubelruf in der Kehle erstickt und wir schaudernd die Hände über das flackernde Biwakfeuer breiten. Aber zu helfen vermögen wir den Unglücklichen nicht; schonungslos feuern die feindlichen Posten auf jeden barmherzigen Samariter. —

So ist der 15. Januar glücklich für die Deutschen verlaufen. Der 9stündige feindliche Angriff ist auf der ganzen Linie abgewiesen worden. Infanterie und Artillerie haben sich vorzüglich geschlagen. Die Verteidigungspositionen haben sich bewährt. Es ist zu hoffen, daß das Armeekorps Werder auch fernerhin dem übermächtigen Feinde wird standhalten können. Und so lautet auch für den 16. Januar die Parole: „Aushalten!" —

Längst ist die Nacht hereingebrochen. Und mit ihr eine geradezu grimmige Kälte. Bis auf 18° ist das Thermometer unter den Gefrierpunkt gesunken, ein eisiger, schneidend scharfer Wind fegt über die Berge und jagt dichte Schneewolken vor sich her. Und dabei müssen die Truppen großenteils biwakieren ohne Lebensmittel und ohne Stroh. Zitternd vor Frost, Hunger und Mattigkeit drängen sich die Krieger um den hellen Schein der Wachtfeuer, als wenn sie bei der lustig flackernden Flamme Trost suchen wollten in ihrem jämmerlichen Zustand. Ob sie heut gesiegt, ob sie geschlagen worden, sie wissen's kaum; sie wissen nur, daß sie heut stehen, wo sie gestern gestanden, daß morgen das blutige Schlachten von neuem beginnt, daß der Feind an ihrem Lager wacht, zahlreicher als je zuvor. Denn zu Tausenden

sieht man seine Feuer den jenseitigen Hang beleuchten und zwischen den dunklen Tannen hindurchschimmern, ja an einzelnen Stellen hört man ihn sprechen, wenn die Klagelaute der Verwundeten, das Wechselfeuer der Posten, die Salven der Ueberraschungspatrouillen für Augenblicke verstummen. Und nun erst die Truppen in der vordersten Linie! Sie dürfen nicht einmal ein erbärmliches Feuer anmachen, wollen sie nicht sofort über den prasselnden Holzscheiten zusammengeschossen werden. Kein Schlaf kommt in ihre Augen. Ruhelos zerstampfen sie den knirschenden Schnee. Und nur von Zeit zu Zeit sinkt einmal das Haupt auf die Brust, beugen sich die Knie auf den kalten Erdboden, zieht durch die Seele ein flüchtiges Vergessen all ihres Ungemachs . . . bis plötzlich ein rauher Kolbenstoß in den Schlummer fährt und des Unteroffiziers grollende Worte: „Kerls, habt ihr die Hölle im Leib, euch so behaglich im Schnee zu wälzen? Bombenelement! erfroren wird hier nur auf Kommando. Der Deibel soll euch holen, wenn ihr die Kadaver nicht in acht nehmt!"

Und von neuem geht es ans „Fangerlesmachen", immer im Kreis herum, 20—25 Mann hintereinander, bis der Schweiß über die Stirne rinnt und die Socken in den Stiefeln braten: stapf stapf! stapf stapf! stapf stapf! . . .

16. Januar.

Als der Morgen des 16. Januar heraufdämmerte, bezogen die Truppen von neuem Gefechtsstellung. Die Kälte hatte etwas nachgelassen. Aber ein Nebelmeer breitete sich über die Erde, mit seinen gespenstischen Wellen leise hinaufleckend an den sonnengeküßten Berghäuptern. Erst gegen Mittag bei lauem Südwind zerflossen die bleichen Wogen und langsam begannen die warmen Strahlen der Sonne an der starren Eis- und Schneedecke zu nagen.

Allein der Feind wartete das Sinken des Nebels nicht ab. Schon um die 8te Morgenstunde begann seine Artillerie lebhaft gegen Bussurel und Héricourt zu feuern. Kurz darauf setzte auch seine Infanterie zu einem ersten Gewaltstoße von Byans her auf St. Valbert an. Er scheiterte am Widerstande der preußischen Landwehr und Linie. Nun fuhren seine Batterien Montbéliard und Bethoncourt gegenüber auf. Sie erreichten nichts. Ja auf der alten Citadelle gerieten sie dermaßen in das Kreuzfeuer unserer 12- und 24-Pfünder, daß sie mit Preisgabe zweier Geschütze schleunigst das Weite suchen mußten. Zweimal versuchte er dann durch heftige Angriffe auf dem Berg Mougnot unser Centrum zu erschüttern. Es gelang ihm wieder nicht. Und Pechvogel blieb er auch bei seinen Vorstößen auf Bussurel und bei dem Ueberfall einer südlich Héricourt gelegenen Mühle. Unsere Infanterie, besonders aber unsere formidable Artillerie verstanden sich eben gar trefflich aufs Heimleuchten.

Aber weit energischer ging der Feind am Nachmittage zu Werke. Und Bethoncourt war es, auf das er diesmal sein Augenmerk gerichtet. Nach einer ebenso furchtbaren als fruchtlosen Kanonade entwickelten sich gegen 3 Uhr große Infanteriemassen gegenüber dem Dorfe. Im schnellsten Tempo eilten sie auf Bethoncourt zu, unaufhaltsam drangen sie vorwärts bis hart an die Lisaine. Da aber prasselte ihnen das Schnellfeuer preußischer Landwehr und badischer Grenadiere*) in die laufgeröteten Gesichter und rückwärts wirbelten sie in völliger Auflösung, noch auf der Flucht zerrissen von unsern mörderischen Granaten. Etwa eine halbe Stunde später erneuerten sie den Angriff, ebenso vergeblich. Noch ehe er in den Bereich der Zündnadelgewehre gekommen, verblutete er unter den Geschossen unserer Artillerie. Und zum dritten

*) Vom Leibregiment.

Male setzten sie zum Angriff an. Eine ganze Brigade sammelte sich zum Sturm auf die Lücke zwischen Bethoncourt und Bussurel. Aber mit geradezu entsetzlicher Sicherheit krepierten unsere Granaten inmitten der kaum formierten Kolonnen und wie welkes Gras zerflatterten sie in alle Winde.

Damit schien die Kraft des Gegners gebrochen. Kein Infanterist wagte sich mehr in den Bannkreis unserer Geschütze, und auch seine Artillerie zog sich mit der sinkenden Sonne aus der Feuerlinie zurück. Gegen 5 Uhr war alles still. Nur das weithin mit Toten und Verwundeten übersäte Schlachtfeld gemahnte noch an die Schrecken des Tages.

Tiefe Dunkelheit hatte sich bereits über die Erde gebreitet. Die Truppen, soweit sie nicht in erster Linie standen, waren in ihre Nachtquartiere marschiert. Das Generalkommando hatte sich nach Brévilliers zurückgezogen.

Plötzlich, gegen 8 Uhr, kracht es auf den Höhen bei Tavey — feindliche Artillerie ist dort von neuem aufgefahren. Und bald knattert auch Infanteriefeuer an allen Ecken und Enden. Bei Bethoncourt, Bussurel, vor allem bei Héricourt stürzt sich französische Infanterie bataillons-, regimenter-, brigadeweise auf unsere Vorposten und Feldwachen. Im Nu steht alles unter Gewehr, und die Hörner alarmieren rückwärts bis in die entlegensten Quartiere. Da vorn aber beginnt ein Streiten auf Leben und Tod. Hier sind sie, die Posten zertrümmernd, bis an die Bajonette der Unsern vorgedrungen, und Mann ringt gegen Mann im erbitterten Handgemenge. Salve auf Salve rast dort in die dichten Sturmkolonnen des Feindes, wo ihr Herannahen noch zeitig genug entdeckt worden. Und nun greifen auch unsere Batterien ins Gefecht. Granaten und Shrapnels

werfen sie mit unheimlichem Krachen in die düstere Nacht, ziellos fast, nur geleitet von dem Aufblitzen der feindlichen Gewehre. Die französische Artillerie antwortet. Und ein Lärm, ein Getöse erfüllt das weite Lisaine-Thal, als wäre die Hölle erwacht und schlänge die ganze Welt hinab in ihren heulenden, funkensprühenden Rachen.

Es sind furchtbare Augenblicke; und denen, die sie durchlebt, werden sie unvergeßlich bleiben. Bricht jetzt der Feind bei Héricourt durch, so ist unsere ganze Schlachtstellung aufgerollt, das 14. Armeekorps vernichtet, Belfort entsetzt. Eine schreckliche Perspektive!

Aber unsere Infanterie hält stand. Wie die Löwen wehren sich Linie und Landwehr, Badener wie Preußen. Und es gelingt ihnen, den mit soviel Bravour und mit so gewaltigen Massen vorgestürmten Gegner zurückzuschleudern. Und mit welchen Verlusten! Niemand hat ihre Toten gezählt, aber weithin durch die Nacht hallte das Klagen und Rufen ihrer Verwundeten so entsetzlich, als ob dort die Hoffnung des ganzen Menschengeschlechts zwischen den Eisenfäusten der Gewißheit verröchelte.

Wir aber haben gesiegt. Auch nicht ohne blutige Opfer, aber mit Opfern, die verschwinden vor der Größe des Erfolgs. Denn ruhmreich ist das 14. Armeekorps aus dem gefährlichsten der Einzelkämpfe hervorgegangen, in die sich diese dreitägige Schlacht zersplitterte.

Und nach Ruhe, endlicher Ruhe lechzen nun Leib und Seele der Krieger, die seit frühester Morgenstunde auf dem Anstand der Menschenjagd gewesen.

Aber nicht allen wurde sie zuteil, die wohlverdiente. Noch einmal, um 2 Uhr nachts, unternahm der Gegner einen, freilich vergeblichen, Vorstoß auf die Höhe Mougnot. Und auf dem äußersten rechten Flügel bereitete sich im

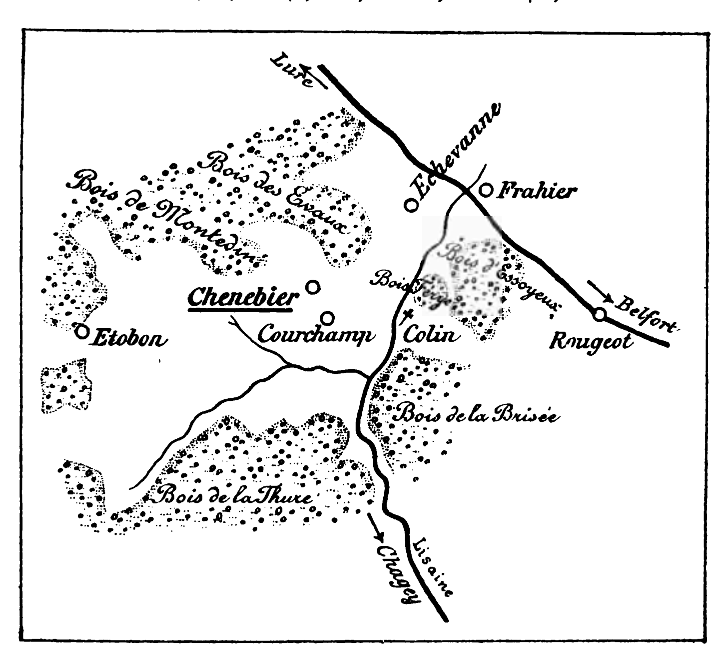
Grauen der Nacht ein Kampf vor, der zum verlustreichsten der ganzen Lisaine-Schlacht werden sollte. Daß er aber so verlustreich wurde, das verschuldete ein Mißerfolg deutscher Waffen, der einzige, den wir den herrlichen Erfolgen dieses 16. Januar nachzutragen haben, verschuldete der Verlust Chenebiers.

Gefecht bei Chenebier.

Chenebier liegt um die westlichen Quellbäche der Lisaine. Wie Chagey ist es rings von bewaldeten Höhen umgeben. Doch hält sich hier die Waldgrenze fast überall in ziemlicher Entfernung von der Ortschaft. Nur das Bois des Evaux nähert sich den Häusern bis auf etwa 100 Schritt. Aber das liegt gegen Osten und birgt obenein die Straße nach Echevanne. So kommt es nur für den Rückzug in Betracht und da nur im günstigen Sinne. Immerhin bietet das Dorf einer Verteidigung mit schwachen Streitkräften geringen Vorteil: es ist zu weitläufig. Das sollten die Truppen, denen seine Obhut anvertraut war, schmerzlich empfinden. Trotzdem sie fast alle ihre Reserven in die erste Linie nahmen, konnten sie einer Umgehung schließlich nicht mehr entgegentreten. Es waren eben nur schwache Streitkräfte, denen die Wacht auf diesem äußersten rechten Flügel der Lisaine-Stellung zufiel: zwei Bataillone 3. Regiments, das 1. und die Füsiliere, das preußische Landwehrbataillon Eugen (6. Kompanie), eine badische (Goebel) und eine sächsische Batterie.

Schon am 15. hatten sie leichte Scharmützel mit den Vortruppen der Division Cremer gehabt, denen zufolge sie ihre bis Etobon vorgeschobenen Abteilungen auf Chenebier zurücknahmen. Heute nun sollten sie die Wucht der ganzen

Division Cremer, ja teilweise noch der Division Penhoat, auf ihren schwachen Schultern fühlen.



General Degenfeld, der hier kommandierte, hatte sich gegen diesen Angriff vorgesehen. Die Stellung, die er seiner geringen Truppenzahl für solchen Fall zugewiesen, war folgende:

In Courchamp, dem südlichen Ausläufer von Chenebier, stand das Füsilierbataillon 3. Regiments, und zwar vom rechten Flügel beginnend in der Reihenfolge 10., 11., 9., 12. Kompanie. Die Umgehung des linken Flügels sollten 2 Landwehrkompanien in der Mühle Colin verhindern. Zwischen ihnen und den Füsilieren bildete ein Halbzug der 10. Kompanie die Verbindung. In Chenebier

selbst befand sich vorwärts der Kirche die 1. Kompanie 3. Regiments, nordöstlich davon auf dem Kirchhof die 3. Eine Barrikade, die am Südrand des Bois des Evaux die Straße nach Echevanne sperrte, verteidigte die 4. Kompanie. Als Reserve und Geschützbedeckung diente die 2. Die beiden Batterien waren auf einer Höhe östlich Bas des Esserts aufgefahren. Der Rest des Landwehrbataillons und eine neu hinzugekommene preußische Etappenbatterie befanden sich noch in Frahier; erst im Laufe des Gefechts wurden 2 Kompanien und die Batterie in eine Aufnahmestellung vorwärts dieses Ortes gezogen.

Früher als im Lisaine-Thal war der Nebel aus den Seitenthälern um Chenebier und Frahier gewichen. Aber nur matt erglänzte der Schein der aufgehenden Sonne über die frostige Winterlandschaft, und nur wenig Wärme goß sie den Kriegern in die erstarrten Glieder. Gähnend und fröstelnd standen sie schon seit 5 Uhr wieder in Gefechtsbereitschaft, und alles hatte nur den einen Gedanken: wenn's doch nun endlich mal losginge! Und es ging los, eher als sie gedacht.

Schon die Frühpatrouillen meldeten den Anmarsch großer Streitkräfte des Feindes auf Etobon, und auch im Walde de la Thure begann sich's bereits zu regen. „Endlich also!“ murrte der Doppelposten der 10. Kompanie, der dem Feinde zunächst stand, und begann im selben Augenblicke zu niesen. Hatzi! Bumm!! — „Donnerwetter, hast du aber ein Echo!“ lachte seine andere Hälfte, die unterdessen im fußtiefen Schnee die Française repetierte. „Was Echo? das war doch“ .... „Ein Kanonenschuß! das will ich meinen; und“ .... „Bumm!! noch einer! Holdrio, der Feind ist do! Siehst du wohl, da drüben am Walde: 2, 4, 6 Geschütze?“ Und richtig, da ist der sehnlich Erwartete.

Aus dem Walde de la Thure hat er seine Fühlhörner herausgestreckt. Jetzt auch da vorn auf der Anhöhe dicht bei Etobon. Da sind's sogar 2 Batterien. Bumm! bumm! bumm! Und auch Infanterie. Jesis, nur nicht gleich 's Maul so voll genommen! Wir haben ja unsere Bulldoggen auch nicht daheim gelassen. Hört ihr sie knurren? Das ist badisches Pulver und sächsisches obendrein. Hei, wie's ihnen in der Nase juckt! Zu starker Tobak, was, ihr Cigarettenmäuler? Und verschwunden sind sie, als wären sie nie dagewesen. Nur der Pulverdampf spukt noch um Felsenzacken und Tannengipfel.

So, der erste Angriff wäre abgeschlagen! Aber, aber — sackra! Da sind sie ja schon wieder. Infanterie entwickelt sich, ganze Kolonnen, aus dem Walde de la Thure. Bis auf 400 Schritt plänkeln sie heran, hinterdrein wieder die 6 ehernen Schreihälse. Auch von Etobon zieht sich's herab: Kompanien, Bataillone. Piffpaff! paffpiff! Hin und her schnurren die Gewehrkugeln und taktlos wie immer grunzen die Kanonen mit. Auf der ganzen Linie wird's lebendig, hüben, drüben. „Wo sollen wir hinfliehen vor eurem Angesicht," imitiert einer ebenso taktlos den 139. Psalm. „Führen wir gen Himmel . . . ." — „Halt's Maul!" schreit ihn sein Unteroffizier an. Und siehe, ob's die Franzosen auf sich bezogen — sie machen Kehrt und . . . „so seid ihr nicht da!" — „Diesmal stimmt's," brummte der Unteroffizier und schmunzelnd lud er seine ausgelassene Flinte.

So, auch der zweite Angriff wäre abgeschlagen! Und eine feiste Ruhepause meldet sich zur Stelle. Wieder stehen Füsiliere und Musketiere frierend und fröstelnd; und selbst der Humor, dieser Jungbrunnen der Tapferkeit, beginnt in der kalten Winterluft zu gefrieren. Stunde vergeht um Stunde. Mittag ist vorüber. Und noch immer regt sich

nichts in den unheimlichen Bergwäldern. Teufel noch mal! sind die Franzosen an den Bäumen hängen geblieben oder hält sie Bourbaki an den Rockschößen fest? — Bumm!! Gott erbarm's, da sind sie! Dampfwolken rollen in die Lüfte auf der Höhe bei Etobnou .id gleich darauf am Walde de la Thure. Und 4 feindliche Batterien beginnen ihre Mordgeschosse gegen unsere Stellung zu schleudern. Bumm! kracht's jetzt auch von hinten: das sind unsere Batterien; sie werden doch den Musjehs die Antwort nicht schuldig bleiben. Und ein ununterbrochenes Rollen, Sausen, Krachen schüttert nun durch die Luft, daß die Felswände ihren Füßen nicht trauen und die Tannenbäume ihre Nasenzapfen im Schnee begraben. Auch feindliche Infanterie guckt wieder aus dem Walde de la Thure und im Walde de Montedin zeigt sie gar schon die Zähne. Wart! unsere 2. Kompanie putzt sie euch gern. Schleunigst werden zwei Züge derselben auf die westliche Höhe des Waldes des Evaux gezogen. Sie schwärmen aus und mit wohlgezielten Schüssen jagen sie die Rothosen wieder hinter die Bäume. Damit wären wir fertig. Um so wütender aber bellen die feindlichen Geschütze. Zwei neue Batterien sind dazu gefahren, und nun sind's ihrer gar 32. O weh, da kommen unsere 12er ins Gedränge! Macht nichts! Wenn Kartaunen schweigen, werden Flinten geigen. Und unsern Füsilieren juckt's schon lang in den mordgierigen Fingern.

3 Uhr. Wie zwei sich bekämpfende Gewitter dröhnt das Salvenfeuer der Batterien gegen einander. Da endlich wird's Rotkäppchen munter.

In dunklen Linien zieht sich's von Etobon herab und zugleich vom Walde de la Thure. Sie verschwinden in dem welligen Terrain, sie tauchen wieder auf. Deutlich sieht man das Hin und Her der sich zum Gefecht rangierenden

Kolonnen. Es sind viele — augenscheinlich mehrere Regimenter, vielleicht gar Brigaden. Und in der That, was sich da vor den kampffreudigen Füsilieren entwickelt, ist die gesamte Division Cremer.

Gewehrfeuer prasselt über das Thal hinweg von den gegenüberliegenden Höhen. Granaten schlagen in den Boden und in die Häuser. Shrapnels platzen mit drohendem Getöse über den Köpfen der platt daliegenden Verteidiger. Unten im Wiesengrund aber entwickeln sich die Schützenlinien des Feindes. Sie haben die Thalsohle erreicht. Springend und schleifend überschreiten sie den zugefrorenen Wiesenbach. Schon klimmen sie den Abhang hinan. Da, mit einem Male hüllt sich der ganze Höhenrand in Rauch und Flammen, und pfeifend, zischend, krachend schlägt das Schnellfeuer der Füsiliere in die dichtgedrängten Massen der Franzosen. Ein gellender Jammerruf übertönt fast das unaufhörliche Knattern der Zündnadelgewehre; und als der Pulverdampf verflogen, da decken, soweit das Auge reicht, den ganzen Abhang die Leiber der Verwundeten und der Toten. Doch eine zweite Linie folgt der ersten. Sie nimmt die Weichenden auf, mit Ungestüm wälzt sie sich die Anhöhe empor, fast hat sie den Kamm erreicht — da, zum zweiten Male entzündet sich das höllische Flammenmeer, und wie gemäht brechen die stolzen Reihen dicht vor unsern Bajonetten zusammen. Und rückwärts, rückwärts in wahnwitziger Hast stürzen die Reste der 2. Cremerschen Brigade. — Der mit so gewaltiger Uebermacht unternommene Frontalangriff ist glänzend abgeschlagen.

Doch es ist nur die Hälfte der französischen Division, was sich hier blutige Köpfe geholt. Durch das Lisaine-Thal dringt die andere vor, und die stößt auf die 12. Kompanie. In dichten Schützenschwärmen stürmen die Franzosen über

das freie Feld. Und von der Höhe de la Brisée pfeffern geschlossene Abteilungen aus ihren weittragenden Chassepots. Mit voller Feuerkraft wehrt sich die Kompanie. Aber ihre Verluste mehren sich, und immer drohender wird der Feind in der Flanke. Donnerwetter, da muß Luft geschafft werden! „Gewehr zur Attacke rechts, marsch, marsch!“ Und mit Hurra stürzen sich die Füsiliere in den dichten Kugelregen der Franzosen. Ein Graben sperrt ihnen den Weg, Rothosen drin wie die Häringe im Fasse. „Pardon, Kanaille?“ Ein Yataganstich ist die Antwort. Drauf und dran! Kolben und Bajonett wüten in Menschenleibern. Und hast du nicht gesehen stürzen die Welschen von dannen über die Lisaine in den nahen Wald. 38 Tote decken die Walstatt, darunter 10 Deutsche. Hinterdrein aber die unermüdlichen Füsiliere. Kugeln umsausen sie wie die Heuschrecken, was schert sie's?! Weiter, nur immer weiter, bis die zunehmende Erschöpfung zum Innehalten zwingt. Noch einmal Schnellfeuer in die Schlupfwinkel der Kujone, und langsam zieht sich die Kompanie in ihre frühere Stellung zurück. — Auch der Flankenstoß ist siegreich zurückgewiesen.

Leuchtenden Auges drücken sich die Füsiliere die thatgewaltigen Hände. Papa Degenfeld aber schaut gar düster drein. „Wie lange noch?“ fragte er sich und seinen Generalstäbler. Der aber zuckt vielsagend die Achseln, auch ihm ist die gewaltige Ueberlegenheit des Feindes nicht entgangen. Und keine Hoffnung auf Unterstützung. Das Generalkommando hat sie soeben erst rundweg abgeschlagen. Wie lange noch? „Jesis, gent achtig!“ schreit's Rädle aus Schopfheim. Und weiß Gott, er hat nur zu recht gesehen. Von neuem wirft der Feind seine gelichteten Bataillone ins Feuer.

Fast auf dem Fuße waren die französischen Schützen der 12. Kompanie gefolgt. Ihr Vorgehen scheint ein Signal

für die ganze Linie. Von allen Seiten zieht es heran. Zur äußersten Linken dringt eine Kolonne aus dem Walde de la Brisée und zwingt die beiden Landwehrkompanien zur Räumung der Mühle. Im Lisaine-Thal stürmen sie herauf und bedrängen aufs ärgste den Halbzug der 10. Kompanie. Und gewaltig regt sich's auch wieder vor der Front. Fast die gesamte Division Cremer wälzt sich hier gegen das eine Bataillon. Stehenden Fußes erwarten sie die Füsiliere. Schützenschwärme vorauf, geschlossene Linie dahinter, stürmt der Feind zum dritten Male die schreckliche Höhe hinan. Und zum dritten Male schleudert der mörderische Bleihagel seine wahrhaft todesmutigen Reihen den Abhang hinunter. Das aber ist auch der letzte Erfolg der Unsern. Die 12. Kompanie vermag der endlosen Uebermacht nicht mehr stand zu halten. Schritt für Schritt weicht sie die Anhöhe hinauf. Mit voller Wucht drängt der Gegner nach. Schon beginnen seine Schützen von links her zu überflügeln. Das ganze Bataillon ist in höchster Gefahr, abgeschnitten zu werden. Da heißt es Rückzug um jeden Preis. Die Hörner rufen ihr trauriges „zurück! zurück!“ Und langsam ziehen sich die Kompanien, zuerst die 12. mit der 9., dann auch die 10. und 11. durch das so tapfer verteidigte Dorf in die Aufnahmestellung des 1. Bataillons. Noch einmal stemmt sich die 9. Kompanie bei der Kirche dem Feind entgegen. Dann fällt die ganze Wucht des Angriffs auf die noch vorwärts der Kirche haltende 1. Kompanie. Sie trotzt ihm mannhaft. Erst als sie fast ihre gesamte Munition verschossen, folgt sie den Füsilieren. Um 4 Uhr befindet sich Courchamp und der ganze südliche Teil von Chenebier in den Händen der Franzosen. Auch der rechte Flügel, der bisher heldenmütig alle Umgehungsversuche des Feindes vereitelt, schließt sich nunmehr der allgemeinen Rückwärtsbewegung an. Gedeckt

durch das Feuer der 4. Kompanie in der Barrikade am Waldrand vollzieht sie sich ohne besondere Verluste.

Aber noch haben die Bataillone den freien Raum zwischen dem Walde des Evaux und dem Dorfe Echevanne nicht überschritten, da stürmt es plötzlich das Lisaine-Thal herauf in ihre Flanke. Zwei feindliche Bataillone sind's, die uns den Todesstoß versetzen wollen. Hui, welch ein Leben kommt da aber in die ermatteten und durcheinander gewürfelten Kompanien! Wo und wie sie gerad stehen, machen sie Front gegen den unerwarteten Feind. Ein wütendes Schnellfeuer knattert ihm von allen Hängen entgegen, und ehe sie sich's versehen, sind die verwegenen Bataillone gänzlich auseinandergesprengt. Wer heißt euch auch, dem kampfesmüden Löwen in die blutende Wunde greifen?!

Von nun ab bleibt der Rückzug unbelästigt. Er wird zunächst bis Frahier fortgesetzt, und als Patrouillen den Feind auch schon im Walde d'Essoyeux fühlen, weiter bis Moulin Rougeot. Hier bietet der scharf ausgeprägte Höhenrücken eine vorzügliche Verteidigungsstellung, und hier heißt es ausharren bis auf den letzten Mann. Denn dahinter — liegt Belfort.

Auf der schneebedeckten Höhe haben sich die Truppenteile wieder zusammen gefunden. In finsterer Entschlossenheit stehen sie bei einander: Sachsen, Preußen, Badener, des letzten verzweifelten Ansturms der Franzosen gewärtig. Verstärkung trifft ein, das 1. und 2. Bataillon 4. Regiments, eine Schwadron, eine Batterie. Schweigend reihen auch sie sich an die trotzigen Genossen. Es ist eine ernste Stunde. Schwarz und geräuschlos wie die Nacht scheint das Unheil seine Rabenfittiche über die kleine Schar zu breiten.

Aber der Feind kommt nicht. Patrouillen werden ausgesendet. Sie tappen sich an Frahier heran, sie tappen sich

in Frahier hinein. Kein Schuß fällt, kein Yatagan lauert im nächtlichen Versteck. Frahier ist geräumt. Geräumt?! Und fröhlich bringen sie den Brüdern die Kunde, und fröhlich wird sie vernommen. Frahier geräumt, der Feind zurückgegangen, das halbe Schlachtfeld unser — hurra! Vergessen sind Wunden und Mattigkeit, vergessen die Schmerzen des Rückzugs und die Sorgen der letzten Stunde. „Haben wir sie nicht besiegt?“ ruft's Böhmle aus Hockenheim. „Jau,“ echot's aus der 12. Kompanie, „wie Simson die Philister, iah!“ Und ein brausendes Gelächter lohnt die übermütige Rede.

Aber nun zugepackt, ihr Wackern! Kommandoworte schnarren, Hörner schmettern und mit Hurra geht's wieder gen Westen. Ha wie sich da alles an die Straße drängt, als gält's Schlaraffenland zu erobern! Aber nur immer langsam voran! sagt Vater Degenfeld und schickt die Landwehr und das 4. Regiment zur Besetzung Frahiers. Die 3er mit drum und dran läßt er dafür Biwaks beziehen, Biwaks wie sie im Buche stehen: oben die goldenen Sterne, unten der silberne Schnee und dazwischen die Erbswürste in aller ihrer Herrlichkeit. Im Nu lodern zu Hunderten die Wachtfeuer auf. Die Kochkessel summsen und brummsen ein Freudenlied nach dem andern. Die Erbswürste tanzen im Schneewasser. Das Rädli aber schreit ein über das andere Mal: „Gent achtig, Jesis, gent achtig!“ und meint damit die glühendheiße Suppe, die's ihm angethan, schlimmer wie heut nachmittag der Franzos, und die er doch vor lauter Liebe fressen möchte. —

Durch die Wiederbesetzung Frahiers war ein Teil des Mißerfolgs beseitigt worden, die größere Hälfte aber blieb bestehen: Chenebier war verloren. Selbst wenn der Feind

von einer Fortsetzung seiner Offensive in der Richtung Belfort absah, so stand er doch nunmehr in der rechten Flanke der Lisaine-Stellung, konnte er also Chagey umfassen und damit unsere ganze Position aufrollen. Das mußte verhindert werden, koste es, was es wolle. Und so befahl Werder noch für die Nacht die Rückeroberung Chenebiers durch Ueberfall. Der Feind dort war gewiß ermattet von den gestrigen Kämpfen, vielleicht auch sorglos in Siegestrunkenheit; und es war anzunehmen, daß seine wenig disziplinierten Scharen einer energischen Ueberrumpelung nicht standhalten würden.

Das war es, was sich im Grauen der Nacht vorbereitete. Außer den bereits in und um Frahier konzentrierten Truppen wurden die Füsiliere 4. u. 5. badischen und 67. preußischen Regiments für die Expedition bestimmt. Und diese sollte vor sich gehen, sobald nur die angewiesenen Mannschaften marschbereit wären.

17. Januar.

Erst gegen $3^1/_2$ Uhr kamen die letzten derselben bei Moulin Rougeot an. Es war das Füsilierbataillon 5. Regiments, das man noch um 2 Uhr nachts aus seinen Quartieren in Mandrevillars geholt hatte. Den erschöpften Mannschaften mußte wenigstens etwas Ruhe gegönnt werden. Aber kaum war auch das langgedehnte „Halt!" verklungen, da lag schon das ganze Bataillon schlafend auf der Straße. Und diesen Genuß, diesen süßen, seligen, hatten sie eine ganze Viertelstunde. Dann rief das unerbittliche „Auf!" wieder an die Gewehre. „Auf! — Auf!" ging es mit gedämpfter Stimme durch die Bataillone. Und schlaftrunken, an allen Gliedern zerschlagen, erhoben sich die Krieger von den Steinhaufen der Chaussee, aus dem Schneeschmutz, der vom Wacht-

und Kochfeuer zusammengeflossen, oder aus den dürftigen Stroh-resten, die sich unter die Mantelzipfel verkrochen. Und vor-wärts ging's zum

Ueberfall Chenebiers.

Langsam und still zogen die Truppen die Anhöhe hinab. Sprechen, sogar lautes Auftreten war untersagt. Aber wer hätte auch daran gedacht?! War doch ein großer Teil der Mannschaften seit mehr als 24 Stunden ununterbrochen auf dem Marsch, im Gefecht gewesen ohne Ruhe und ohne Ver-pflegung. Was Wunder, daß sie nur so taumelten, daß nur noch eine gelegentliche Nasenkarambolage mit dem Feld-kessel des Vordermanns oder ein massiver Sturz auf dem glatten Wege sie bei Bewußtsein erhielt.

So wurde Frahier erreicht. Es war 4 ½ Uhr. Wider Willen fast belebte sich hier der Geist der Truppen. Denn lichterloh brannten einzelne Häuser des Dorfes, tote Men-schen und Pferde lagen umher — ganz wie nach einer Schlacht. Aber da blieb keine Zeit zu Betrachtungen. Vorwärts, auf Chenebier!

Als linke Flügelkolonne marschierte das 4. Regiment durch das Lisaine-Thal direkt auf Chenebier, als rechte die beiden Füsilierbataillone und die Landwehr über Eche-vanne. Die beiden Bataillone 3. Regiments und die Ar-tillerie blieben als Reserve. Nochmals wurde strengstes Still-schweigen geboten, dann „Marsch!“

Stockfinster war die Nacht. Ein lauer Regenwind schmeichelte um die kampfbegierigen Gesichter. Und lebendiger schritten die Truppen dahin, als gedächten sie noch heut das Ziel all ihrer Mühen und Kämpfe zu erreichen.

In kaum einer Viertelstunde hat die rechte Kolonne Echevanne erreicht. Ein Schuß, eine schallende Ohrfeige,

ein unterdrückter Fluch und — der erste feindliche Doppelposten ist überwältigt. Lieutenant Durst von der 12. Kompanie 5. Regiments, die an der Spitze marschiert, hat den einen der Franzosen unversehens niedergestochen, Hauptmann von Rüdt den andern, der auf ihn gefeuert, handgreiflichst gefangen genommen. Aber der Schuß hat auch den Feind alarmiert. Also vorwärts, ehe er zur Besinnung kommt! Im Laufschritt, die übrigen Posten überrennend, geht's durch Echevanne auf das Bois des Evaux zu. Schon lärmt's da drinnen gewaltig, uud bald vernimmt man auch ihr gellendes „en avant! — en avant!“ und den dumpfen Schlag des Sturmmarsches. Sofort entwickeln sich die Bataillone zum Gefecht, eine Anhöhe wird erstiegen und der heranstürmende Feind durch schmetterndes Salvenfeuer zurückgejagt! Ihm nach! Und mit Hurra und schlagendem Tambour stürzen sich die Braven in den unheimlichen Wald. Kein Feind zu sehen! Und blindlings tappen die Füsiliere in die rabenschwarze Nacht. Plötzlich aber ein Wetterleuchten, eine krachende Salve und mit fürchterlichem Gebrüll stürzt sich der Gegner auf die Eindringlinge. Im Nu sind sie handgemein, und ein Gemetzel entspinnt sich, das jeder Beschreibung spottet. Mann kämpft gegen Mann. In der Dunkelheit können sie gar nicht mehr von den Waffen Gebrauch machen, im schweren Faustkampf ringt der geschmeidige Kelte mit dem stiernackigen Germanen. Es ist ein entsetzliches Gefecht. Nichts hört man, als den dumpfen Sturz der Krieger, das Krachen der Zweige, das Stöhnen der Verwundeten, das Wutgeschrei der Ueberraschten, nur hier und da prasselt das Schnellfeuer geschlossener Abteilungen dazwischen. Das Handgemenge ist zu furchtbar, um lange zu währen. Und bald rufen auch die Hörner unsere Leute von dem aussichtslosen Kampfe zurück. Unmöglich läßt sich in dem dunklen

Walde das Gefecht leiten. Die Kameraden beschießen sich gegenseitig. Vor allem geht jeder Halt, jede Richtung verloren. Am Waldrand treten die Bataillone wieder zusammen. Man will den Tag abwarten. Nur sparsam erwiedern unsere Mannschaften das Schnellfeuer der Franzosen, das wie ein beständiger Funkenregen die düstern Waldsäume erhellt.

Glücklicher ist die linke Flügelkolonne gewesen; ihr ist die Ueberrumpelung des Gegners gelungen. Als die ersten Gewehrschüsse von Echevanne herüberschallten, hatte sie ihren Anmarsch beschleunigt, war völlig unbemerkt bis dicht an Echevanne herangekommen und sofort mit lautem Hurra in die Dorfstraße eingedrungen. Eine schreckliche Panik bemächtigte sich der schlaftrunkenen Franzosen. „Sauve qui peut!“ schrie es verzweifelt aus den Häusern, auf den Gassen, und mit oder ohne Chassepot liefen sie den Unsern geradewegs in die Hände. 7 Offiziere 400 Mann waren im Handumdrehen gefangen, ihre gesamte Bagage erbeutet und Courchamp sowie der ganze Südwesten des Dorfes erobert. Jetzt aber stockt der Siegeslauf der 4er. Eiligst sammeln sich die Franzosen, und in dem hügeligen, von vielen Wasserrissen durchzogenen Dorfe gelingt es ihnen bald, mit Erfolg die Spitze zu bieten. Ein blutiger Häuserkampf entspinnt sich. Schritt für Schritt kann nur noch Terrain gewonnen werden. Von Minute zu Minute verstärkt sich der Feind. Bald ist es mit dem Vorwärts der Unsern vorüber. Sie müssen froh sein, das Errungene zu behaupten. Und ein unaufhörlich rollendes Feuergefecht leuchtet dem heutigen Tag in die grauen, regenbenetzten Augen.

Leise ist er heraufgestiegen, der 17. Januar, kaum bemerkt von den Kriegern, die doch nur auf seinen Schimmer harren, um desto sicherer ihr Mordgewehr in den Leib des

Gegners zu versenken. Heller und heller wird es auf den Höhen, bald auch im Grunde. Und nun sieht man die Rothosen: in langen Kolonnen steigen sie von Etobon herab, Infanterie, Artillerie, selbst Reiterei. Wie Schlangen winden sie sich auf den schmalen Gebirgswegen, wie Klapperschlangen, deren unheimliches Rasseln schon von weitem das nahende Ungeheuer verkündet.

Und lebhafter wird es nun auch mit einem Mal in Chenebier und vor dem Bois des Evaux. Mit einer größern Heftigkeit flammt dort das Schützenfeuer auf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Und hier sammelt das Kommandowort der Führer die Füsiliere zu einem erneuten Vorstoß in den heimtückischen Wald. Aber hier wie dort will das Gefecht nicht mehr vorangehen. Das 4. Regiment erwehrt sich nur noch mit äußerster Kraftanstrengung des übermächtigen Feindes, und die Füsiliere müssen schon nach kurzem Anlauf vor dem kolossalen Schnellfeuer der Franzosen zurückweichen. Und doch hängt alles von den Fortschritten des rechten Flügels ab. Die Füsiliere müssen den Wald gewinnen, müssen Chenebier von Norden packen, soll es nicht auch im Süden verloren gehen. Und so sprengt denn General Degenfeld hinüber, um die Leitung des Gefechts in die Hand zu nehmen. Zuvor aber holt er sich seine Helden von gestern. Den Füsilieren 3. Regiments weist er eine Aufnahmestellung für das 4. Regiment zu, das 1. Bataillon der 3er zieht er sofort in die erste Linie nach Echevanne. Dann eilt er zu den 5ern und 67ern, die matt von Kämpfen und Entbehrungen die Köpfe hängen lassen. Mit feurigen Worten mahnt er sie an ihre Pflicht. „Schaut mich an!" ruft er den jungen Kriegern zu, „ich bin ein alter Mann, habe auch seit zwei Tagen nichts gegessen und harre doch aus. — Vorwärts, der Wald muß genommen werden!"

Wer ließe sich das zweimal sagen? 5er, 67er, 3er — keiner will zurückbleiben. Selbst die Landwehr läßt sich's nicht nehmen. Und als sie ein jugendlicher Füsilier von den 5ern zum Bleiben auffordert, sie hätten ja Weib und Kind daheim, da reicht ihm ein großer Blondbart unter Thränen die Hand: „Dat jeht nich, Ihr braven Badischen! Wir jehn mit!"

„Das Ganze avancieren!" schmettern die Hörner, und mit brausendem Hurra stürzen sich die Wackern zum dritten Mal in den feuersprühenden Wald. Und nun beginnt ein Kampf so blutig, so erbittert, daß er nicht seinesgleichen findet auf der ganzen Front der Lisaine-Schlacht. In dem von Schluchten zerrissenen, von dichtem Gestrüpp durchwucherten Wald lösen sich gar bald die Truppenverbände auf. Wie sie der Zufall zusammenführt, kämpfen sie Schulter an Schulter, Rücken an Rücken, der Rheinländer neben dem Sachsen, der Sohn der Mark neben dem Sprossen des Schwarzwalds. Schritt für Schritt dringen sie in dem wilden Gehölz vor. Hinter jedem Gebüsch, jedem Felsvorsprung lauert mörderische Heimtücke. Uebermacht und Minderzahl, Minderzahl und Uebermacht stoßen aufeinander und zersplittern sich gegenseitig. Schwarz-weiß-rot malt sich der Grund von zerstampfter Erde, glitzerndem Schnee und rieselndem Herzensblut. Kühnheit, List, heroische Aufopferung, kleinliche Verzagtheit, alles was den Charakter des Mannes erhebt und erniedrigt: hier enthüllt es sich in seiner nacktesten Wahrheit. Es ist der Kampf bis aufs Messer, bei dem die ganze Bestie im Menschen erwacht. Ein unaufhörliches Getöse braust durch die Luft, ein höllisches Gemisch von jauchzenden Hurras, Wut- und Wehgeschrei, von Salven- und Schnellfeuer, von krachenden Granaten, knatternden Shrapnels und dem unheimlichen Gerassel der Mitrailleusen.

Gelber Pulverdampf windet sich langsam zwischen den dunklen Baumwipfeln hindurch in die regenschwere Luft. Und wie ein Totengewand breitet sich über all das Sterben und Verderben der graue undurchdringliche Himmel.

Hin und her schleudern sich die Gegner. Wiederholt werden einzelne deutsche Abteilungen aus dem Wald gedrängt. Aber immer wieder raffen sie sich auf in großen und kleinen Trupps, selbst ohne Offiziere. Und endlich, endlich, nach zweistündigem entsetzlichem Ringen, gelingt es ihnen, Fuß zu fassen am Südrande des Bois des Evaux.

Vor ihnen breitet sich ein Wiesengrund; nur noch 100 Schritt und sie sind in Chenebier. Nur noch 100 Schritt? Vorwärts, Chenebier muß unser sein!

Von neuem rasseln die Trommeln ihr Sturmlied, und was nicht der Tod erwürgte im hehlenden Wald, das stürzt sich mit Hurra in den Kugelregen, der wie ein tobender Wildbach über die Wiese rauscht. Und wirklich, es gelingt! Unter dem mörderischen Feuer des Feindes werden die ersten Häuser des Dorfes genommen. Aber nur die ersten. Dann rafft sich der Gegner in seiner ganzen Größe auf, wie eine Sturmwelle wälzt er sich über die Eindringlinge hin und rollt sie widerstandslos bis an den Waldrand zurück. Noch einmal wird der Angriff versucht, noch einmal blutig zurückgewiesen. Selbst das Festhalten des Waldrandes macht das gewaltige Feuer des Feindes unmöglich. Es bleibt nur der Rückzug. Und finstern Mutes geben die Tapfern preis, was sie soeben mit ihrem Herzblut errungen haben. Gegen 10½ Uhr sind die Kompanien wieder am diesseitigen Waldrand versammelt.

Und das 4. Regiment? Auch das hat glorreich Erworbenes dem Selbsterhaltungstrieb opfern müssen. Mannhaft hatte es den immer gewaltigeren Vorstößen der Fran-

zosen getrotzt, stets in Erwartung eines Eingreifens der Brüder auf dem rechten Flügel. Als aber diese Hilfe ausblieb, der Feind dagegen immer neue Bataillone ins Gefecht führte, da entschloß sich Oberst Bayer — es war in der 9. Stunde — den ungleichen Kampf abzubrechen. Langsam, in größter Ordnung, wenn auch unter schweren Verlusten, vollzog sich die Räumung Chenebiers, wurde der Rückzug durch das Lisaine-Thal in die Aufnahmestellung der Füsiliere 3. Regiments fortgesetzt. Keinen Gefangenen, kein Beutestück ließ man im Stich; sie wenigstens sollten Kunde geben, wie wacker sich die 4er geschlagen. Aber deren bedurfte es kaum: die furchtbaren Verluste des Regiments sagten alles. Der Feind begnügte sich mit der Besetzung Chenebiers, nur vereinzelt folgte er den abziehenden Helden.

Und nur vereinzelt ist er auch zunächst dem rechten Flügel durch den Wald des Evaux gefolgt. Der todesmutige Angriff der Unsern mußte ihm doch gewaltigen Respekt eingeflößt haben. Und todesmutig war er ja auch. Aber um so furchtbarer ist jetzt das Erschlaffen. Sterbensmüde, vor Hunger ermattet, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, stehen sie am Waldesrand, an jedem fernern Erfolg verzweifelnd! Es bläst Sammlung. Ja was findet sich denn noch? — dürftige Reste. Kaum die Hälfte ist noch beisammen, die übrigen tot, verwundet, zersprengt. Schrecklich haben sich die Reihen gelichtet, und vor allem fehlt es an Offizieren. Verzweiflung liegt auf den Gesichtern. Wenn jetzt der Feind energisch angreift, sind sie verloren.

Da, im Augenblicke der größten Not, erscheint General Keller. Mit wehmütigem Blick schaut er auf die Trümmer seiner Bataillone. Dann aber nimmt er alle Kraft zusammen und in begeisterter Rede mahnt er zum unbedingten Festhalten der Stellung. Und als er zum Schluß mit ge-

hobener Stimme, deren vibrierender Ton allen durch Mark und Bein geht, seinen Kriegern zuruft: „Kinder, denkt an Eure Eltern, denkt an Eure Geschwister! Wie würde es diesen gehen, wenn die hinüberkommen?“ — Da kehren der alte Mut, die alte Kraft, das alte Vertrauen zurück, Thränen in den Augen reichen sich die Wackern die Hände und schwören zu siegen oder zu sterben. „Der Wald muß genommen werden!“ donnert General Keller. Und zum vierten Mal scharen sich Badener und Preußen um ihre Führer. Ein brausendes Hurra wälzt sich von Flügel zu Flügel. Rechts 5er und 67er, links Landwehr und 3er, stürmen sie in einem Anlauf den Waldessaum, stürzen sie mit tosendem Gebrüll auf den hartnäckigen Feind. Noch einmal das entsetzliche Handgemenge. Gleich brünstigen Tigern springen sie sich wechselseitig an die Gurgel, dem Gegner aus der Kehle reißend den verröchelnden Schlachtruf. Und noch ehe der Feind seinen zertretenen Kompanien die rächende Hilfe gebracht, sind die Deutschen in unaufhaltsamem Vorwärts durch den blutdampfenden Wald bis hart vor Chenebier gedrungen. Da aber braust es ihnen ins Gesicht, als ob ein Wellensturm den Ocean zersplittert hätte in Millionen dampfsprühender Tropfen — die Luft zittert, die Erde bebt und wehklagend entkleiden sich die Waldbäume ihrer stolzesten Wipfel und Zweige. So furchtbar ist das Feuer des Feindes . . . da muß Menschenkraft erlahmen.

Die 5er und 67er zur Rechten klammern sich noch einige Zeit mit den blutigen, mordmüden Händen an die Stämme des Waldes, dann, als der Feind von rechts zu umgehen droht, treten sie langsam den Rückzug an. Die 3er und Landwehrleute zur Linken gehen, nach einem vergeblichen Sturm auf die Barrikade am Nordeingang des Dorfes, ebenfalls in den Wald zurück. Das Menschenmögliche ist

gethan. Chenebier kann mit so schwachen Streitkräften nicht gewonnen werden. Man muß sich auf die Defensive beschränken.

Es ist Mittag geworden. Das Detachement Keller, soweit es noch kampffähig ist, rüstet sich zur Abwehr des Gegners. Das 4. Regiment sperrt im Bois Féry die grade Linie nach Chalonvillars, die Füsiliere 3. Regiments besetzen die Höhe südlich Echevanne, um ein Hervorbrechen aus dem Lisaine-Thal zu verhüten, die Bataillone des rechten Flügels halten noch um und am Bois des Evaux.

Ruhe ist eingetreten nach dem schrecklichen Gemetzel der letzten Stunde. Nur die Kanonen donnern fort und fort, als brächten sie den Geistern der Erschlagenen den Trauersalut, der sie in die Ewigkeit geleitet. 16 Offiziere 550 Mann decken tot oder verwundet das Schlachtfeld auf deutscher Seite; wieviel mögen's erst auf französischer sein? Denn erschüttert ist auch der Feind. Nur noch zu ganz schwachen Vorstößen rafft er sich auf trotz seiner Uebermacht. Und als General Keller gegen 4 Uhr seine Truppen um Frahier konzentriert, da wagt er's nicht einmal, Echevanne in Besitz zu nehmen.

Chenebier ist nicht erobert worden. Nach dem Mißlingen des Ueberfalls war das auch kaum noch zu erwarten. Aber glänzend hat General Keller mit seiner kleinen Schar die Aufgabe gelöst, des Gegners Offensive auf Chagey oder gar Belfort zu verhindern. Die Gefahr für den rechten Flügel unserer Schlachtordnung ist damit beseitigt. —

Wie stand es auf dem übrigen Schlachtgefild?

Da wollte es heut zu keinem ernsten Zusammenstoß mehr kommen. Nur Chagey wurde noch etwas von dem Kampfeswirbel gestreift, der um Chenebier seine rauschenden Ringe wand. Und im äußersten Süden der Lisaine-Stel-

lung ließ sich der Feind noch einmal herbei, unsere Kanoniere zu beschäftigen.

Hier im Süden hatte schon seit der 10. Morgenstunde ein gewaltiger Artilleriekampf getobt. Und gegen Mittag steigerte sich das feindliche Feuer derart, daß sich aller Augen erwartungsvoll auf die westlichen Thalhänge richteten. Denn, zweifellos, der Feind plante einen neuen Gewaltstoß seiner Infanterie. Und richtig. Wie aus der Erde geschossen standen auf einmal gegen zehn französische Bataillone in langer, schräger Linie von Mont Chevis Ferme bis zum Bois Bourgeois auf dem Feld. Unter wildem Geschrei und knatterndem Gewehrfeuer avancierten sie gegen unsere Stellung. Potztausend was haben da unsere Kanoniere ins Pulverfaß gegriffen! Und kaum war denn auch die erste französische Tirailleurlinie in ihre Wirkungssphäre getaucht, da schlugen schon die Wogen der Vernichtung über ihr zusammen. Zu Hunderten wälzten sich die kühnen Draufgänger in ihrem Blut, und voller Entsetzen stoben die Ueberreste der Bataillone auseinander. So wurde der linke feindliche Flügel gleich beim Ansatze zertrümmert. Der rechte gelangte noch bis zur Höhe der alten Citadelle, abteilungsweise sogar bis Montbéliard, um dann gleichfalls unter den Mordgeschossen unserer Artillerie zu verenden. In Strömen von Blut ward so dieser letzte Massenvorstoß erstickt, der uns — nur Granaten kostete.

Weniger bequem wurde es uns gemacht in

Chagey.

Denn hier hatte Infanterie vor allem das Wort zu führen, und Flintengezänk pflegt den Parteien immer etwas nahe zu gehen. Gleichsam die Urheber des Gefechts aber waren hier die Deutschen.

Schon bald nach 3 Uhr in der Frühe war Major Lang mit seinem 2. Bataillon 3. Regiments und der 9. und 11. Kompanie der 6er im Lisaine-Thal vorwärts marschiert, um den Angriff des Detachements Keller auf Chenebier zu unterstützen. Aber schon nach kurzem Vormarsch stieß er im Thalgrund auf stark besetzte Verhaue, und erhielt zugleich ein derartiges Flankenfeuer aus den umliegenden Wäldern, daß er umkehren mußte. Sofort ließ er in Chagey alarmieren, denn ein Gegenstoß der Franzosen war anzunehmen. Und in der That, kaum begann der Tag zu grauen, da sausten auch schon feindliche Granaten von Norden her in das Dorf. Eine französische Gebirgsbatterie hatte sich an einem Wiesenhange des Bois de la Thure festgesetzt und polterte nun herüber, als ob sie chronischen Schlucken hätte. Und nicht genug: auch am Saum des Bois de la Vaucherie begannen 2 feindliche Batterien ihre ehernen Nasen zu schneuzen. Dann kam auch rothosige Infanterie. In dichten Schützenschwärmen drang sie aus dem nördlichen Lisaine-Thal und dem Bois de Nan gegen Chagey vor, der 5. Kompanie der 3er wie gerufen. Und so trefflich ließ diese die Schießprügel ihres Amtes walten, daß die Franken schleunigst das Weite suchten. Selbst der Gebirgsbatterie wurde das Geschieße zu arg. Sie lud sich wieder auf ihre geduldigen Maulesel und trabte unwirsch von dannen. Die beiden Batterien am Bois de la Vaucherie blieben dagegen. Ja sie holten sich noch eine dritte Batterie zur Gesellschaft, die am Ausgang der Schlucht südlich des Bois de Nan auffuhr. Und nachdem uns diese Thunichtgute die Ohren hinlänglich voll gebrüllt, glaubte auch die französische Infanterie wieder ein Wörtchen drein reden zu dürfen. In geschlossenen Massen strömte sie von Westen her grad auf unsere Front los. Ei, wie haben da unsere Seehasen Feuer gerissen!

Und nicht minder die preußischen 30er, von denen mittlerweile 2 Kompanien zu Hilfe gekommen waren. Und siehe da: die Franzosen ließen Chagey Chagey sein und suchten statt Lorbeeren hier Tannenzapfen drüben im Walde. Und so machten sie's noch einmal ein Stündchen später. Es war immer dieselbe Geschichte. Ein flotter Anlauf — piffpaff — eine allgemeine Grasbeißerei, und — ein noch flotterer Ablauf. Bumm! bumm! bescheinigten die französischen Kanoniere den wohlbehaltenen Empfang ihrer Landsleute.

Gegen Mittag verstummte das Infanteriefeuer. Noch eine Weile knurrte sich die beiderseitige Artillerie an, die unsererseits aus Batterie Leiningen und der aus der Reserve vorgezogenen Batterie Stetten bestand, dann zogen die französischen Kugelspritzen den kürzeren und — ab. Um 2 Uhr war alles wieder still. Nur Patrouillen übten sich noch im Schießen nach beweglichen Zielen. Eine nachmittags mit großem Spektakel angerasselte Mitrailleusenbatterie kriegte es schon nach unseren ersten Granaten mit der Angst. Und unter dem Gelächter unserer Leute fuhren die „großen Kaffeemühlen" mit noch größerem Spektakel wieder ab.

So war Chagey zum zweiten Mal gerettet. Und das schönste dabei war, daß trotz allen Anstrengungen der Franzosen Major Lang unterdessen wohlgemut auf Chenebier abziehen konnte. Auf Waldpfaden, die Lisaine-Chaussee vermeidend, erreichte er um 11 Uhr die Mühle Colin. Hier stieß er auf starke feindliche Schützenschwärme mit nachrückenden Soutiens, die es augenscheinlich auf den rechten Flügel des Detachements Keller abgesehen. Es kam zu einem kurzen Feuergefecht, das den Feind stellte, und in dessen Verlauf sich Major Lang durch das Bois d'Essoyeux auf

Frahier zurückzog. So hatte das 2. Bataillon der 3er wenigstens nachträglich noch etwas zur Entlastung der um Chenebier ringenden Brüder beigetragen.

Mit diesen Vorstößen auf unseren rechten Flügel in Chagey und unseren linken Flügel bei Montbéliard war die Offensivkraft des Gegners erschöpft für heute und — fast schien es so — für immer. Denn hatten diese letzten Angriffe schon die wilde Energie vermissen lassen, die alle früheren Durchbruchsversuche der Franzosen ausgezeichnet, so offenbarte das ganze weitere Verhalten des Feindes eine stetig zunehmende Erschöpfung seiner Kräfte. Die nur noch lässig unterhaltene Kanonade im Centrum verstummte bald nach Mittag ganz. Montbéliard, das er schon nachts zuvor geräumt hatte, ließ er unangefochten in unserem Besitz. Bei Chenebier wagte er es, wie wir sahen, nicht einmal den abziehenden Truppen Kellers bis Echevanne zu folgen, sondern begnügte sich mit seinem Defensiverfolg. Und diesen unverkennbaren Anzeichen der Ermattung traten bald andere zur Seite, die sogar eine tiefgehende Entmutigung verrieten. Infanteriekolonnen sah man während des Nachmittags unruhig hin und her ziehen. Und deutlich erkannte man durch das Fernrohr, daß er auf den jenseitigen Hängen Schützengräben aufwarf, Geschütze einschnitt und Barrikaden baute. Warum das? Doch gewiß nur, um sich den Rückzug zu sichern. Den Rückzug?! Bourbaki auf dem Rückzug?! Und wir hätten den Gewaltstoß der furchtbaren Armee abgewiesen?! Wir hätten g e s i e g t?! Eine Flut jauchzender Gefühle brauste durch die Herzen unserer Beobachter und ertränkte für einen Augenblick alle krittelnden Gedanken. Aber nur einen Augenblick. Dann trat der kalte Verstand wieder in seine Rechte, und der sagte: abwarten! Noch stand uns Bourbaki gegenüber und noch, trotz allen Verlusten, mit gewaltiger Uebermacht.

Ein verzweifelter Massenstoß konnte auch jetzt noch unsern ehernen Wall durchbrechen. Also — abwarten!

Aber in der folgenden Nacht mehrten sich nur die Anzeichen, die auf eine Rückwärtsbewegung des Feindes deuteten. Man hörte ihn schanzen, unaufhörlich tönten Horn- und Trompetensignale herüber, und die ganze Nacht vernahm man das dumpfe Rollen abfahrender Wagen und Geschütze.

Der Morgen des 18 Januar brachte endlich Gewißheit. Als das Tageslicht die gegenüberliegenden Höhen entschleierte, da sah man alle Straßen mit Truppenkolonnen bedeckt, die — nach Westen marschierten. Nach Westen! Nun war der Rückzug Bourbakis garantiert.

Bourbaki flieht! Hurra! Hurra! Hurra! Die lange Front der Lisaine-Stellung hinab flog die Freudenkunde mit Blitzeseile. Ein wahrer Siegestaumel bemächtigte sich der deutschen Soldaten. Alle Unbill der letzten Tage, alle Strapazen und Entbehrungen waren vergessen, waren spurlos aus der Erinnerung gewischt durch die Thatsache des Sieges. Die eben noch dagestanden, krummbeinig wie hundertjährige Karrengäule, sie tanzten jetzt im fußtiefen Schnee herum gleich Mäusen auf dem Kornboden. „So, jetzt freut mich wieder mein Leben!" schrie der „alte Weiher" von den 5er Füsilieren wohl hundertmale, während er alle Kameraden der Reihe nach umarmte, abküßte und sie zu den tollsten Sprüngen herumriß. Und nun begann ein heidenmäßiges Lagerleben, vor allem bei den Badenern, deren ganze Division sich um Chenebier vereinigte. Die einen trugen Kartoffeln, die anderen schleppten Holz ins Biwak. Schweine wurden requiriert, Rinder transportiert. Hühner, Gänse, Enten mußten ihr kleines Leben lassen familienweise. In Strömen floß das Blut dieser Unmündigen. „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen." Aber so groß

auch die Mäuler wurden, als es an den lang entbehrten „Fraß“ ging, riesengrößer, hoffnungslöser wurden sie bei der Verdauungsrenommage. Da wurde Bourbaki zu einer Schmeißfliege, die man im Spucknapf hätte ertränken können. Da wurde er zu einem Schneemann, den ein deutsches Streichholz eingeschmolzen. Da wurde er nichts geringeres als eine Erbse, die der Michel in seiner Erbswurst verschlungen zu haben behauptete. Bei dieser Unverschämtheit brach die ganze Bande in ein brüllendes Gelächter aus und begann von neuem im Schnee herumzuwalzen:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind hantieren wir,
Der Werder ist die Sonne.

Heut kehren wir in Dijon ein,
Und morgen ....“

„Daß euch das Donnerwetter hol’, verfluchte Kerls! Was ist denn das für ein verrücktes Gegröhle! Vorwärts! Die ganze Korporalschaft nimmt Schanzzeug und tritt sofort an zum — Begraben!“ Und säbelrasselnd zieht der „Vizespieß“ von dannen.

Zum Begraben! Der strahlende Siegesthaler hatte auch eine Kehrseite, und da sah man ein meilenweites Leichenfeld. 2158 Tote, Verwundete, Vermißte zählte das Korps Werders, wovon 829 Mann auf die badische Division entfielen. Aber allein 1500 Tote und 4500 Verwundete des Feindes fanden wir auf dem Schlachtgefild, wie viele also mögen es erst in Wirklichkeit gewesen sein? Ein Gang über den Schauplatz dieser dreitägigen Kämpfe gehörte zum Entsetzlichsten, was Menschenaugen und -herzen begegnen kann. Nicht daß man Tote sah, war so schrecklich, sondern wie

man sie sah. Der Krieger, den die feindliche Gewehrkugel oder der Granatsplitter plötzlich dahingerafft, machte eher einen friedlichen Eindruck: er ist diesem Jammerthal entronnen, fast ohne daß er's wußte, ohne daß er's empfand. Aber wenn man den schönen Menschenleib zerrissen sieht in tausend blutige Fetzen, wenn die Lage des Körpers erkennen läßt, daß der Verwundete erfroren ist, hilflos in eisiger Winternacht, wenn uns aus dem weißen Schnee ein Gesicht angrinst, kohlschwarz von beginnender Verwesung, dann zittert das Herz in der Brust und ein Schrei der Angst drängt sich auf die bleichen Lippen, der Angst vor dem unerbittlichen Menschengeschick. Und so fand man die Opfer der Schlacht zu Hunderten, zu Tausenden. In einem vom französischen Aerztepersonal verlassenen Steinbruch zwischen Chagey und Chenebier lagen 100 Franzosen. Sie alle waren nur verwundet gewesen, wie ihre frischen Verbände bezeugten, sie alle hatten sich schon unter den Händen ihrer Samariter geborgen gefühlt, da riefen die Trommeln zum eiligen Rückmarsch, um das eigene Leben sorgend stürzten die Samariter von dannen und der eisige Tod konnte die Beute greifen, die ihm beinahe entronnen war. Um Chenebier sah es aus, als ob da lauter Turkos gekämpft hätten, denn tagelang hatten die Toten vor dem heiß umstrittenen Orte gelegen wie Aas, das nicht einmal wert ist, in der Erde zu Erde zu werden. Aber hart ist nicht nur das Geschick, härter ist oft noch der ruchlose, der vertierte Mensch. Als die braven Landwehrleute vom Schlosse Montbéliard herabstiegen, das sie drei Tage lang so mannhaft behauptet, da fiel in den Straßen der Stadt ihr Blick auf die verstümmelten Leichen ihrer Kameraden. Nasen und Ohren waren ihnen abgeschnitten, und die eingeschlagenen Schädel bewiesen, daß man sie als Verwundete grausam ermordet hatte. Da

krampften sich die Hände der Helden in wortloser Wut, und vor den Leichen der Gemordeten wurden dem Rachegott die Leichen der Mörder gelobt. Ja der Krieg ist voll erhebender Momente: er stempelt den Menschen zum Mann, der sein Alles einsetzt für seine Ehre. Aber der Krieg ist auch voll grauenhafter Situationen, in denen der Mensch herabsinkt unter das Tier, in denen er nur noch seiner Wut gehorcht und seiner blutleckenden Leidenschaft.

Ernster waren die Truppen geworden, nachdem der erste Siegesrausch sich ausgetobt. Und nicht zum wenigsten trug dazu bei der Anblick des Schlachtfelds, auf dem sie Tote sammelten so zahlreich, als wären es Garben in gesegneter Erntezeit. Aber ernst mußten sie auch werden im Hinblick auf die Zukunft. Denn war der Feind auch geschlagen, noch war er nicht zertrümmert. Und wieviel solcher Leichenfelder mochte noch die Sonne schauen, eh' Frankreichs letzter Widerstand vernichtet?! Wieviel? Das wußte nur Gott.

„Herr, gieb uns bald ein gesegnetes Ende!“ —

Das Ende.

Noch waren die Toten auf den Schlachtfelderrn an der Lisaine nicht begraben, da schaute die Sonne bereits zwei neue Leichengefilde, das eine vor Paris, das andere bei St. Quentin. Dort ward am 19. Januar der letzte Massenausfall der Pariser Besatzung blutig zurückgewiesen, hier die französische Nordarmee vernichtet. Nur noch eine Hoffnung hatte jetzt Frankreich, wir nur noch einen Feind — Bourbaki. Und auch der hatte bereits die tödliche Wunde empfangen.

Denn wie Wasser zerfloß dem unglücklichen Feldherrn das gewaltige Heer unter den gebietenden Händen. Tau-

sende waren vor Belfort geblieben, Tausende brachen auf dem rastlosen Rückmarsch zusammen, Tausende warfen ihre Waffen und ihre soldatische Ehre fort und verließen den Führer, von dem sie vergebens leichte Siege erhofft. Ueber dem wenigen aber, was noch übrig geblieben, zogen sich bereits die düsteren Wetterwolken zusammen, aus denen der zerschmetternde Blitzstrahl niederfahren sollte.

Von Belfort drängte das 14. Korps hinter dem geschlagenen Feinde her, und von Norden stürmte General von Manteuffel mit dem 2. und 7. preußischen Korps herbei, um das von Werder gehetzte Wild vor seinem Schlupfwinkel zu stellen. Denn das war die kühne Idee, wohl würdig, den krönenden Abschluß des strategischen Riesengebäudes zu bilden, das Moltke über dem ächzenden Leibe Frankreichs errichtet. Während Werder Bourbakis Heer nach Südwesten drängte, sollten das 2. und 7. Korps sich im Westen und Süden vor die flüchtigen Franzosen schieben und sie so abschließen von der Heimat und einschließen zwischen deutschen Bajonetten und der Schweiz.

Niemals ist ein Kriegsplan großartiger ersonnen worden, und niemals wurde er großartiger ausgeführt.

Schon am 17. Januar hatten sich die Kolonnen Manteuffels aus den Felsenthälern der nördlichen Côte d'Or (Dijon-Langres) entwickelt. Schon am 21. standen sie auf der Linie Dôle-Marnay. Schon am 23. hatte das 7. Korps die Hauptstraßen von Besançon nach Lyon gesperrt, war das 2. Korps über Villers-Farley — Arbois im Eilmarsche nach der Grenze der Schweiz. Und in strikter Uebereinstimmung war auch Werder vorgegangen. Am 20. Januar hatte er die Verfolgung angetreten. Am 22. stand er auf der Linie Villersexel — St. Ferjeux — Onans. Am 24. erreichte sein linker

Flügel den Doubs, sein rechter den Ognon. Hier teilte er sein Korps. Die 4. Reservedivision und Detachement Debschitz hefteten sich, direkt südlich vorstoßend, an des Feindes Fersen. Die badische Division und Brigade Goltz stellten sich Besançon gegenüber*) und bildeten so den ruhenden Scheitel- und Drehpunkt des Heereswinkels, dessen eiserne Schenkel sich von Norden nach Westen enger und enger um Bourbaki zusammenschoben. Am 28. Januar hatten sich die deutschen Flügel bis auf wenige Meilen einander genähert. Bei Pontarlier sollte am 1. Februar ein konzentrischer Angriff die französische Ostarmee vernichten. Da — entzog sich der Feind unsern Händen durch die Flucht in die Schweiz. 80,000 Franzosen traten in einem jämmerlichen Zustande über die Grenze. Ihr Feldherr Bourbaki hatte schon vorher durch Selbstmord geendet. Nun streckten auch sie die Waffen. Und Frankreichs letzte Hoffnung, unser letzter Feind war vernichtet. Das erschütternde Trauerspiel hatte sein erschütterndes Ende gefunden.

Bald hatte es uns der Herr gegeben; war es auch segensreich? Es war segensreich. Wir hatten unser Bestes eingesetzt nicht nur für unsere Ehre, auch für bleibenden Gewinst.

Schon am 28. Januar war mit der Kapitulation von Paris ein Waffenstillstand geschlossen worden, der nur noch die Departements Jura, Doubs und Côte d'Or ausnahm. Nachdem auch hier die deutsche Siegessaat gereift und geerntet war, wurde der Waffenstillstand auf ganz

*) Die badische 2. und Kavallerie-Brigade nahmen noch teil an einer Expedition gegen Dijon, das 20—25000 Garibaldianer bisher behauptet hatten. Am 1. Februar wurde die Hauptstadt Burgunds ohne Widerstand besetzt. So hatte auch hier der Krieg mit badischer Hilfe ein erfolgreiches Ende gefunden.

Frankreich ausgedehnt. Am 26. Februar wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet in Versailles. Am 10. Mai 1871 wurde der definitive Friede geschlossen zu Frankfurt am Main.

Das ganze Elsaß außer Belfort, Deutsch-Lothringen mit Metz und Diedenhofen, ein Besitz von 260 Quadratmeilen mit 1 1/2 Millionen Einwohnern, wurde Deutschland einverleibt. Frankreich zahlte 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung. Und Deutschland, das sich wie ein Mann für den Schutz seiner Ehre erhoben, es wurde eins, es wurde zum deutschen Kaiserreich*). Das war unser bleibender Gewinst.

In weniger als 7 Monaten hatten die deutschen Heere in 17 großen Schlachten, in 156 Gefechten gesiegt, hatten sie 26 feste Plätze erobert, 3 Marschälle, 11650 Offiziere und 363000 Mann des Feindes gefangen, und über 6700 Geschütze und 120 Adler und Fahnen erbeutet — hatten sie das stolzeste, das übermütigste Volk der Welt gedemütigt bis in den Staub. Das war unsere Ehre.

Und wir Badener haben zu diesen unvergleichlichen Erfolgen beigetragen so viel wir nur vermochten. Straßburg, Nompatelize, Ognon, Dijon, Chateauneuf, Nuits, Belfort: das sind die Lorbeerblätter, die wir dem deutschen Ruhmeskranze eingeflochten. Rot waren die Blätter von unserem Herzensblut, aber das Blut haben dankbare Söhne und Enkel fortgeküßt, und leuchtend strahlt in unsere Zeit hinein und in alle Ewigkeit des Siegeslorbeers Immergrün. Lasset uns werden, wie unsere Väter waren.

Am 6. März traten die Badener den Rückmarsch an. Es war ein Triumphzug ohnegleichen. Der 3. April

*) Schon am 18. Januar hatte zu Versailles die Kaiserproklamation stattgefunden.

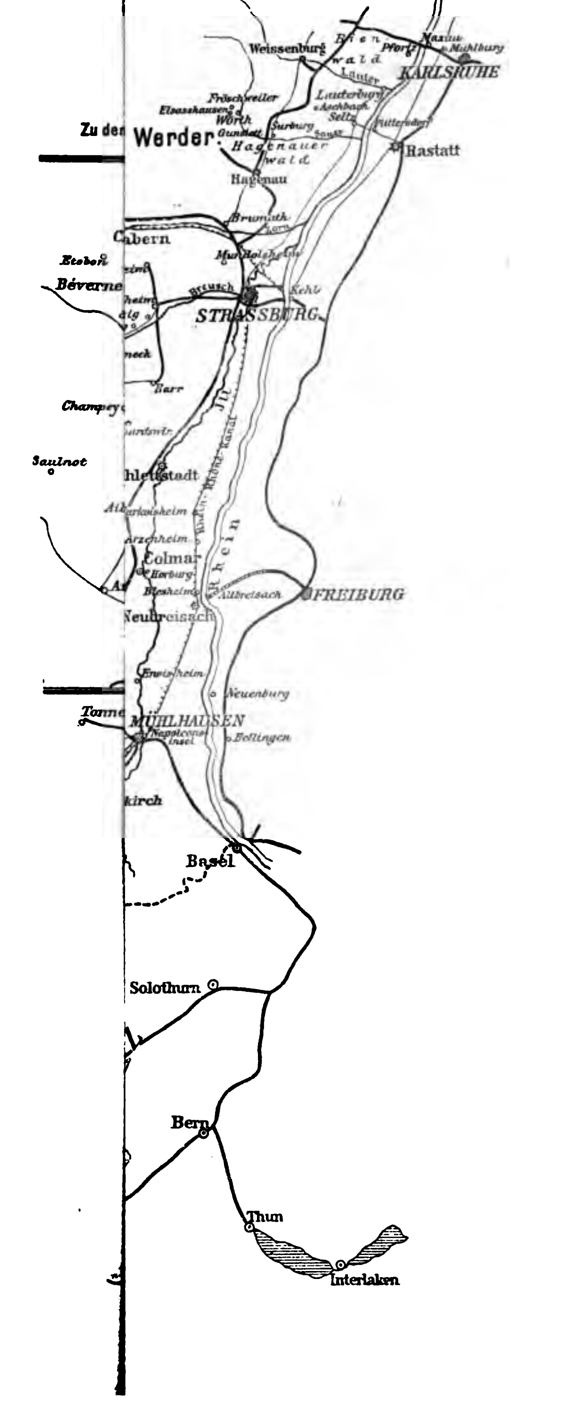
schaute die badische Division zum letzten Male vereinigt*) in Karlsruhe zur Heerschau vor ihrem Großherzog. Dann trat die Auflösungsordre des 14. Korps vom 6. März in Kraft.

„Gedenket zuweilen Eures tiefbewegten Führers, wie er Eurer nie vergessen wird," rief General von Werder seinen getreuen 14ern nach. Sie haben seiner gedacht, sie werden seiner gedenken immerdar. Und wie sie, so wir, so alle kommenden Geschlechter. Und wie an ihn, so ist unauslöschlich geschrieben in die Herzen des einigen deutschen Volkes die Erinnerung an alle die großen Fürsten, die großen Feldherrn, die tapfern Soldaten, die teilgenommen am Einigungskriege. Es war ein Werk aller für alle. Es war auch ein Werk der Badener für die Deutschen.

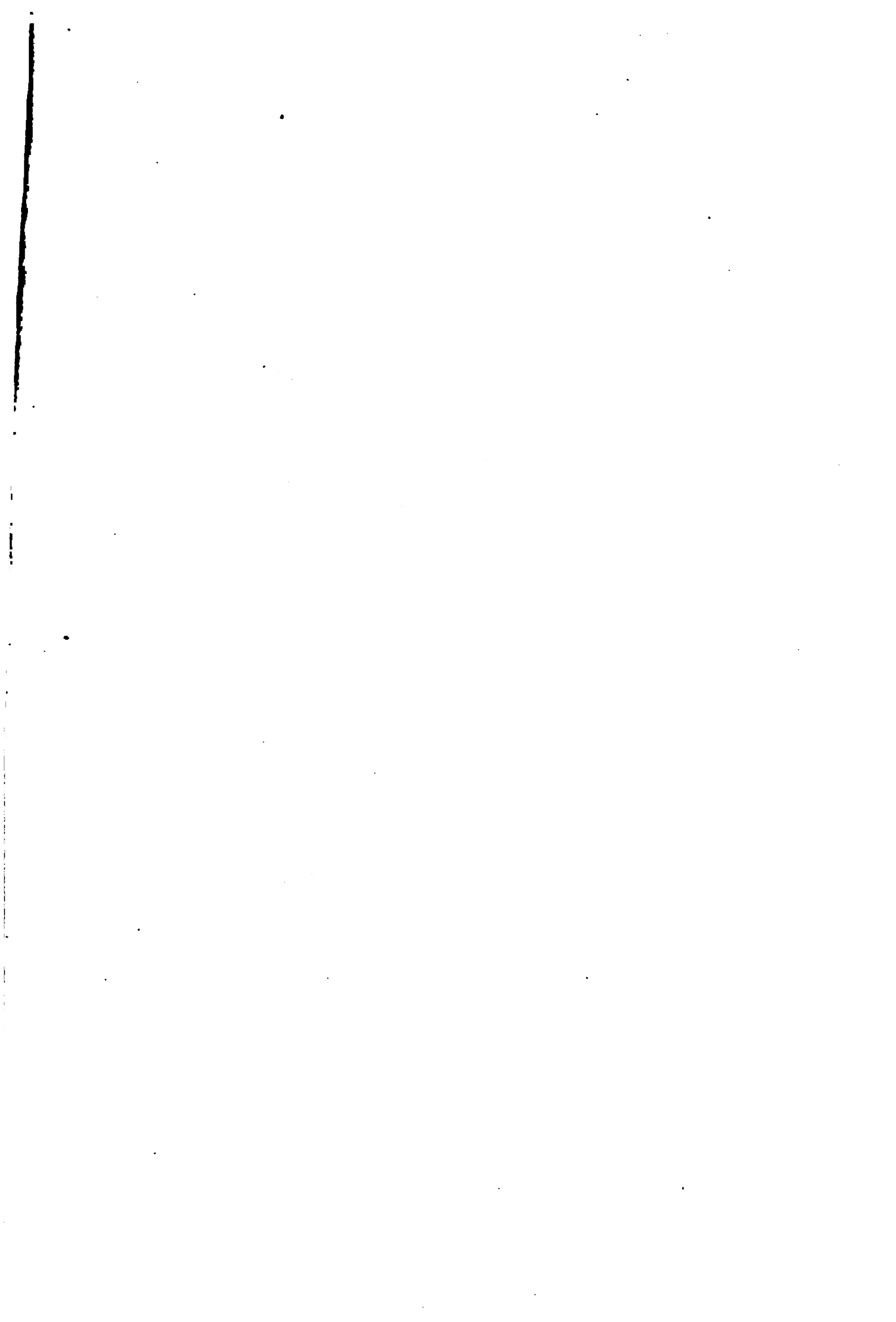
Nun schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei:
Doch wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

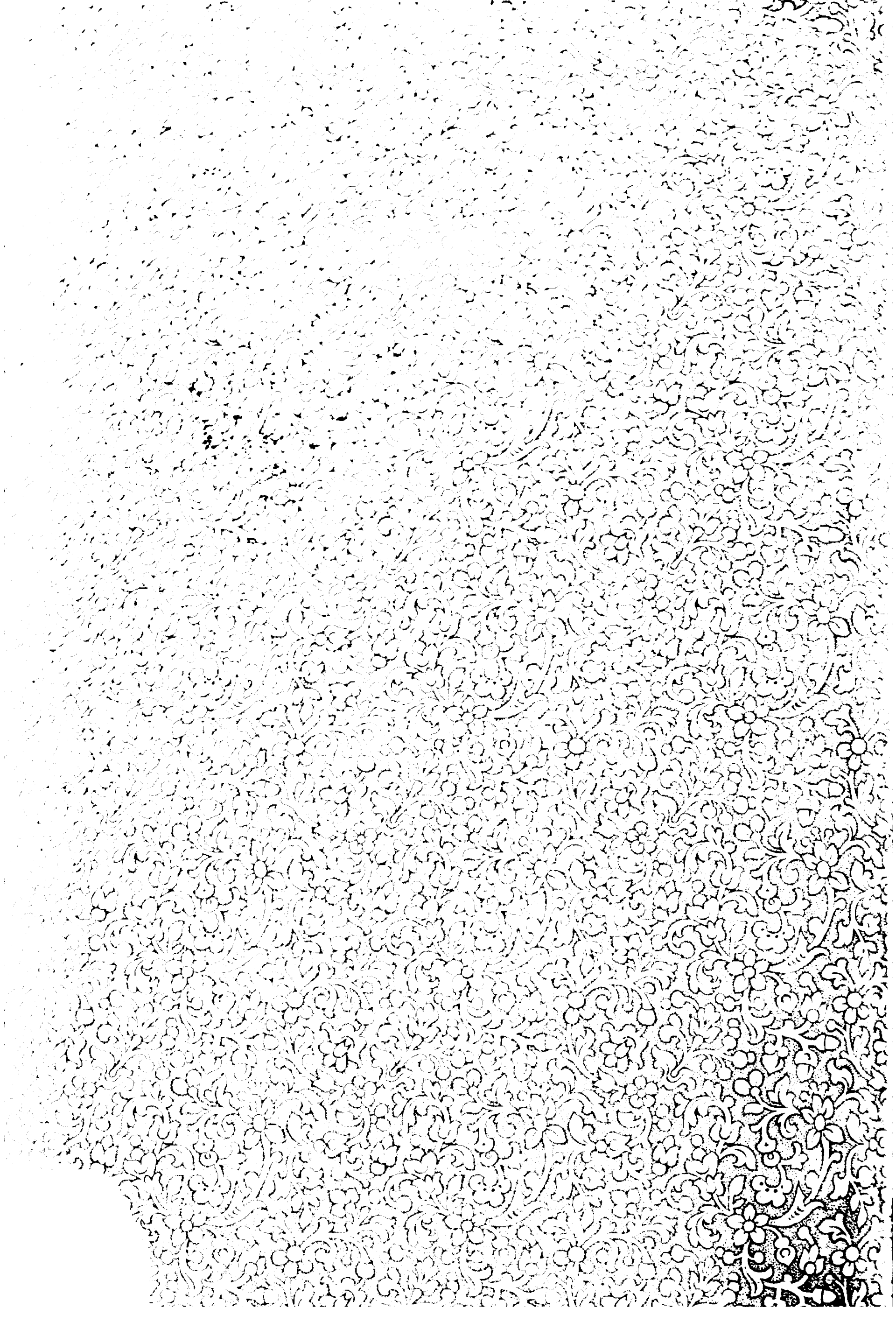
*) Nur das 5. badische Regiment und das 1. Bataillon des 6. nahmen nicht daran teil.

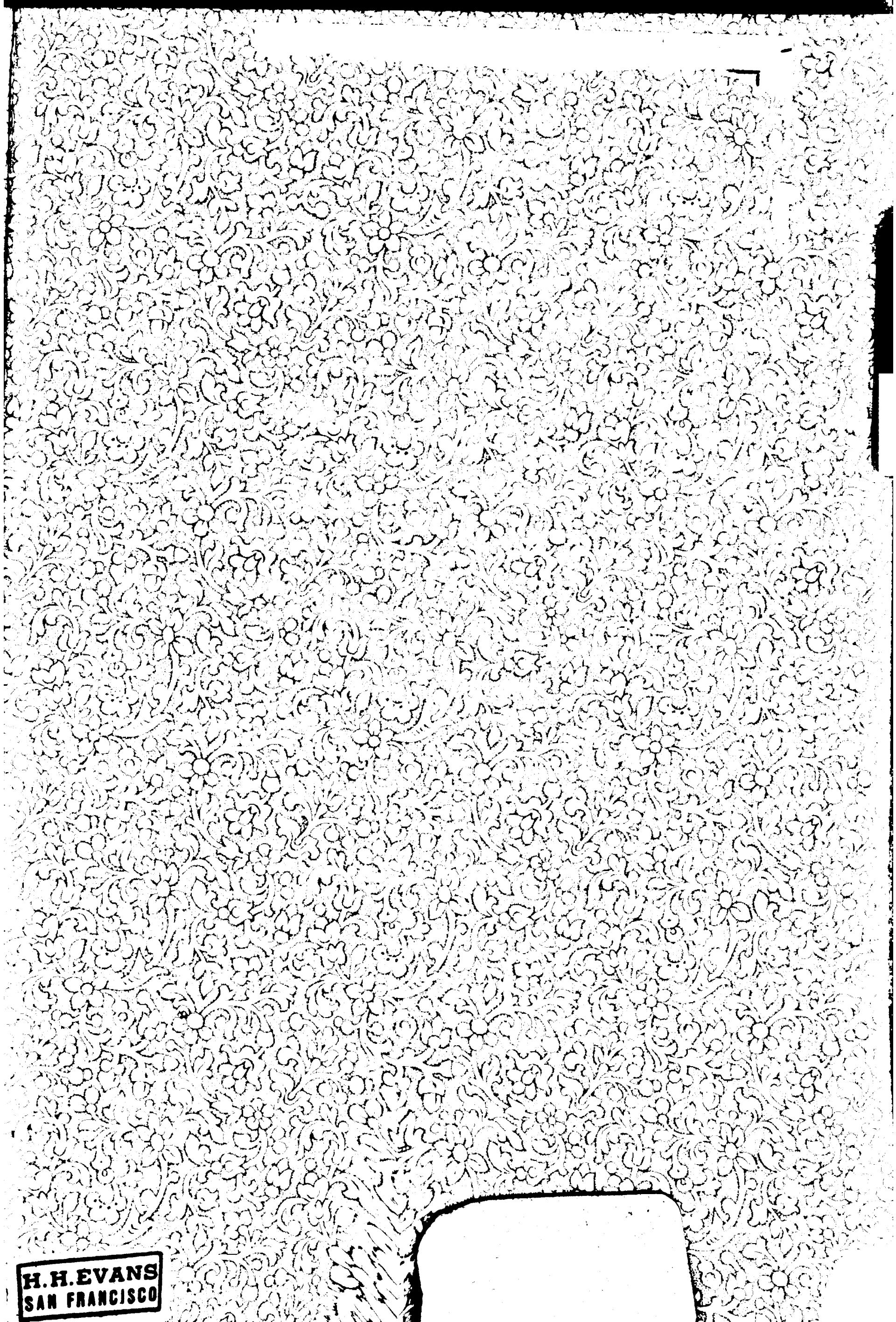




Zu den
Werder:
Weissenburg
KARLSRUHE
Rastatt
Hagenau
STRASSBURG
Kehl
Colmar
Neubreisach
FREIBURG
MÜHLHAUSEN
Basel
Solothurn
Bern
Thun
Interlaken






H.H.EVANS
SAN FRANCISCO

